20.5
ATI

NATIONAL-SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE

THE LIBRARY OF THE
MAR 5 1947
UNIVERSITY OF ILLINOIS

HERAUSGEBER ALFRED ROSENBERG

HEFT 161 1. DOPPELHEFT 1944 15. JAHRG.

ZENTRALVERLAG DER NSDAP., FRZ. EHER NACHF., MÜNCHEN

Digitized by Google

INHALT:

Otto Biedermann: Der Auftrag des Reichsleiters Rosenberg · Eberhard Achterberg: Von germanischer Schicksalshaltung in unserer Zeit · Karl Künkler: Die deutsche Dramatik der Gegenwart · Robert Scholz: Paul Ludwig Troost · Gottfried Neeße: Kunstwerk Spruch · Edgar Schindler: Henry Thode (2. Teil) · Kampf und Innerlichkeit (Prosa und Lyrik aus Vergangenheit und Gegenwart) · Kritik der Zeit: Lothar Schmidt-Renny: Das Bild im Sowjet-Haus · Dr. Jonak: Die Judenfrage in Ungarn · Fritz Peuckert: „Der Flachsacker" oder Dichtung und Tonfilm · Dr. Otto Uebel: Der neue „Luckenbach" · Kulturberichte: Dr.-Ing. H. v. Renesse: Todt und Speer zwei Führer der deutschen Technik · Dr. Stengel-v. Rutkowsky: Eine Philosophie der Rasse · Hildebert Reinhardt: Schrifttumsschau · Das Buch: Fritz Peuckert: Neue deutsche Erzähler vom Oberrhein · Edmund Weber: Neues Runenschrifttum · Dr. Heinz Oeppert: Die deutsche Glocke · Dr. Elisabeth Achterberg-v. Pusch: Unsern Kindern zur Freude · Braun: Der bolschewistische Weltbetrug · Tiefdruckbeilage zum Aufsatz über Paul Ludwig Troost

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP.
Herausgeber Alfred Rosenberg

Heft 161 | 1. Doppelheft 1944 | 15. Jahrg.

Otto Biedermann:

Der Auftrag des Reichsleiters Rosenberg

Am 24. Januar 1934 beauftragte der Führer den Reichsleiter Alfred Rosenberg neben seinen Aufgaben als Chef des Außenpolitischen Amtes der NSDAP. mit der Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP. Nachdem mit dem 30. Januar 1933 die politische und geistige Führung in die Hand Adolf Hitlers und seiner nationalsozialistischen Bewegung gelegt war, schloß sich in einem gewaltigen Aufbruch das ganze deutsche Volk in der Partei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden zusammen. In opferwilliger Bereitschaft erkannte der deutsche Mensch, soweit er bis dahin noch der nationalsozialistischen Bewegung fernstand, daß die Stunde von ihm Einsatz, Mitarbeit und Kampf für die Erfüllung des Aufbaues und des Neubaues unseres gesamten Volkslebens forderte. Um nun sicherzustellen, daß bei der Vielzahl der Organisationen und der sie vertretenden Menschen das innerste Wesen des Aufbruchs unseres Volkes, die nationalsozialistische Idee, keine Verflachung erfahre und daß die in der NSDAP., ihren Gliederungen und Verbänden zusammengeschlossenen Träger des politischen Lebens unseres Volkes eine einheitlich gesteuerte, eindeutige weltanschauliche Marschrichtung erhalten, wurde Alfred Rosenberg als der in Idee und Tat in allen großen Schicksalsstunden der Bewegung bewährte Mitkämpfer des Führers beauftragt, jene Funktionen auszuüben, die die Reinerhaltung der nationalsozialistischen Idee und damit der Idee des Führers garantieren.

An dem Tage, an dem die Bewegung ebenso wie das ganze deutsche Volk auf zehn Jahre Arbeit und Kampf Alfred Rosenbergs und seiner Dienststelle zurückblicken, erscheint es wertvoll, jene Grundlagen aufzuzeichnen, aus denen dieser Mann die umfassenden geistig-seelischen Kräfte erwarb, um den geschichtlichen Auftrag des Führers zu gestalten. In der baltischen Stadt Reval wurde am 12. Januar 1893 Alfred Rosenberg auf vorgeschobenem Posten unseres Volkstums geboren. Im Wesen des balti-

Digitized by Google

schen Menschen liegt nun eine Feinfühligkeit in der Erkenntnis des Verhältnisses der Menschen untereinander, die verbunden ist mit der Härte und Entschlossenheit des Jahrhunderte im Volkstumskampf stehenden Menschen und mit jener Weitsicht, die im Gegensatz zu der damals sich immer mehr verstärkenden Enge der deutschen Mitte an und vor den Grenzen des Reiches die Weite des russischen Raumes erfaßte. Er erlebte als junger Mensch mit eigenen Augen den Aufbruch des Bolschewismus und erkannte in ihm weit vor anderen die tödliche Gefahr, die nicht nur seinem eigenen deutschen Volk, sondern ganz Europa von dieser Seite aus drohte. Sein Eintritt in das politische Leben vollzog sich daher mit jener Kompromißlosigkeit, die aus seiner stammesmäßigen Herkunft erklärbar uns noch heute immer wieder bewegt, als er als Fünfundzwanzigjähriger im Schwarzhäupter-Saal zu Reval seine Rede über „Judentum und Bolschewismus" hielt. Sein Weg führte ihn nach München, und auch hier beweist er sich im Zusammenbruch unseres Volkes als tapferer und mutiger Kämpfer für die Wiedergeburt eines neuen Deutschlands, als er auf dem Marienplatz am Tage der Ausrufung der Räte-Republik zu mehreren Tausend als einer der allerersten sprach, die es wagten, in der Öffentlichkeit gegen den Bolschewismus vorzugehen. Dieser politische Kampf brachte ihn in Verbindung mit Dietrich Eckart und führte schließlich zu seiner ersten Begegnung mit Adolf Hitler im Jahre 1919, dessen Bewegung und ihre Ideen er sofort als die zukunftsträchtigsten zur Errettung des Vaterlandes erkannte. Alfred Rosenbergs Werk wurde nun in den Zeiten des Kampfes um die Macht zum Kristallisationspunkt der „geistig-seelischen Gestaltenkämpfe" unserer Epoche, wie er selbst seinen Weg und seinen Kampf in seinem Hauptwerk „Der Mythus des 20. Jahrhunderts" umreißt. Mit seinen Reden, seinen Aufsätzen und seinen Werken gab er der kämpfenden deutschen Seele jenen Maßstab der Selbstkontrolle, die sie in die Lage versetzte, Kampfstellung zu beziehen gegen alle zerstörenden Kräfte, die von seiten des jüdischen, liberalistischen und bolschewistischen Welt- und Volksfeindes gegen sie vorgetragen wurden. Niemals ist der Weg dieses Kämpfers abgesetzt von den Taten, Kämpfen und Auseinandersetzungen der Zeit, sondern die Waffen seines umfassenden Geistes formten und bildeten damals ebenso wie heute unsere eigene wie die Geschichte Europas. Dem Lebensgefühl unserer Rasse gab er zu jeder Stunde kämpferischen Ausdruck aus dem geistigen Abstandsgefühl einer Persönlichkeit, die gewohnt ist, durch die Tat zu wirken. Er kennzeichnete das Wesentliche, ohne sich jemals in Einzelheiten zu verlieren; Neues ließ er ausreifen und setzte es als Ganzheit an die Stelle des Alten, Vermorschten und Zusammenbrechenden. Im Mittelpunkt seiner Betrachtungen steht immer die Persönlichkeit, deren Werk die Offenbarung des Charakters seines Schöpfers darstellt. Wie stark die Persönlichkeit Alfred Rosenbergs selbst wirkt, beweisen wohl am eindringlichsten jene Auseinandersetzungen, die sich um den „Mythus" bewegten und bewegen.

Während sich die Gegner Alfred Rosenbergs in dogmatischen Erklärungen um Einzelheiten dieses einmaligen mitreißenden Kampfrufes aus-

Digitized by Google

einandersetzten, ging das schöpferische Werk durch Hunderttausende deutscher Hände, erfaßte Millionen Herzen unseres Volkes, riß sie auf in der wahren Erkenntnis unserer seelisch-geistigen Werte und erkämpfte Siege in wahrhaft einmaliger geschichtlicher Größe. Während sich Fachgelehrte stritten, prägten bereits die Gedanken Rosenbergs zur nationalsozialistischen Idee die Geisteshaltung des neuen deutschen Menschen.

Wie eine Erlösung aus Jahrhunderte währendem Zwang, wie eine Befreiung aus seelischer Not erkannten zunächst wenige, dann immer stärker werdend größere Kreise der deutschen Gemeinschaft in Jahren bitterster völkischer Not die Gedanken Rosenbergs als Höchstwerte unseres seelischen und kulturellen Volkslebens. Die Idee der Ehre, damit zugleich die Idee der Freiheit, wurden eindeutig auch in ihrer philosophischen Untermauerung als wesentliche Erkenntnisse auf die Fahne der nationalsozialistischen Bewegung geschrieben. Die Geschichte wurde unter diesen neuen Zeichen neu verstanden und der gegenwärtigen und zukünftigen Lebensgestaltung ein neues Ziel gesetzt. Die Ehre als Höchstwert des nordisch-germanischen Menschen bedeutet Abkehr von jedem universalistischem Dogma und von allen absolutistischen Prinzipien und ist der Ausdruck einer lebendigen Gemeinschaft, die ihren Mittelpunkt in ihrer Rassenseele trägt.

Rosenberg sah mit scherischer Gewißheit den Weltanschauungskampf unserer Tage heraufkommen und tat alles, um den deutschen Menschen auf diesen Kampf vorzubereiten und ihm alle Stärke aus der Kraft seiner Seele zu eröffnen und zuzuführen und ihn damit bereitzumachen, in die härteste Auseinandersetzung unseres völkischen Lebens im Sinne der Sendung des deutschen Menschen hart und kampfbereit hineinzugehen.

In der entscheidenden Stunde der Zusammenfassung der deutschen Menschen in der nationalsozialistischen Kampfgemeinschaft begann nun Alfred Rosenberg den Auftrag des Führers nicht im Sinne eines seinem Wesen fremden Inspekteurs oder Zensors der weltanschaulichen Aufgabe der nationalsozialistischen Bewegung, sondern legte von vornherein das Gewicht auf eine weitreichende, zukunftsbildende, ausrichtende Zielsetzung und Überwachung im Sinne einer unmittelbar auf den nationalsozialistischen deutschen Menschen einwirkenden, richtungweisenden und Fehlern vorbeugenden Lösung seiner Aufgabe. Er selbst stellt sich dabei in weiterem Vollzug seiner in der Kampfzeit bewiesenen Tatbereitschaft an die Spitze der Organe seiner von ihm zur Erfüllung der Führeraufgaben aufgestellten Dienststelle, indem er zu den auftretenden Problemen auf Massenversammlungen, auf internen Tagungen der Gaue, auf Tagungen der verschiedenen Gliederungen und Verbände, auf den Kongressen und Kulturtagungen der Reichsparteitage Stellung nahm.

Die Wahrnehmung der einzelnen Funktionen des Aufgabengebietes des Reichsleiters Rosenberg geschah in einer den Bedürfnissen der lebendigen Entwicklung entsprechenden Aufgabenverteilung in die Hauptarbeitsgebiete Schulung und Erziehung, Wissenschaft und Kultur, Tätigkeit der überstaatlichen Mächte, Schrifttum und Presse. In einer ständig sich steigernden

Digitized by Google

Zahl von Lehrgängen faßte das Hauptamt Schulung und Erziehung in dem aus dem Außenpolitischen Schulungshaus der NSDAP. hervorgegangenen Schulungshaus alle jene politischen Aktivisten zusammen, die in der nationalsozialistischen Bewegung an Führerstellen verantwortlich für die weltanschauliche Erziehung und Haltung waren. Lehrgänge für die Schulungsbeauftragten der Gliederungen und Verbände wechselten mit Kursen zur Behandlung bestimmter konkreter Probleme, die Gauschulungsleiter wurden ebenso an dieser Stätte der nationalsozialistischen Erziehung zusammengefaßt wie Hoheitsträger und aktive politische Führer. Männer, die Vorträge vor der Wehrmacht zu halten hatten, erfuhren hier ihre Schulung, ebenso wie die Schule Lehrgänge für Offiziere der Wehrmacht durchführte. Voraussetzung für diese umfassende Tätigkeit war die Heranziehung eines ausgesuchten Mitarbeiterstabes von Politischen Leitern, Wissenschaftlern und Männern des Staates. Grundlegende weltanschaulich-politische Erkenntnisse waren seit Beginn dieser Schulung immer stark anregende Impulse, die, von den laufenden Arbeitsergebnissen sämtlicher Ämter der Dienststelle bei der Sicherstellung und Reinerhaltung des nationalsozialistischen Ideengutes im Führerkorps unterstützt, in die Führungsgemeinschaft unseres Volkes hineinströmten. In der Reichslehrgemeinschaft schlossen sich jene führenden Männer zusammen, die, von Reichsleiter Rosenberg berufen, die Vertreter und Sprecher der nationalsozialistischen Weltanschauung aus Wissenschaft und Politik sind. Im Rahmen der Tätigkeit des Hauptamtes liegt zugleich die Erstellung von Schulungsmappen zu den drei Reichsthemen, die Reichsleiter Rosenberg alljährlich für die gesamte Bewegung verpflichtend zur Schulung und Erziehung stellt. Zahlreich sind die Erziehungsschriften, die alljährlich an die Bewegung aus diesem Hauptamt ebenso wie interne Rednerdienste hinausgehen.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft arbeitet das Hauptamt Wissenschaft durch eine umfangreiche beratende und begutachtende Zusammenarbeit mit den verantwortlichen Staats- und Parteistellen an der weltanschaulichen Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens mit. Es verfolgt fortlaufend die geisteswissenschaftliche Linie mit dem Ziel einer positiven Förderung von der Bewegung nahestehenden Gelehrten. Bestimmte wissenschaftliche Probleme und Persönlichkeiten erhalten in diesem Amt ihre Begutachtung. Das Hauptamt hat die Entscheidung über die Zulassung von Wissenschaftlern zu Vorträgen vor Parteigliederungen und vor dem Deutschen Volksbildungswerk und übt nachhaltigen Einfluß auf die Arbeit des wissenschaftlichen Schrifttums besonders im Kriege aus.

Während das Reichsamt für Vor- und Frühgeschichte Forscher und Freunde dieses weltanschaulich wichtigen Wissensgebietes sammelt und nach der Planung für die Neuorganisation der Forschung und Lehre die Neuwertung der Anschauungen über unsere germanischen Vorfahren im ganzen Volk durchsetzt, arbeitet das Amt Volkskunde und Feiergestaltung an der Steuerung der volkskundlichen Wissenschaft und Forschung im nationalsozialistischen Sinne, wertet ihre Ergebnisse für die Schulung und Erziehung der Bewegung aus und macht sie der praktischen Volkstums- und

Digitized by Google

Feiergestaltung zugängig. Die wissenschaftliche Aufgabenstellung und ihre Auswertung wird seit Bestehen des Instituts für deutsche Volkskunde in engster Arbeitsverbindung mit dem Amt Volkskunde und Feiergestaltung gewährleistet. In der durch den Krieg bedingten Beschränkung auf die politisch besonders vordringlichen Arbeiten tritt im besonderen neben den Aufgaben in den besetzten Gebieten die Aufgabe der Lebensfeiergestaltung unseres Volkes in den Vordergrund.

Die weltanschaulichen Feierstunden für die Gaue, die heute schon zu einem festen Begriff im Leben der nationalsozialistischen Bewegung geworden sind, werden in ihrer Thematik und Programmgestaltung vom Hauptamt Kunstpflege ausgearbeitet. Die Kunstausstellungen, die von dieser Dienststelle vor allem in der Zeit vor dem Kriege durchgeführt wurden, waren nicht etwa von der Absicht eines großen Querschnittes durch die deutsche Kunst ausgerichtet, sondern waren darauf bedacht, das Gewicht auf bestimmte Themen oder auf die Arbeit bestimmter Persönlichkeiten zu legen, deren Herausstellung im Sinne der nationalsozialistischen Erziehung lag. Erstmalig wurden auf diese Weise die Lebensarbeiten von Thorak, Klimsch, Petersen und Stahl durch das Amt Bildende Kunst ausgestellt und damit weitesten Kreisen Kenntnis von dem großen Können dieser Künstler gegeben. Ausstellungen wie „Deutsche Städtebilder", „Das Meer" und „Die Front und die Kunst", die im Zusammenwirken mit dem OKW. erstellt wurde, sind bedeutungsvolle Arbeitsergebnisse dieser Dienststelle.

Der Aufgabenbereich des Amtes Musik liegt in der Überwachung der personellen Einrichtung unseres Musiklebens, der Förderung besonderer Begabungen, der Beobachtung und Ausrichtung sowie Lenkung der musikalischen Arbeit von Einrichtungen und Organisationen der Partei und des Staates, der Erstellung von Schulungs- und Lehrmaterial sowie im Kriege besonders der Truppenbetreuung auf musikalischem Gebiet. Dem Amt Musik ist gleichzeitig die Leitung des Kulturpolitischen Archivs anvertraut, in dem Beurteilungen der vom nationalsozialistischen Erziehungsstandpunkt wichtigen Persönlichkeiten gesammelt sind. Im besonderen wird hier eine Auslese der Vorträge des Volksbildungswerkes und der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", die im Hinblick auf die geistige Erziehung dem Beauftragten des Führers unterstellt ist, durchgeführt. Das Amt Dramaturgie und Darstellende Kunst hat die Aufgabe der Überwachung der dramatischen und dramaturgischen Produktion der Gegenwart und der Tätigkeit der deutschen Bühnen, aus der sich eine planmäßige Begutachtung sämtlicher dramatischer Neuerscheinungen sowie ein ständig zu erneuernder Überblick der Tätigkeit an den deutschen Bühnen und der an ihnen tätigen Künstler ergibt.

Die Tätigkeit des Judentums in der Welt wird im Arbeitsbereich Überstaatliche Macht verfolgt. Damit wird eine Kampfstellung bezogen, von der aus der geistige Gegner angegriffen und getroffen wird. Die Erkenntnisse aus dieser Arbeit finden ihren Niederschlag in Schriften und Reden, die

Digitized by Google

sowohl das politische Führerkorps als auch das deutsche Volk über die Probleme des Judentums, der Freimaurerei und des Marxismus aufklären.

Eine umfangreiche Arbeit wird vom Hauptamt Schrifttum durchgeführt, das die Begutachtung des wichtigsten gesamtdeutschen Schrifttums im Sinne der Ausrichtung der nationalsozialistischen Bewegung zur Aufgabe hat. Die Förderung alles Wertvollen und dessen Einsatz in der Schulungsarbeit der NSDAP. wurde im wesentlichen von zwei großen Säulen von ehrenamtlichen Mitarbeitern geleistet, einmal von den Lektoren, die ungenannt seit langen Jahren stiller Wirksamkeit die Auslese des Wertvollen wie des Wertlosen im deutschen Gegenwartsschrifttum vornehmen, zum anderen von den Gau- und Kreisschrifttumsbeauftragten, die als politische Mitarbeiter im deutschen Schrifttum alle schrifttumspolitischen Interessen der Dienststelle des Reichsleiters Rosenberg in den Gauen und Kreisen vertreten. Die zahlreichen Arbeitsergebnisse dieses Hauptamtes, die in Form von Listen, Gutachtenanzeigern, Katalogen, Buchausstellungen und eigenen Buchpublikationen sowie im eigenen Auskunftswesen veröffentlicht wurden, bilden eine sichere und bewährte Arbeitsgrundlage für die gesamte Bewegung. Probleme und Aufgaben sowie ihre Lösungen zeigte Millionen deutscher Menschen das Amt Ausstellungen mit neuartigen Ausstellungen wie z.B. „Frau und Mutter — Lebensquell des Volkes" oder „Deutsche Größe", die zu festen Bestandteilen nationalsozialistischer Erziehung wurden.

Die Dienststelle des Beauftragten des Führers erfuhr im Kriege ihre besondere Betonung durch neue zusätzliche Aufgaben im Rahmen der Erforschung und Auswertung des vom Gegner in den von unserer Wehrmacht besetzten Gebieten zurückgelassenen Materials durch den Einsatzstab des Reichsleiters Rosenberg. Die Erkenntnis, daß das geistige Rüstzeug unserer Gegner auch dort zerschlagen und unschädlich gemacht werden muß, wo der Kampf mit den Waffen siegreich beendet ist, führte zum Einsatz in allen den Stützpunkten des weltanschaulichen Gegners, die gegen das Reich im europäischen Raum errichtet worden waren. Umfangreiches Material, das eindeutig die Vernichtungsabsichten unseres Gegners beweist, wird heute zur Herstellung der geistigen Kampfbereitschaft des deutschen Menschen ausgewertet. Im besonderen Auftrag des Führers gestaltet der Reichsleiter mit einem Aufbauamt die Hohe Schule der NSDAP., die künftige zentrale Stätte der nationalsozialistischen Arbeit für alle Gebiete des Wissens und des Lebens, die durch die Weltanschauung bestimmt werden.

So blickt die Dienststelle des Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP. auf zehn Jahre harten und für die Gesamtentwicklung unseres Volkes außerordentlich wichtigen Einsatzes zurück. Mehr denn je tritt an sie die Forderung heran, das Erarbeitete und Geleistete als Grundlage eines Kriegseinsatzes von entscheidender Bedeutung zu betrachten. Die Persönlichkeit Alfred Rosenbergs, seine kämpferische Vergangenheit, seine Eindeutigkeit und Klarheit sind eine Garantie für den Sieg unserer geistigen Waffen auf dem Schlachtfeld der Weltanschauungen.

Digitized by Google

Eberhard Achterberg:

Von germanischer Schicksalshaltung in unserer Zeit

Unser Wort „Schicksal" ist eine verhältnismäßig junge Bildung und ermangelt daher eines alten bedeutungsschweren Sinngehaltes. Es taucht erst in den simplicianischen Schriften auf und wechselt dort noch mit dem klareren Wort „Geschick" als etwas, das einem „geschickt" wird. Erst Klassik und vor allem Romantik bringen das Wort Schicksal in Gebrauch und geben ihm jene große Bedeutung, die es im wesentlichen bis in unsere Tage behalten hat. Im wesentlichen, denn die große Verflachung aller Begriffsinhalte hat auch vor dem Wort Schicksal nicht Halt gemacht. Was heute so landauf landab in der täglichen Umgangssprache, in Presse und Literatur Schicksal genannt wird, hat meist nichts mehr zu tun mit jener bedeutungsschweren Tiefe, die es, angeregt vom Griechentum, in der Zeit der Klassik und Romantik erfüllte, jener Zeit, da die Worte noch ihr Gewicht in den Herzen der Menschen hatten. Man lese Hölderlin und man wird spüren, was hier gemeint ist. Es wird, zumindest seit dem 19. Jahrhundert, zu viel geredet und seit Gutenbergs Erfindung zu viel geschrieben; das geht immer auf Kosten der Tiefe. Wollen wir zu erkennen versuchen, was dem germanischen Menschen das Schicksal bedeutete, so führt uns unser Wort Schicksal nicht in jene Zeit zurück. Dieses Wort und damit auch sein Sinn waren dem Germanen fremd. Wenn man überhaupt in der Welt der Wirklichkeit des täglichen Lebens — in der Saga also — von dem sprach, was wir Schicksal nennen, dann nannte man es ørlǫg oder forlǫg und skǫp. Das eine ist das Gelegte oder Gesetzte, das Urgesetz oder Vorhergesetzte und führt in die gemeinsame arische Vorstellung vom Ordnungsgesetz allen Lebens. Das andere kommt von schaffen und schöpfen und ist das Geschaffene. Steht das erste außerhalb jeder menschlichen Beeinflussung, so kommt im zweiten die tätige Mitwirkung des Menschen an allem, was geschieht, zum Ausdruck. Es steckt darin die Erkenntnis, daß auch der Mensch dem Menschen zum Schicksal werden kann, daß er Schicksal schafft durch Tuen oder Unterlassen. „Sie ließ das Schicksal wachsen", heißt es von Gudrun in dem einen Atli-Lied der Edda. Aber nur ganz selten spricht der germanische Bauer so große Worte wie ørlǫg oder skǫp. Das paßt mehr zu den Skalden und den namenlosen Dichtern der Edda-Lieder, die in ihrer gehobenen Sprache sich der großen Worte bedienen, um das erhöhte Abbild des Lebens zu verdichteter Wirklichkeit werden zu lassen. Da erscheint dann auch das poetische Bild der Nornen am Schicksals-

Digitized by Google

brunnen. Der Bauer aber — und das ist jeder germanische Mensch — fühlt sich und seine Sippe und sein ganzes Leben geborgen und getragen vom „Heil", von der Glückskraft des Geschlechtes. Das Heil ist die Macht, die das Leben trägt und es erhält. Und die Ehre gibt ihm die Richtung, denn für jene Zeit gilt noch: „Ehre ist Zwang genug." Glück und Ehre, darin liegt alles beschlossen. Aber ein kleiner Rest bleibt. So glatt geht auch dem germanischen Menschen die Rechnung des Lebens nicht auf. Dieser Rest heißt Tod. Nicht etwa, daß der Tod in seinem Leben eine besondere Rolle gespielt hätte — das hat uns erst eine spätere Erziehung beigebracht —, dazu war er viel zu sehr der Wirklichkeit des Lebens mit ihrem ewigen Stirb und Werde verbunden. Zu dem verließ er ja nicht mit seinem körperlichen Tod den Kreis seiner Sippe. Er nahm nur einen Ortswechsel vor, von dem Kreise der sichtbaren Sippenmitglieder kehrte er zurück in den Kreis der unsichtbaren Sippengenossen, dorthin, wo verstorbene Ahnen und noch ungeborene Enkel im Heil der Sippe ruhen. Der Tod selbst war also keine ungelöste Frage, wohl aber der Zeitpunkt seines Eintritts, denn niemand weiß, wann sein Schicksalstag gekommen ist. Aber mitten im Leben spürt der germanische Mensch plötzlich, daß er „todgeweiht" ist. Da greift etwas, was außerhalb seiner Glückskraft, seines Heils ist, in sein Leben ein und gebietet ihm Halt. Dieses Etwas, das unberechenbar und unabwendbar ist, ist das einzig Ungewisse in seinem Leben. Er hat im allgemeinen keinen Namen dafür, sondern läßt „Es" so unbestimmt, wie „Es" sich zeigt und spricht daher nur in allgemeinen Wendungen und unbestimmten Ausdrücken davon, deren Sinn immer ist: es mag dann gehen, wie es bestimmt ist. Diese unbestimmten Redewendungen sind es, in denen das Schicksalsgefühl des Saga-Bauern zum Ausdruck kommt, und kennzeichnend für ihn und seine vom Heil erfüllte Welt ist es, daß er sich nie dieser Wendungen bedient, wenn er sich seiner Glückskraft mächtig weiß.

Aus dem bisher Ausgeführten geht schon hervor, daß es nicht angängig ist, von einem germanischen „Schicksalsglauben" zu sprechen. Glauben ist immer Ausdruck des Frommseins, heißt im Germanischen immer auch vertrauen. Als sie nicht mehr ihrem Freundgott vertrauen konnten, da glaubten die fest und sicher in sich selbst, in ihrem Heil, Ruhenden unter ihnen, hinfort an ihre eigene Macht und Stärke. — „trúa á mátt sinn ok megin" heißt die immer wiederkehrende Formel dafür. Man hat aber nie gehört, daß ein germanischer Mensch an sein Schicksal geglaubt hat. Die Formel „trúa á forlǫg sinn" findet sich in der ganzen altnordischen Literatur nicht. Wenn der Glaube an die göttlichen Mächte wankend wird, bleibt doch das Heil, das das Leben über alle Zeiten weiter trägt und ihm Kraft gibt, die Stürme der Welt und der Seele zu überstehen. Man tut daher gut, nicht mehr von einem „germanischen Schicksalsglauben" — den es nie gegeben hat —, sondern von germanischer Schicksalshaltung zu sprechen und darunter verstehen wir dann die Art, wie der germanische Mensch dem Schicksal begegnet. Die germanischen Götter waren die zeitbedingte Antwort auf die Frage nach dem Geheimnis des Lebens. Sie wandelten sich und vergingen wie die Göttergestalten aller Religionen. Denn jede Zeit sucht ihre Antwort

Digitized by Google

auf die Frage: Was ist Gott? Die germanische Schicksalshaltung aber gründet sich auf die rassische Art und ist daher zeitlos gültig.

Was aber ist Schicksal, wie erlebt der germanische Mensch es und wie begegnet er ihm? Versuchen wir an einigen Beispielen Klarheit zu gewinnen. „Mich wird das Todeslos treffen, wo ich auch weile, wenn mir das bestimmt ist", sagt Gunnar von Haldenende und Asdis meint zu ihren Söhnen Grettir und Illugi „niemand vermag dem zu entrinnen, was ihm verhängt ist" und „niemand sieht den Abend, wenn die Norne sprach", heißt es am Schluß des Hamdir-Liedes. Das Leben der Geächteten Grettir oder Hörd zum Beispiel zeigt, daß das Schicksal über sie Macht gewinnt, weil ihre Glückskraft nicht stark genug ist, um sich selbst und das Leben zu meistern. Sie waren keine Glücksmenschen, stellt die Saga am Ende ihres Lebens abschließend fest und damit ist für germanisches Denken alles gesagt. Das gleiche gilt auch von Gisli, der noch einen letzten Versuch macht, die Glückskraft der Sippe einzusetzen, um das drohende Schicksal zu bannen. Zu vieren wollen sie, Brüder und Schwäger, Blutsbrüderschaft schließen. Aber einer ist darunter, der zeigt sich klein, wo eine große Verpflichtung übernommen werden soll. Er zieht seine Hand zurück und der Bund der Blutsbrüderschaft kann nicht geschlossen werden. So scheitert Gislis Versuch am mangelnden Heil. Gudrun und Kjartan stehen zusammen an der Quelle, wie schon so oft, aber diesmal ist es ein bedeutungsschwerer Tag. Kjartan berichtet, daß er ins Ausland fahren will, und er verspricht Gudrun, die darüber ungehalten ist, daß sie davon nicht früher erfahren hat, ihr künftig jede Bitte zu erfüllen. Aber als sie nun schnell gefaßt verlangt, mitgenommen zu werden, da schlägt ihr Kjartan doch diese Bitte ab. Kjartan begreift die einmalige Größe dieser Frau nicht und versagt in der Stunde als es gilt — und nun nimmt das Schicksal seinen Lauf. Es wiederholt sich hier in der bäuerlichen Welt Alt-Islands die Sigurd-Brünhilde-Tragik, daß die nicht zusammenkommen, die füreinander bestimmt sind und am Ende ihres Lebens bekennt Gudrun, daß sie dem die bitterste Stunde schuf, den sie am meisten geliebt hatte, so wie Brünhild nach Sigurds Ermordung ihre Liebe zu ihm eingesteht. Der Sippe Njals droht Unheil und eine alte Frau warnt, man möge den Unkrauthaufen am Hause beiseite schaffen, damit er nicht Schaden stifte. Doch Skarphedin sagt, es findet sich dann wohl auch etwas Anderes zum Anzünden, wenn uns dies bestimmt ist. Später, als die Entscheidung naht, hält Skarphedin zwar den Rat seines Vaters für falsch, „aber den Gefallen kann ich meinem Vater ja tun, mit ihm zu sterben, denn ich bin nicht bange vor meinem Tode". Als Atli, Asmunds Sohn, von einem der neuartigen Spieße mit breiter Spitze tödlich getroffen wird, sind seine letzten Worte: „Sie kommen jetzt in Gebrauch, die breiten Spieße." „Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick wird", ruft Hildebrand aus, als er dem Zweikampf mit seinem Sohn nicht mehr ausweichen kann; und Hagen rät den Burgunden im brennenden Hunnensaal mit dem Blut der Erschlagenen ihren Durst zu löschen.

Was zeigt uns diese kleine Auswahl von Beispielen? Das Schicksal ist ungewiß und unberechenbar, man kann ihm nicht entgehen. Man kann ein großes Schicksal nicht mit kleinen Mitteln aufhalten. Man kann sich nicht

Digitized by Google

davonstehlen. Es ist ein Ruf, dem der Mensch Antwort geben muß; der Anruf zur Bewährung. Bewährung aber ist Haltung. Wir sehen aber auch, daß das Schicksal über die innere Art des Menschen keine Gewalt besitzt.

Schicksal ist also etwas völlig Anderes als jedes wie auch immer geartete Göttliche. Das Göttliche sucht der Mensch zu beeinflussen. Sei es als Medizinmann durch magische Beschwörungen, sei es als Priester im Kult, sei es als Gläubiger im Gebet. Denn jedes Gebet — sofern es nicht die völlige Aufgabe des Menschen in Gott ist — ist ja doch ein Ringen mit Gott mit dem uneingestandenen Unterton: nicht wie Du willst, sondern wie ich will. Das Schicksal ist unbeeinflußbar wie es unberechenbar ist. Jede Schicksalsbefragung ist eine religiöse Verirrung und gehört in das weite Reich des Aberglaubens. Das Schicksal ist weder gerecht noch ungerecht, weder gütig noch grausam, weder günstig noch ungünstig, weder schwer noch leicht, weder gut noch böse. Es ist ohne jede Eigenschaft, Schicksal schlechthin und nicht zu verwechseln mit dem Glauben an eine Vorsehung, der immer etwas Religiöses hat. Wer das Schicksal ernst nimmt, der atmet eisige Höhenluft und steht in glasklarer Einsamkeit. Nachdem uns ein reichliches Jahrtausend geistiger Überfremdung den klaren Blick auf das Schicksal getrübt hat, mußten wir die Ahnen vor der Taufe fragen, was Schicksal ist. Denn die Zeit ist reif, daß wir wieder fähig werden, dem Schicksal zu begegnen wie Hagen im brennenden Hunnensaal, und wieder lernen, dem Schicksal in den Rachen zu greifen, wie Beethoven, als ihn die Taubheit überfiel.

Welche Folgerungen ergeben sich nun aus der germanischen Schicksalshaltung für uns und unsere Zeit?

Die unbedingte Anerkennung des Schicksals schließt die Schuldfrage aus. Die Germanen haben es gewußt: angesichts des Schicksals verstummt die Frage nach dem Schuldigen! Ist Gudrun „schuldig", als sie Kjartan erschlagen läßt? Ist Hildebrand „schuldig", als er seinen Sohn erschlägt? Ist Hagen „schuldig", als er Sigurd mordet? Ist Angantyr „schuldig", als er seinen Bruder in der Schlacht tötet? Nein, Saga und Heldenlied kennen keinen „Schuldigen". Sie erleben nur bis ins Tiefste aufgewühlt die Tragik eines großen Schicksals. Das ist die wahre germanische Tragik ohne Schuld und Sühne, die für die deutsche Bühne erst durch Bacmeister und Erler entdeckt worden ist! Die Suche nach dem Schuldigen aber ist ein Ergebnis christlicher Erziehung, was ja auch das Beispiel vom Sündenbock, der in die Wüste geschickt wird, beweist. Es jährten sich die Tage von Stalingrad. Das war echtes Schicksal in seiner ganzen Größe und Unerbittlichkeit! Hieran mußte sich erweisen, ob das deutsche Volk stark genug war für die Größe dieses Erlebens, das, wie jedes echte Schicksal, über Menschenmaß geht, oder ob es in Kleinbürgerlichkeit nach „Schuld" fragte. Wollen wir also zu germanischer Schicksalshaltung heranreifen, so müssen wir unser Denken zuerst von der Schuldfrage befreien. Das erfordert eine ganz andere Einstellung den großen Ereignissen gegenüber und ist nur durch unablässiges Bemühen, durch ständiges Erziehen an uns selbst zu erreichen.

Digitized by Google

Haben wir uns so den Blick freigemacht, dann erkennen wir plötzlich, daß wir damit schon mitten in der zweiten Folgerung stehen, die sich aus der germanischen Schicksalshaltung ergibt. Wir bekommen selber Haltung. Indem ich mich von der Schuldfrage löse und mich ganz dem großen Schicksalserlebnis hingebe, wachsen mir Kräfte zu, die meine Haltung bestimmen und formen. Denn dem Schicksal kann man nur aufrecht begegnen. So gewinnt der deutsche Mensch durch diese Selbsterziehung zur Schicksalsbejahung Haltung. Das ist es, was die Würde des Menschen ausmacht, in allen Umständen des Lebens Haltung zu bewahren. In der Haltung vor dem Tode schließlich gründet der Ruhm des Helden. Die Germanen besaßen diese Haltung in jeder Lebenslage, auch das glanzvolle deutsche Mittelalter, die Ritter, die mächtigen Kaufherrn und Bürger der prächtigen Städte besaßen sie noch. Aber in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges ist mit dem Reich den Deutschen auch die Haltung verlorengegangen. Ausnahmen gab es immer, aber hier geht es um das Ganze. Man kann nicht von jedem Mut verlangen, mancher ist nun mal ängstlicher Natur, das ist Veranlagung. Aber Haltung kann man von jedem verlangen, denn das ist eine Frage der Erziehung, in erster Linie der Selbsterziehung. Die Terrorangriffe auf die deutschen Städte haben es aller Welt gezeigt, daß die Mehrheit des deutschen Volkes in der Stunde der Bewährung Haltung hatte. Tragen wir nun diese Haltung in das tägliche Leben, das ist schwerer. Doch uns wachsen dabei Kräfte zu, an die wir nicht mehr gedacht haben.

Wenn wir die germanische Haltung dem Schicksal gegenüber betrachten, dann bewundern wir die ruhige Gelassenheit, wie sie nur Menschen haben, die fest und sicher in sich selbst ruhen. So werden auch wir gewahr, wie uns aus der Haltung, die wir einnehmen, Kräfte zufließen. Wir besinnen uns auf uns selbst, und entdecken die seelischen Kraftquellen in uns — die „Glückskraft" der Germanen —, die ein Erbteil unserer Rasse sind. Wir hatten nur solange nicht den Mut, uns auf unsere eigene Kraft und Stärke zu besinnen, weil wir mit unserem selbständigen Gewissen auch den Quell unserer Kraft an ein „Jenseitiges" verloren hatten, wie man es uns gelehrt hatte, seit den Tagen, da ein Bonifatius den Maßbaum germanisch-deutschen Lebens fällte. Mit dem wachsenden Vertrauen auf unsere Kraft wird unsere Haltung fester und die Sicherheit der Haltung stärkt wieder unsere innere Kraft.

So gewinnen wir ganz allmählich auch eine weitere Eigenschaft des germanischen Menschen hinzu: die Gelassenheit. Die germanische Welt zeigt in Heldenlied und Saga immer wieder die große Selbstbeherrschung. Mögen die Leidenschaften im Inneren noch so sehr toben, nur kein Gefühl verraten, nur sich nicht gehen lassen! Selbstbeherrschung bis zur Vollendung! Das hat schon manchen Leser, der der Saga zum ersten Male begegnete, abgeschreckt; war er doch aus unseren Romanen eine überreiche Gefühlswelt gewöhnt. Beherrschung und Maßhalten ist die Forderung, die in der germanischen Welt immer wieder erhoben wird und immer wieder vorgelebt wird. Es ist die gleiche Tugend, die noch im germanischen Mittelalter als „mâsze" gelehrt und gepriesen wird. Eine spätere Erziehung hat dann dafür Demut

Digitized by Google

und Bescheidenheit gelehrt. Selbstbeherrschung zeigen und immer das rechte Maß finden, ist eine Kunst, die das ganze Leben hindurch geübt sein will. Die auf diese Weise gewonnene Gelassenheit unseres Wesens läßt uns dann alle Dinge in neuem Licht sehen.

Wir haben nun Abstand gewonnen und vermögen das Kleine klein und das Große groß zu sehen. Unser Blick weitet sich am Erlebnis des Schicksals und gewinnt ganz neue Horizonte. Wir bekommen den „Kortüm-Blick", den Blick jenes Mannes, von dem Kurt Kluge erzählt, dér auf einer Paßstraße im Thüringer Wald den Anfang dieser Straße an der Biskaya und ihr Ende in Taschkent sah. Dieser Blick, der neben dem rollenden Nachschub für den Osten die knarrenden Kolonistenwagen des 12. Jahrhunderts erkennt und am Ufer der Weichsel Goten und Ordensritter ihre Rosse tränken sieht, dem über Sizilien das Banner Friedrichs II. aufging und der neben den Schnellbooten die Hansekoggen gegen England fahren sieht — und dem dies alles ganz lebendige Gegenwart ist, als wäre es gestern erst, daß bei Liegnitz die Mongolenschlacht geschlagen wurde. Denn er, der deutsche Mensch von heute, war ja in seinen Vorfahren dabei. Sein Blut floß schon auf dem Lechfeld und bei Benevent, bei Riade und Leipzig, bei Tannenberg 1410 und gegen die Türken vor Wien. Denn vor der Ewigkeit des Volkes sind die Jahrhunderte nur wie Tage. Diesen Blick müssen wir haben, wie ihn einst der Bauer auf Island besaß, der von seinem Hof die Welt übersah nach Osten bis Gardarike (Rußland) und nach Süden bis Miklagard (Byzanz) und nach Westen bis zu dem soeben entdeckten neuen Land, das man später Amerika nannte; oder wie ihn wohl der Kaufmann zu Augsburg besaß, als Karl V. durch sein Geld deutscher Kaiser geworden war; oder die Kaufherrn der Hanse in ihren Kontoren, wie etwa der Stahlhofkaufmann Giese aus Danzig, dessen Bildnis uns Holbein überliefert hat. Auch diese Weite des Blickes ist dem deutschen Volk verlorengegangen, als es nach 1648 nur noch Grenzpfähle, Schlagbäume und Zollschranken sah. In der kleinräumigen Enge mußte man sich einrichten und das ging nicht ohne Verordnungen. So wurde die Bürokratie geboren, auch ein Ergebnis des Westfälischen Friedens. Haben wir alle, das ganze Volk, erst wieder die Weite im Blick, dann stirbt auch die Bürokratie; „denn Bürokratie ist immer eine Frage des Horizontes" (Schuder).

Die letzte Folgerung aus der germanischen Schicksalshaltung ist aber zugleich die am tiefsten wirkende. Auf die unbedingte Anerkennung des Schicksals, auf das Wissen davon, daß das Ende des Lebens jedem bestimmt ist, kann der Mensch auf zweierlei Art antworten. Der orientalische Mensch wird Fatalist und legt die Hände in den Schoß: er reagiert passiv. Der nordische Mensch kann nur aktiv reagieren; er weiß, „die Hände in den Schoß legen, heißt, sie am falschen Ort anlegen", wie es in einer Saga heißt. Gerade aus der Ausweglosigkeit des Schicksals gewinnt der germanische Mensch die sittliche Freiheit des Willens zur Tat. Aus der größten Abhängigkeit erwächst ihm die größte Freiheit; aus der Anerkennung des Schicksals die Freiheit des Willens. Als frei Handelnder steht Hildebrand dem Sohn gegenüber, keinem anderen Gebot gehorchend als

Digitized by Google

dem Gesetz der Ehre. So bleibt er sich selber treu, und erhebt sich über das Schicksal, das ihn vernichten will. Hier wurzelt auch die viel besprochene germanische Haltung des Mönches Gottschalk mit seiner Lehre von der unbedingten Prädestination. So gewinnen wir aus der germanischen Schicksalshaltung die letzte Freiheit, wir selbst zu sein, und gerade dann wir selbst zu sein, wenn uns das Schicksal vernichtend treffen will. Dann leuchtet hell wie ein Fanal durch die Nacht die Erkenntnis, daß der Mensch größer als sein Schicksal ist. Das Wort des Horaz „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae" und das Geibelsche „Wenn es etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mensch, der es unerschüttert trägt" vereinigen sich mit den Worten des Heldenliedes „Heldenruhm gewannen wir, ob auch heut wir sterben. Niemand sieht den Abend, wenn die Norne sprach" zu einem gewaltigen Preislied menschlicher Bewährung.

Es ist in letzter Zeit immer häufiger üblich geworden, vom Schicksal eines Menschen zu sprechen und die Anschauung zu vertreten, das Schicksal sei im Menschen selbst angelegt, durch seine Erbfaktoren bestimmt. Das scheint mir eine ungenaue Ausdrucksweise zu sein. Wir täten besser, auch hier auf die alte germanische Auffassung vom Glück zurückzugehen. Sein Heil, seine Glückskraft bekommt der Mensch durch seine Sippe, also durch seine Erbfaktoren, mit auf den Lebensweg. Dieses Heil hat sich in der Begegnung mit dem Schicksal zu bewähren. Die Germanen wußten gut um die angeborene Art des Charakters und des Glückes — beides gehört eng zusammen, denn „Glück ist keine Angelegenheit des Zufalls, sondern der Eignung" (Köhler-Irrgang). Das wußte auch Moltke, wenn er sagte „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige".

Digitized by Google

Karl Künkler:

Die deutsche Dramatik der Gegenwart

Die deutschen Theater haben auch während dieser Kriegsjahre die durchschnittliche Zahl von über 300 Uraufführungen im Jahr durchgehalten. Dies beweist, daß die Dramatikergeneration trotz allem weiterhin tätig geblieben ist und daß auch die durch den Krieg bedingten Einschränkungen ihre schöpferische Betätigung nicht unterbunden haben, zum anderen aber beweist es, daß auch die deutschen Theater sich in ihrer Verpflichtung gegenüber dem zeitgenössischen Drama nicht irremachen ließen, sondern ständig wieder sich mit ihrer ganzen Kraft auch dem Drama der Gegenwart zur Verfügung zu stellen willens waren. Eine Veranstaltungsreihe, wie die z. B. 1943 zum dritten Male durchgeführte Uraufführungswoche in Leipzig, will zeigen, wie hier die Bühnen einer Stadt einmal im Jahr in einer groß angelegten Leistungsschau dem Werk des zeitgenössischen Dichters dienen. Wenn auch selbstverständlich nicht alle hier gestarteten Werke letzte Erfüllung bedeuten, so ist die Tatsache an sich ein beredtes Zeugnis der inneren Haltung und Aufgeschlossenheit für alle Probleme des deutschen Lebens und im besonderen der deutschen Kultur. Aber auch andere Bühnen im Reich widmen sich immer wieder mit Hingabe dem Werk unserer Dramatiker und man kann oft sogar feststellen, daß durch die besonders im Krieg so erfreulich zutage getretene Bereitschaft der Besucherkreise zum ernsten Schauspiel eine Steigerung des Niveaus der Aufführungen und auch der gebotenen Werke selbst zu verzeichnen war. So war besonders erfreulich die sich eigentlich ständig steigernde Anzahl wertvoller historischer Schauspiele, die der Aufnahmebereitschaft des Volkes ein gutes Zeugnis ausstellt, da sie ja doch ganz andere Voraussetzungen an den Zuschauer stellt als irgendein belangloses Lustspiel. Über die besonderen Fragen des historischen Schauspiels, wie sie von einem Dramatiker unserer Zeit gemeistert werden sollen und gemeistert werden, haben wir in diesen Heften in dem Aufsatz „Probleme des Dramas und des Theaters der Gegenwart" ausführlich gesprochen. Um nun ein Bild zu vermitteln, wieweit im besonderen im Hinblick auf das historische Drama der Gegenwart von einer ganzen Reihe zeitgenössischer Autoren Bedeutendes und Zukunftsversprechendes geleistet worden ist, wollen wir uns mit einigen Dramatikern und ihren Werken auseinandersetzen, die sich im letzten Jahrzehnt mit ihren Werken auf den Bühnen durchgesetzt haben, aber auch auf solche hinweisen, die zwar gewisse Bühnenerfolge erringen konnten, denen aber doch aus dem einen oder anderen Grunde die letzte Durchschlagskraft versagt blieb.

Digitized by Google

An die Spitze dieser Betrachtungen stellen wir den vor kurzem verstorbenen Dichter Otto Erler. Erler gehört nicht mehr zu der Generation der Dramatiker, die erst in dem letzten Jahrzehnt sich auf diesem Gebiet betätigt haben. Er war schon lange als deutscher Dichter und Dramatiker bekannt. Er ging vor allem in der Systemzeit, als allenthalben auf diesem Gebiet ein Chaos herrschte, unbeirrt um die Strömungen der Gegenwart seinen Weg in Anlehnung an die hohe Form der deutschen Dramatik zur Zeit der deutschen Klassik und hat in diesen Jahren mit seinen Werken „Struensee", „Zar Peter", „Marfa" oder mit seiner besinnlichen Komödie „Der Galgenstrick" den deutschen Theatern eine Reihe wesentlicher Schöpfungen geschenkt, die immer wieder zu Recht gespielt werden. Er ist in einem Atem zu nennen mit den Dramatikern, die als deutschbewußte Dichter in dieser Zeit des Verfalls ihren Weg gingen, mit Paul Ernst, Adolf Bartels, Hanns Johst, zu denen aber auch noch Hermann Burte und Ernst Bacmeister zu rechnen sind. An dem Lebenswerk Otto Erlers interessiert uns am meisten seine Trilogie vom „Thor und dem Krist", deren letzten Teil er gerade am Abend seines Todes noch auf der Bühne des Dresdener Schauspielhauses, das dem Werk Erlers allzeit verbunden war, erleben konnte. Das, was dieses letzte umfassende Werk Erlers, das sich in die drei Teile „Thors Gast", „Not Gottes" und „Die Blutsfreunde" gliedert, so besonders deutsch macht, ist die Tatsache, daß hier ein anerkannter Dramatiker im siebenten Jahrzehnt seines Lebens den in vielen Teilen geglückten und überzeugenden Versuch unternahm, Erkenntnisse der nationalsozialistischen Weltanschauung dramatisch zu gestalten, indem er ein besonders packendes Problem unserer Zeit zu deuten versuchte. Es ging Erler nicht darum, wie manche glaubten, durch sein Werk eine neue Religion zu propagieren, es kam ihm vielmehr darauf an, in seiner Trilogie aufzuzeigen, daß durch eineinhalb Jahrtausende hindurch völkische Kräfte unserer Art und Weltanschauung in hervorragenden Gestalten der deutschen Geschichte und des deutschen Lebens lebendig wirksam geblieben sind, auch wenn eine artfremde Kirche immer wieder sich anschickte, diese dem germanischen Wesen blutseigenen Kräfte zu unterdrücken oder abzudrosseln. Erler zeigt in seinen drei Schauspielen, wie diese blutgemäße Kraft sich immer wieder durch alle Verstrickungen hindurch Bahn bricht und wie diese Kraft imstande ist, auch die verworrensten Entwicklungen im entscheidenden Augenblick zu lösen. Mag auch in diesen Werken keine letzte Lösung gegeben sein, die vielleicht in dieser Form und heute noch gar nicht möglich ist, so bleibt es das unumstrittene Verdienst Otto Erlers, daß er sich im hohen Alter mit ernster Verantwortung an dieses Problem gewagt hat und es in einer künstlerisch bedeutenden Form zu gestalten imstande war. Aus diesem Grunde muß das Schaffen Erlers auch von unseren Bühnen immer wieder zur Diskussion gestellt werden.

Es ist nun kaum ein anderer Dramatiker unserer Zeit an ein ähnliches Thema in einer solch umfassenden Schau herangetreten, wenn auch gesagt werden muß, daß ähnliche Fragen, vor allem in dem großen Geschichtsdrama unserer Zeit oft angeschnitten worden sind. Wenn die Dramatiker

Digitized by Google

vom Mythus vom Reich sprechen, wenn sie in ihren Werken die jahrhundertelange Auseinandersetzung zwischen deutschem Kaisertum und römischem Papsttum gestalten, dann deuten sie ja zum mindesten in ihrer Gestaltung des deutschen Kaisertums ähnliche Kräfte an, wie sie Erler in seinem Werk aufzuzeigen willens war. Wir denken dabei zunächst einmal an Erwin Guido Kolbenheyers von vielen Bühnen immer wieder gespieltes Schauspiel „Gregor und Heinrich". Mit der ihm eigenen suggestiven Sprachkraft zeigt der bedeutende Dichter in diesem Werk den Kampf zwischen dem deutschen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. auf. In Heinrich lebt die Idee vom Reich der Deutschen in einer Form wieder auf, die beinahe mythischen Charakter trägt. In vollem Bewußtsein seiner Berufung wendet er sich gegen die weltlichen Ansprüche des Papsttums, dem seinerseits in Gregor VII. eine große Persönlichkeit entstanden ist. Ohne in eine Schwarzweißmalerei zu verfallen, schildert Kolbenheyer das Aufeinanderprallen der beiden Kräfte, wobei er allerdings, was nicht verschwiegen werden darf, in der bei den deutschen Dramatikern oft zu findenden Objektivität dazu neigt, die Seite des Papstes glänzender zu gestalten als die Seite des Kaisers. In einer bestechenden Dialektik spricht Gregor und seine Mitarbeiter, während der Kaiser und seine deutschen Fürsten oft ihre Ideen in einer nicht ganz so durchsichtigen Form vortragen. Trotz dieser kleinen Einschränkungen müssen wir in dieser Schöpfung Kolbenheyers eine überragende Leistung der deutschen Dramatik der Gegenwart erblicken.

Der gleiche Stoff ist auch von dem württembergischen Dramatiker Georg Schmückle in seinem Schauspiel „Heinrich IV." behandelt worden. Schmückle hat ja erst im letzten Jahr uns den großen deutschen Roman „Heinrich IV." geschenkt, der noch mehr, als dies ein Schauspiel vielleicht je vermag, in Einzelheiten uns ein Bild von diesem deutschen König vermittelt. Aber auch in der dramatischen Gestaltung, die er einem so interessierenden Stoff gegeben hat, müssen wir eine überaus geglückte Gestaltung dieses für unsere geschichtliche Entwicklung so bedeutsamen Themas erblicken. Während das Werk Kolbenheyers in Prosa abgefaßt ist, zeichnet sich das Schauspiel Schmückles durch eine sprachliche Gestaltung im Sinne unseres klassischen Dramas aus, dem auch die Aktaufgliederung im Gegensatz zu den 17 Bildern des Kolbenheyer-Werkes entspricht. So haben wir hier einen Glücksfall zu verzeichnen, daß es gleich zwei Dramatikern unserer Epoche vergönnt war, eine entscheidende Zeit unserer Geschichte in Gestaltungen zu umreißen, die das Volk ansprechen und die deshalb mit gutem Grunde von unseren Bühnen gespielt werden.

Das historische Drama ist, wie bereits gesagt, ein besonders fruchtbares Gebiet unserer Dramatik geworden. Dies ist auch unbedingt notwendig. Wir haben ja in unserer literarischen Entwicklung kein Schauspiel zu verzeichnen, das wirklich in allen Teilen unseren Anforderungen an das historische Drama, wie es aus dem Geist unserer Zeit erwächst, gerecht wird. Es ist interessant, daß z. B. unser größter Dramatiker Friedrich Schiller fast jedem Volk Europas ein Drama aus seiner Nationalgeschichte geschrieben hat, daß er aber mit Ausnahme des „Wallenstein" kein Werk uns

Digitized by Google

hinterlassen hat, das einen entscheidenden Teil der deutschen Reichsgeschichte gestaltet hätte. Es ist hier nicht der Platz, nun die Fülle von historischen Dramen einzeln vorzunehmen, die im letzten Jahrzehnt auf den deutschen Bühnen ihre Uraufführung erlebt haben. Wir können nur noch einzelne Autoren herausgreifen, die besondere Stoffe der deutschen Sage und Geschichte geformt haben, die auch für die Zukunft von Bedeutung sein dürften. Man mußte sich oft wundern, daß gerade in der Gegenwart eine Reihe von Dramatikern immer wieder eine fast unverständliche Flucht in die Antike angetreten haben. So sehr wir dem Geist des Griechentums in seiner großen Zeit auch verbunden sind, so viel wesentlicher aber erscheint es, doch für die Zukunft des deutschen Nationaltheaters Stoffe aufzufinden und zu gestalten, die uns näher angehen, weil sie der deutschen Sage und Geschichte entnommen sind. Wir müssen diese Flucht in die Antike oft noch hinnehmen als ein Erbe unserer humanistischen Bildung. Wir müssen aber darauf bedacht sein, auch Verständnis für die zeitgenössischen Dramatiker aufzubringen, die den Mut haben, mit ihrem Drama eine Epoche der deutschen Geschichte oder gar einem deutschen Mythus dramatische Gestalt zu verleihen.

Auf diese Bereitschaft des Volkes ist zweifellos der junge Dramatiker Gerhard Schumann gestoßen, als er im vergangenen Jahr sein Werk „Gudruns Tod" vorlegte. Dieses Werk des an dem Württembergischen Staatstheater als Chefdramaturg tätigen Autors hat sofort nach Erscheinen eine große Zahl von Annahmen durch unsere Bühnen zu verzeichnen gehabt. Es hat aber auch gleichzeitig eine starke Diskussion ausgelöst. Im Gesamtschaffen Schumanns bedeutet dieses Werk zweifellos, vor allem in sprachlicher und dramatischer Hinsicht, unbedingt eine starke Steigerung. Die Kraft seiner Sprache ist unbedingt gewachsen. Der als Lyriker vielfach bewährte Dichter hat auch diesem Werk eine starke sprachliche Gewalt verliehen, etwas anderes war es mit der Gestaltung des Vorwurfs. Schumann sieht in der uns überkommenen Fassung des Gudrunliedes starke christliche Einflüsse, von denen er seine Gudrun zu reinigen versucht. So ist bei ihm eine Lösung gegeben, die den Tod Gudruns an der Leiche Hartmuts fordert. Die Begründung, die zu dieser Lösung führt, ist von vielleicht allzu modern anmutenden Erwägungen ausgegangen. Wenn man diesen Gedanken Raum gibt, wenn man auch noch hinzufügt, daß die Szene, in der ein christlicher Priester sich mit der germanischen Gudrun um die Frage der wahren Religion streitet, als nicht endgültig überzeugend bezeichnet, so verbleibt insgesamt doch ein starker Eindruck, der von dieser Schöpfung ausgeht. Man kann von einem jungen Dramatiker, gerade bei einem so schwierigen Problem, nicht eine letzte Lösung verlangen, vielleicht stehen wir diesen Problemen auch noch zu nahe, um ein ungetrübtes Urteil darüber fällen zu können. Der Wille Schumanns ist auf alle Fälle positiv und seine dichterische Kraft spricht auch vor allem in sprachlicher Beziehung aus jeder Zeile seines Werkes. Auch der vor einigen Jahren jung verstorbene Dramatiker Thilo von Trotha hat den Gudrunstoff einmal behandelt, wenn auch in einer sich enger an die uns überlieferte Fassung anleh-

Digitized by Google

nenden Form. In Thilo von Trotha ist uns, um das gleich hier einzuschalten, ein Dramatiker entgegengetreten, der durch seine besondere Hinwendung zu nordischen Stoffen aus Sage und Geschichte Bedeutendes auszusagen hatte. Sein früher Tod hat eine sich sehr beachtlich anlassende Entwicklung als Dramatiker jäh unterbrochen. Seine bereits aufgeführten Werke „Engelbrecht" aus der Geschichte Schwedens, „Gudrun" und die Komödie „Prinzessin Plumpudding" beweisen eine starke dramatische Ausdruckskraft.

In diesem Zusammenhang muß auf ein Werk verwiesen werden, das zwar bisher noch nicht von viel Bühnen gespielt wird, weil es ziemlich große Anforderungen an die Darstellung stellt, das aber in seiner Haltung und in seiner künstlerischen Ausdrucksform zu den wesentlichen Erscheinungen unserer Dramatik zu rechnen ist. Walter Stang gestaltet in seiner Tragödie „Alboin und Rosamunde" aus der Zeit der Völkerwanderung eine Epoche unserer Entwicklung zwischen Sage und Geschichte. Er schildert die von Paulus Diaconus überlieferte Sage vom Langobardenkönig Alboin und seiner Gemahlin Rosamunde. In dichterischer Freiheit wandelt er die Gegebenheiten der Sage so um, daß aus ihr eine Deutung der inneren Zusammenhänge der Völkerwanderungszeit wird, indem er Alboin als den Vertreter der Langobarden hinstellt, während er Rosamunde entgegen der Sage zur Römerin werden läßt. So verkörpert sich in der Liebe dieser beiden Menschen gleichzeitig das Geschick ihrer Völker und die geschichtlich notwendige Auseinandersetzung wird auch in ihrem privaten Geschick verkörpert. Dadurch ist der alten Mythe ein neuer uns gemäßer Sinn unterlegt worden. Stang hat dieses Werk in einer der klassischen Form entsprechenden Weise geschrieben. Die Verse, es handelt sich um fünffüßige Jamben, entsprechen gleichfalls der klassischen Formgebung. So ist ein Werk entstanden, das uns sowohl formal wie inhaltlich nahe angeht und das die Bühnen sicher noch oft spielen werden. Wenn bei solchen Werken von seiten der Theater oft betont wird, daß es zuviel Personen erfordere, so muß man dem entgegenhalten, daß ja auch unsere großen klassischen Werke wie „Götz" oder „Don Carlos" mindestens ebenso große Anforderungen, wenn nicht mehr stellen und daß also solch eine Begründung nicht immer als stichhaltig empfunden werden kann.

Es ist kaum möglich, im Rahmen einer kurzen Betrachtung alle die Dramatiker und ihre besonderen Werke hervorzuheben, die im letzten Jahrzehnt sich einen Namen auf den deutschen Bühnen erringen konnten. Es kann nur unsere Aufgabe sein, die wesentlichsten Werke in einer kurz gefaßten Betrachtung herauszustellen, die Wertvolles in der Gestaltung auszusagen haben. Wir müssen dabei aber auch auf solche Versuche hinweisen, die zwar aus irgendeinem näher zu bestimmenden Grunde starke Erfolge aufweisen konnten, die aber doch nicht einer letzten kritischen Betrachtung standhalten konnten, weil sie in ihrer Form zwar von beachtlicher Ausdruckskraft waren, aber in ihrem Ideengehalt nicht völlig den Anforderungen entsprachen, die die nationalsozialistische Weltanschauung an das zeit-

Digitized by Google

genössische Drama stellen muß. Es ist nun in den ganzen Jahren dieser Entwicklung nicht so gewesen, wie es vor allem das feindliche Ausland immer wieder verkündet hat, daß alle Bestrebungen auf dramatischem Gebiet, die nicht völlig dem Willen der kulturpolitischen Führung entsprochen hätten, rücksichtslos unterbunden worden wären. Das Gegenteil ist der Fall. Gerade auf dramatischem Gebiet kann keineswegs von einer Zensur gesprochen werden. Es war vielmehr den Dramatikern durchaus möglich, in völliger Freiheit Werke zu schaffen, die ihren Intensionen entsprachen. Ja diese Werke wurden sogar von den Bühnen gespielt. Allerdings ergab dann die kritische Auseinandersetzung mit diesen Werken oft eine lebhafte Diskussion über Für und Wider des aufgeführten Werkes und diese Diskussion hat sich in vielen Fällen auch als fruchtbar erwiesen, so daß mancher Dramatiker, der zunächst Wege gegangen war, die nicht mit unserem Wollen und Zielen übereinstimmten, auf Grund einer positiven Kritik späterhin Werke vorlegte, die weitaus günstiger beurteilt werden konnten. Getrieben von einem ehernen Willen, dem Drama unserer Zeit eine ihm gemäße Form zu geben, hat beispielsweise der junge Dramatiker Curt Langenbeck, der in Kassel und München als Chefdramaturg tätig war, mehrere Dramen geschrieben, die vor allem in formaler Hinsicht neue Wege zu gehen versuchten. Beherrscht von der Größe der attischen Tragödie hat Langenbeck den Versuch gemacht, das chorische Element wieder in das Drama der Gegenwart einzugliedern. In seinem Neuerungsdrang ist aber Langenbeck Wege gegangen, die nicht unwidersprochen hingenommen werden konnten. Er hat z. B. in Reden und Aufsätzen immer wieder scharfe Stellungnahme gegen Shakespeare und auch gegen unsere großen deutschen Klassiker bezogen, von denen er keine Befruchtung des zeitgenössischen Dramas mehr erhoffte. Er hat sich deshalb mit vollem Bewußtsein an das griechische Vorbild gehalten und seine Idee mit streitbarem Mut, aber auch manchmal mit einer gewissen Überheblichkeit verteidigt. Die von ihm vorgelegten Werke nun — und auch dies mußte ihm von einer verantwortungsvollen Betrachtung seiner Werke immer wieder gesagt werden — gingen zwar von überlegten Gedankengängen aus, waren jedoch in ihrem Enderfolg doch allzu konstruiert, als daß von ihnen eine lebendige dramatische Wirkung hätte ausgehen können. Mochte man über sein Schauspiel „Der Hochverräter", in dem alle Figuren eher wie blasse Schemen denn Menschen von Fleisch und Blut wirkten, auch noch sprechen können, so ging er vom Formalen abgesehen in seinem nächsten Werk „Das Schwert" Wege, die schärfste Kritik herausforderten, weil man in diesem Schauspiel allzu leicht ein Schlüsseldrama auf unsere Zeit erblicken könnte. Es kam dies daher, daß Langenbeck diese Schöpfungen zu sehr vom Verstandesmäßigen aufbaute, so daß im Gesamtwerk des Dichters immer noch eins seiner früheren Werke, das Stauferdrama „Heinrich VI.", am lebendigsten wirkt. Wenn der Dichter diese ihm gemachten Einschränkungen bedenkt, so wird er zweifellos in seiner kommenden Arbeit noch Wertvolleres auszusagen haben.

Digitized by Google

Zu den von großen Bühnen immer wieder gern gespielten Dramatikern gehört Hans Rehberg. Hans Rehberg, der alter Nationalsozialist ist, hat den Versuch unternommen, den Begriff Preußen in fünf Königsdramen zu gestalten. Er umspannt die Zeit Preußens vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen in seinem Werk. Rehberg gehört zu den interessantesten Dramatikern unserer Zeit. Aus seinen Werken spricht zweifellos eine gewisse dichterische Substanz, die an Shakespeare geschult Szenen von starker Eindringlichkeit zu schaffen weiß. Auf Grund dieser Tatsache hat sich eine verantwortungsbewußte Kunstbetrachtung von Anfang an stark mit ihm beschäftigt und ihm auch alle Möglichkeiten gegeben, zu einer breiten Wirkung zu gelangen, jedoch wurde ihm von Anfang an immer wieder bedeutet, daß er bei der Gestaltung seiner Figuren von Voraussetzungen ausging, die wir für das Drama der Gegenwart und Zukunft als bedenklich empfinden müssen. Rehberg ist zu einem Schulbeispiel für die These geworden, daß unsere zeitgenössischen Dramatiker sehr stark unter der Tatsache zu leiden haben, daß die vergangenen Jahrzehnte oder, genauer gesagt, das letzte halbe Jahrhundert unserer dramatischen Entwicklung in Bahnen vor sich gegangen ist, denen von Naturalismus angefangen über die verschiedenen Ismen der Verfallszeit der Nationalsozialismus von Anfang an scharfen Kampf angesagt hat. Der Umstand, daß unsere Bühnen auch heute noch mit großer Vorliebe die naturalistischen Dramatiker pflegen, als deren Folgeerscheinungen wir auch den Expressionismus mit seiner Einbeziehung der Psychoanalyse, wie wir es von Wedekind bis Ferdinand Bruckner erleben mußten, begreifen müssen, hat dazu geführt, daß unsere jungen Dramatiker einen Anschauungsunterricht erhielten, der sie von den uns gültigen Gesetzen der Dramaturgie im Sinne unserer Klassik abgewendet hat. Die überdeutliche Motivierung allen dramatischen Geschehens auf Grund psychoanalytischer Erkenntnisse hat auch Hans Rehberg den entscheidenden Durchbruch im positiven Sinne verwehrt. Er begreift allzu leicht große Taten der Geschichte nur als Reaktion auf menschliche Schwächen und Bedingtheiten und dazu ermangelt seinem Werk in sehr vielen Fällen die historische Größe, wie wir sie vom Drama der Gegenwart fordern müssen. Dies ist ihm immer wieder bedeutet worden, aber ein Teil seiner späteren Werke, wie vor allem „Die Königin Isabella" sowie „Heinrich und Anna", haben gezeigt, daß er doch allzusehr in diesen Betrachtungen wurzelt, um davon freizukommen. Seine letzten Werke, „Gajus Julius Cäsar" und „Karl V.", sind etwas freier von diesen Gesichtspunkten, wenn sie auch für den aufmerksamen Betrachter natürlich diese Bedingtheiten immer noch erkennen lassen. Es ist zu hoffen, daß Rehberg mit seinen kommenden Arbeiten sich immer mehr von diesen Voraussetzungen freimacht, gerade deshalb, weil er eine unbedingte dichterische Ausdruckskraft besitzt.

Das von Rehberg so sehr behandelte Thema Preußen gehört naturgemäß zu den Stoffen, die in unserer Zeit von den Dramatikern immer wieder gerne als Vorwurf benützt werden. Auch der westfälische Dramatiker Gottfried Klucke, der der deutschen Bühne eine ganze Anzahl oft gespielter

Digitized by Google

Werke gegeben hat, hat drei Schauspiele aus der Entwicklung Preußens geschrieben: „Ein wunderbares Land", „Verrat in Tilsit" und „Kämpfer und Träumer" (das letzte Werk wurde von der NS.-Kulturgemeinde in München aus der Taufe gehoben). Dieser Autor beinhaltet in seinen Werken alle positiven Erscheinungsformen, die Rehberg abgehen. Er ist von der Größe des Vorwurfs bei seiner Gestaltung bestimmt und vermag es so dem Vorwurf in stärkerem Maße gerechtzuwerden, auch wenn ihm vielleicht nicht eine unbedingt in allen Teilen überzeugende dichterische Ausdruckskraft gegeben ist. Trotzdem müssen wir gerade der Entwicklung dieses Dramatikers mit um so stärkerem Interesse folgen, weil er von idealen Forderungen ausgeht und sie auch zum großen Teil in seinem Werk zu verwirklichen versteht. Wenn ein solcher Dramatiker sich in den letzten Jahren von der Bühne abgewandt hat, weil er mit Ausnahme seines Werkes „Kämpfer und Träumer" nicht die für das Schaffen unbedingt notwendige Resonanz fand, so ist dies ein Fehler der deutschen Bühnen gewesen, die hier eine ringende schöpferische Kraft nicht genügend gefördert haben.

Auch aus den Reihen der Hitlerjugend sind inzwischen eine ganze Zahl von Dramatikern hervorgegangen, die naturgemäß auch noch nicht zum letzten Durchbruch gelangen konnten, die aber in ihren Werken, vor allem dann, wenn sie geschichtliche Stoffe behandelt haben, wertvolle Ansatzpunkte erkennen lassen, die unbedingt Förderung verdienen. Die Reichsjugendführung selbst hat sich für diese Autoren selbstverständlich stark eingesetzt, aber auch die Bühnen haben sich mancher dieser Werke mit großer Einsatzfreudigkeit angenommen. So verdienen in diesem Zusammenhang die seit einigen Jahren von Leonhard Geer begründeten Aufführungswochen „Hitlerjugend und Theater" in Erfurt besondere Erwähnung. Hier wurden in zyklischen Veranstaltungen alle namhaften Werke der aus der Hitlerjugend hervorgegangenen Dramatikergeneration aufgeführt, ob es sich um Friedrich Wilhelm Hymmen („Petersburger Krönung", „Der Vasall"), Fritz Helke („Maximilian von Mexiko", „Der Prinz von Enghien"), Herbert Reinecker („Die beiden Könige", „Die Stunde des Triumphes" und das von fast 100 Bühnen gespielte Schauspiel aus diesem Kriege „Das Dorf bei Odessa") oder um Eberhard Wolfgang Möller handelt. Eberhard Wolfgang Möller hat von diesen Dramatikern bisher den stärksten Erfolg in seinen dramatischen Werken erringen können. Er ist ein Dramatiker, der in vielen Sätteln gerecht ist. Er hat in seinen früheren Werken „Rothschild siegt bei Waterloo" oder „Panama-Skandal", aber auch in seinem Werk „Die graue Eminenz" die Form der politischen Reportage gepflegt, die ihm vor allem in den ersten Jahren nach der nationalsozialistischen Machtergreifung große Erfolge sichern konnte. Er hat daneben auch einmal den Versuch unternommen, in seinem Schauspiel „Kartago" an einem Vorwurf der Antike zeitgenössische Verfallserscheinungen zu umreißen. Dieser Versuch ist sowohl formal wie gedanklich nicht zu dem geworden, was sich der Dramatiker davon erhofft hatte. Der Grund dafür mag auch hier in der vorher angeführten Tatsache liegen, daß Möller hierbei sich Wege bedient, die in der Vergangenheit ad absurdum geführt worden waren. Die

Digitized by Google

größte Bedeutung dieses Dramatikers liegt aber zweifellos in seinen Werken, die eine neue Form des Gemeinschaftsschauspiels erstrebten, vor allem in seinem „Frankenburger Würfelspiel" und „Das Opfer". In beiden Werken unternimmt Möller den geglückten Versuch, aus dem Geist der Zeit heraus geschichtliche Ereignisse zu gestalten und Kräfte unseres Volkstums und unserer Anschauungen in wirkungsvoller Form an einem leicht begreiflichen Stoff darzustellen und in einer Weise zu gestalten, die sehr zukunftversprechend ist und die dem Dramatiker auch mit Recht zu starken Erfolgen verholfen hat.

Auch Felix Lützkendorf gehört in die Reihe dieser jungen Dramatiker, der z. B. in seinem Werk „Das Jahr 1000" gleichfalls eine neue Form des Gemeinschaftsschauspiels erstrebt hat, der aber in seinen Werken, die wie „Alpenzug" oder „Friedrich II." sich mit der Zeit der Staufer befassen, wieder die Form des großen historischen Schauspiels pflegt.

Diese Auswahl aus der Fülle des zeitgenössischen Dramas sollte beweisen, wie allenthalben starke Kräfte am Werke sind und wie sich trotz aller selbstverständlich erscheinenden Einschränkungen in der jungen Dramatikergeneration ein Wille bemerkbar macht, der aufhorchen läßt. Um wenigstens durch eine Namensaufzählung einen einigermaßen geschlossenen Überblick zu geben, ohne näher auf diese Dramatiker, die ihrerseits ebenfalls Wertvolles geleistet haben, einzugehen, verweisen wir noch kurz auf einige von unseren Bühnen oft gespielte Dramatiker wie Hans Schwarz, der in allen Epochen der Weltgeschichte in seinen Werken zu Hause ist und der, um nur einen Teil zu nennen, folgende Werke geschrieben hat: „Prinz von Preußen", „Der Rebell", „Cäsar", „Kassandra", „Otto II.". Wir müssen ferner Friedrich Bethge erwähnen, der mit seinen Dramen aus der frühen Entwicklung Preußens „Heinrich von Plauen", „Anke von Skoepen" und „Kopernikus" vor allem die Geschichte des Deutschen Ordens zur Darstellung gebracht hat. Auch Hans Friedrich Blunck muß hier genannt werden. Wenn die Stärke von Bluncks Begabung auch im Epischen liegt, so hat er auch der deutschen Bühne mit seinen Werken „Die Lügenwette", „Kampf um New York" und „Heinrich von Lützelburg" eine Reihe beachtlicher Dramen geschrieben. Nicht beachtet werden konnten in diesem Zusammenhang auch die Kräfte unter den Dramatikern der Gegenwart, die ihre positiven Arbeiten auf dem Gebiet des Volksstückes geleistet haben, das wir in allen Gauen Deutschlands heute in lebendiger Blüte sehen. Von diesen Autoren nennen wir vor allem August Hinrichs, der in seinem Schauspiel „Die Stedinger" auch ein großes historisches Werk geschaffen hat. Heinrich Zerkaulen, der vom Volksstück ausging, um in seinen späteren Werken „Der Reiter", „Brommy" und „Burgundische Hochzeit" ebenfalls zum großen historischen Drama vorzustoßen. Heinz Steguweit, der neben seinen erfreulichen Volksstücken gelegentlich auch wie „Glück und Glas" ein Werk mit historischem Hintergrund geschaffen hat oder den Bayern Alois Johannes Lippl, von dem vor allem „Die Pfingstorgel" bekanntgeworden ist. Auch hiermit ist die große Zahl unserer Autoren keineswegs auch nur annähernd erschöpfend behandelt. Es konnte im Rahmen

Digitized by Google

eines kurzfristigen Berichts nur die Aufgabe sein, anzudeuten und auf die Fülle des Vorhandenen hinzuweisen.

Man mag einzelne Erscheinungen unserer zeitgenössischen Dramatik sehen, wie man will, man mag lebhafte Diskussionen über Wert oder Unwert der einzelnen Leistungen anstellen, so viel bleibt sicher, auch die deutsche Dramatik ist, als Gesamterscheinung betrachtet, sich ihrer Aufgaben bewußt, schöpferisch mitzuschaffen am gesamten kulturellen Leben unserer Zeit. Das deutsche Drama der Gegenwart hat auch die ihm gegebenen Möglichkeiten erkannt und versucht, sie in seiner Weise auszuschöpfen. Daß bei der unerhörten Fruchtbarkeit unserer Dramatik vieles Stückwerk bleiben muß, ist ebenso verständlich wie die verpflichtende Aufgabe einer zielstrebigen Kulturpolitik, die Spreu vom Weizen zu sondern und dem wirklich zukunftsträchtigen Drama der Gegenwart die Wege zu ebnen, die für seine Durchsetzung notwendig sind, um ihm dem ihm gebührenden Platz im deutschen Volk zu sichern. Gerade in den Bemühungen um das historische Drama ist das deutsche Theater heute im Sinne Schillers und Lessings zur Kanzel und moralischen Anstalt geworden, von der aus die Probleme unserer Geschichte und Gegenwart Widerhall im Volke finden können. Wenn die deutschen Dramatiker ihre Aufgabe so anpacken und zu lösen versuchen, dann werden sie in der Lage sein, einen entscheidenden Beitrag zur Schaffung eines deutschen Nationaltheaters, um das seit Jahrhunderten der Wunschtraum aller sich mit Drama und Theater beschäftigten großen Geister unseres Volkes gekreist hat, zu leisten. Wenn vor fast zwei Jahrhunderten ein Gotthold Ephraim Lessing seine säkulären Bemühungen um ein deutsches Nationaltheater mit dem resignierenden Ausspruch abschließen mußte, „es sei ein gutherziger Einfall gewesen, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind", so sind jetzt alle Möglichkeiten gegeben, an die Schaffung dieses Nationaltheaters mit allen Kräften heranzugehen, da wir Deutsche eine Nation sind. An diesem Bemühen kann und darf uns auch der Krieg nicht hindern, denn in dem Bewußtsein, daß in diesem Krieg von uns auch die gesamte europäische Kultur verteidigt wird, während die Feindmächte sich bemühen, die Einheit und Kraft der deutschen Kultur zu zerstören, ist es Pflicht und Aufgabe aller derjenigen, die im deutschen Kulturleben tätig sind, das ihre dazu beizutragen, um Kraft und Leistung der deutschen Kultur mit aller Energie zu stärken und zu verteidigen, und dazu gehören auch die Anstrengungen um ein Theater der deutschen Nation. Diese Erkenntnis verpflichtet aber auch, eine verantwortliche Auslese zu treffen, um alle wirklich positiven Kräfte in fruchtbringender Weise zu fördern und zum Einsatz zu bringen.

Digitized by Google

Robert Scholz:

Paul Ludwig Troost

Der Erneuerer monumentalen Bauens

Am 21. Januar jährte sich zum zehnten Male der Todestag des ersten Baumeisters des neuen Deutschland. Die Schaffenslinie dieses großen Architekten unserer Zeit erscheint im Hinblick auf die Bedeutung der ihm zugefallenen Aufgaben als allzufrüh unterbrochen. Das Schicksal hatte Paul Ludwig Troost erst verhältnismäßig spät vor jene Aufgaben gestellt, die der Fülle und inneren Richtung seiner großen Begabung entsprachen. Es mußte daher als tragisch empfunden werden, daß die schöpferische Kraft dieses Lebens in dem Augenblick erlosch, wo die von ihm geschaffenen ersten großen Monumentalbauten des neuen Reiches der Vollendung entgegengingen und der Künstler berufen schien, in der Durchführung weiterer und sicher noch größerer Aufgaben die begonnene neue Entwicklung der deutschen Baukunst durch seinen persönlichen Schaffensanteil über die Phase der grundlegenden Anfänge hinauszuführen.

Der Umstand, daß sein Werk schon zehn Jahre nach seinem Tode unbestritten als der Ausgangspunkt eines neuen monumentalen Bauwillens angesehen wird, beweist die Richtigkeit der so mannigfach belegten geschichtlichen Tatsache, daß die stilbildende, den künstlerischen Entwicklungsprozeß geistig beeinflussende Wirkung einer künstlerisch genialen Persönlichkeit nicht an die Realität einer Vielzahl von Werken gebunden ist, sondern sich aus der Tatsache ableitet, daß in den Schöpfungen einer solchen Persönlichkeit, und wäre es nur in einem einzigen Werk, ein bis dahin in dieser Weise noch nicht geformter allgemeiner Gestaltungswille der Zeit seinen Ausdruck gefunden hat. Dieses Moment ist auch den Schöpfungen Paul Ludwig Troost's in einem hohen Maße eigen und dies ist auch das Geheimnis ihrer stilbildenden, die weitere Entwicklung des baukünstlerischen Schaffens so nachhaltig beeinflussenden Wirkung. Nur da, wo sich persönliches künstlerisches Wollen und Vermögen mit den latenten Gestaltungswünschen und seelisch-geistigen Kraftströmen einer großen Allgemeinheit in einem geistigen Schnittpunkt begegnen, entstehen jene künstlerischen Ausdrucksformen, die die Zeit und Nachwelt als allgemeingültig, als Zeitstils empfinden.

Stärker als alle anderen Künste steht die Baukunst unter dem Gesetz dieser Bestimmung, den latenten Gestaltungskräften eines Volkes und den seine Geschichte bestimmenden Ideen einen so allgemeingültigen Ausdruck

Digitized by Google

PAUL LUDWIG TROOST

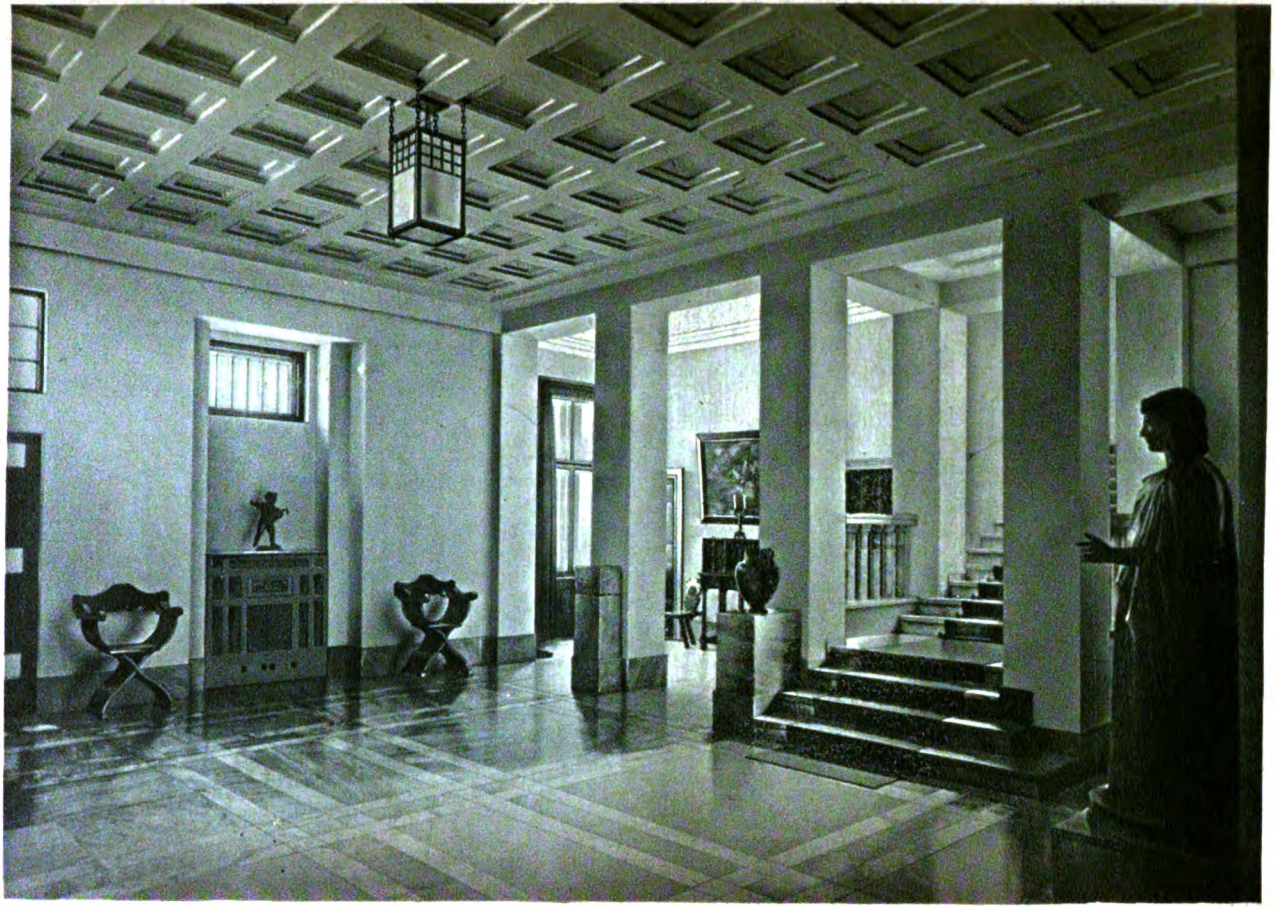
WOHNHAUS IN MÜNCHEN

Digitized by Google

AUSSTELLUNG
MÜNCHEN
1908

RAUM FÜR
GRAPHIK

Digitized by Google



WOHNHAUS
IN MÜNCHEN

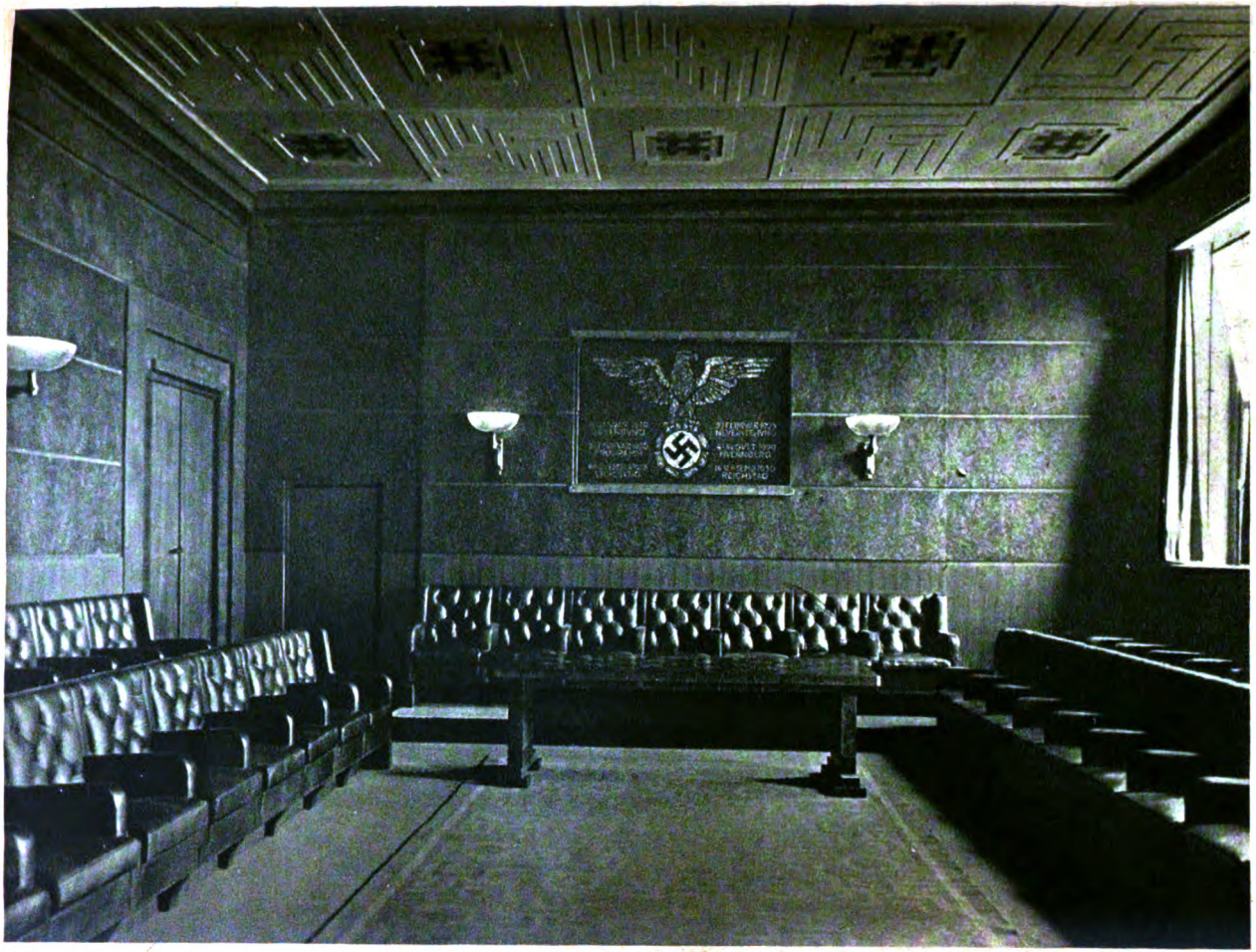
HALLE

Digitized by Google

DAMPFER
EUROPA

HALLE
1. KLASSE

Digitized by Google



SENATSSAAL
DES
BRAUNEN
HAUSES

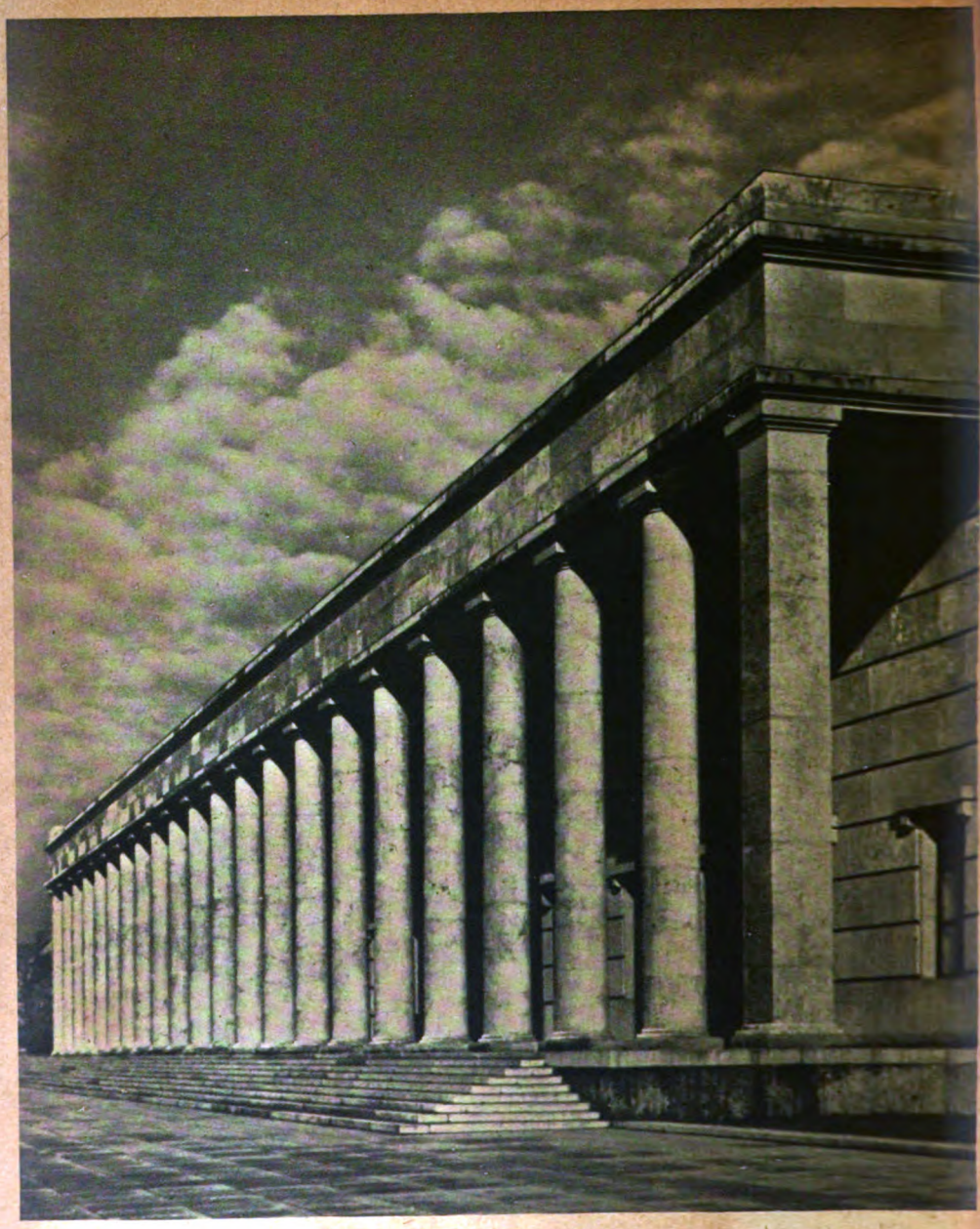
Digitized by Google

Digitized by Google

EHRENTEMPEL

DURCHBLICK

Digitized by Google



HAUS DER DEUTSCHEN KUNST

Phot. Atelier Troost (3). Stickelmann Bremen (1). Presse Hoffmann (2). Hege (1). Wasow (1)

Digitized by Google

zu geben, daß diese Bauwerke die Kraft der Idee, die sie entstehen ließ, wieder zurückstrahlen, indem sie über die Zeiten hinweg zu bleibenden, das Lebensbewußtsein des Volkes mitformenden Sinnbildern seiner gestaltenden Kraft und seiner geschichtlichen Aufgabe werden. In allen großen Leistungen der Baukunst tritt daher die Person des Baumeisters hinter dem Ausdruck eines überpersönlichen Gestaltungswillens zurück. Und man kann sagen, daß dieses Zurücktreten des Persönlichen schlechthin ein Kennzeichen jedes wirklich großen Baukünstlers ist. Die großen Bauschöpfungen aller Zeiten und Völker sind oder wirken in diesem Sinne anonym, weil die persönlichen Charakterzüge der Formensprache ihres Baumeisters eingeschmolzen sind in die Ausdruckskraft wuchtender Raumgebilde, die schon als technische Leistung sich als das Werk einer Gemeinschaft ausweisen. Auch die Werke der uns als fest umrissene Persönlichkeit bekannten großen Baumeister früherer Epochen haben auch bei Ausprägung stärkster persönlicher Charakterzüge diese überpersönliche Wirkung. So sehr waren diese großen Baumeister Erfüller des architektonischen Gestaltungsauftrags einer Gemeinschaft und einer Zeit, daß man glauben könnte, die Zeit selbst hätte diese Bauwerke durch die Kraft ihres Willens wie ein Gebilde der Natur aus dem Boden hervorwachsen lassen.

In diesen Feststellungen sind die wesentlichen Kennzeichen wie auch die Vorbedingungen der Entstehung eines monumentalen Baustils angedeutet. Die Bauschöpfungen Paul Ludwig Troost's weisen diese Kennzeichen in einem hohen Maße auf. Die Bauten, die dieser erste Architekt des Führers in München geschaffen hat, seine Gestaltung des Königlichen Platzes mit dem Führer- und Verwaltungsbau der Partei und den Ehrentempeln der Gefallenen der Bewegung sind ebenso wie der monumentale Bau des Hauses der Deutschen Kunst in der Prinzregentenstraße bereits zehn Jahre nach dem Tode ihres künstlerischen Gestalters zu einem im Volksbewußtsein allgemeingültigen Sinnbild einer neuen geschichtlichen Epoche des deutschen Volkes geworden. Ihre Wirkung ist so zwingend, daß man sich diese Bauwerke im ganzen und im einzelnen gar nicht anders denken kann, daß man sich auch nicht vorstellen kann, daß sie anders und an einem anderen Platze hätten errichtet werden können. Man kann sich wenige Jahre nach ihrer Entstehung gar nicht vorstellen, daß sie nicht vorhanden sein könnten, und sie gehören jetzt schon zu dem Kultur- und Geistesbesitz des deutschen Volkes wie die ältesten Dokumente seiner baukünstlerischen Selbstgestaltung. Wir haben in diesen wenigen Jahren der neuen nationalsozialistischen Bauepoche die wunderbare Tatsache erlebt, daß Werke unserer eigenen Zeit zu Dokumenten der Geschichte werden, weil sie mit dem echten Pathos unserer Zeit erfüllt sind. Die breite volkstümliche Wirkung dieser Bauten beruht zwar auch auf der Tatsache ihrer Zweckbestimmung als repräsentative Bauwerke der Nation im Sinne von Sammelpunkten ihrer willensmäßigen Funktionen, aber zu allgemeingültigen, anschaulich erfaßbaren Sinnbildern ihrer ideellen Bestimmung wurden diese Bauwerke erst durch die besondere und einmalige, dem Sinn und Ideengehalt voll entsprechende architektonische Form, die der Baukünstler

Digitized by Google

Troost ihnen gegeben hat. Die Zweckbestimmung ist eine wesentliche Voraussetzung aber keinesfalls die Ursache dafür, daß in einem Bauwerk sich eine anschaulich faßbare Idee ausprägt. Diese Wirkung eines Bauwerkes tritt erst dann ein, wenn durch seine Form eine mit der Bestimmung des Bauwerkes verbundene Erwartung oder Vorstellung des Betrachters erfüllt oder gar übertroffen wird. Die künstlerische Formung, die Abgewogenheit der Verhältnisse, das Prinzip einer raumgliedernden Ordnung, die Sprache der Linien, das kunstvolle System stützender und getragener Massen bestimmen den Charakter und die geistige Physiognomie einer Bauschöpfung. Und diese künstlerisch bewußt geformte geistige Physiognomie der architektonischen Schöpfung ist es, die sich dem Beschauer auf dem suggestiven Wege eines wenn auch meist unbewußten ästhetischen Erlebnisses als Ausdruck des Willens und der Idee mitteilt, welche die Form des Bauwerks geprägt haben.

Es ist das bleibende künstlerische Verdienst Paul Ludwig Troost's, daß er für die ersten Bauwerke des neuen Deutschland eine künstlerische Form gefunden hat, die ebenso stark der Idee ihrer Bestimmung entspricht, wie sie die Erwartung der Zeit nach dem Neubeginn einer das Lebensbewußtsein des Volkes erhöhenden Baukunst erfüllte. Weil diesen Bauwerken nicht nur eine rein formalästhetische Überlegung und ebensowenig eine nur politisch-propagandistische Absicht ohne Bindung an ein starkes ästhetisches Gewissen zugrundeliegt, ist etwas entstanden, was die Zeit vorher vergeblich gesucht hat — ein neuer Baustil. Die einmalige und für alle Zeiten bleibende Leistung Paul Ludwig Troost's besteht darin, daß er durch sein Vorbild der Baukunst wiederum den Weg ihrer höchsten Bestimmung gewiesen hat, Träger eines kultischen und sakralen Ausdruckswillens zu sein. Die schöpferische Tat Paul Ludwig Troost's besteht daher nicht nur in einer formal vollendeten Durchgestaltung der ihm durch die Bestimmung der Bauwerke gestellten Aufgabe, sie beruht auf dem geistig-schöpferischen Prozeß einer Vermählung seines künstlerischen Willens mit den Ideen der die Zeit politisch formenden genialen Kraft. Wie Alfred Rosenberg im „Mythus" festgestellt hat, ist es in der nordischen Kunst niemals die Form oder der Inhalt allein, die ihren Ausdruck und ihren Stil bestimmen, sondern immer die Synthese von Form und Inhalt. Die Monumentalität der Bauwerke Troost's beruht auf dieser Synthese eines gleichgerichteten Formwillens mit dem geistigen Gehalt einer neuen Idee höchsten geschichtsformenden Ausmaßes. Das Kennzeichen des Genialen ist es, einen Weg und eine Möglichkeit zu sehen, die allen anderen verschlossen ist oder unerreichbar erscheint. Es war ein Akt echten genialen Heraustretens aus der engen Sphäre der bis dahin in der Architektur der Zeit denkbaren Möglichkeiten, als Troost in einer jener schöpferischen Stunden, die über den Gang der Geschichte und der Kultur entscheiden, vielleicht blitzartig erkannt hatte, daß der Kraft, die so machtvoll zur politischen Neugestaltung der Zeit hindrängte, ein genial formgestaltender Wille, eine kulturbildende Idee zugrundelag und daß diese Idee den geistigen Inhalt darstellt, der der Baukunst die langersehnten Möglichkeiten einer wiederum monumen-

Digitized by Google

talen Ausdrucksform gibt. Die Bedeutung dieses durch Troost zu den Aufgaben und Möglichkeiten der Baukunst neu gewonnenen Standpunktes wird erst in ihrer ganzen Tragweite erkennbar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß bis dahin eine rationalistische Anschauung der Baukunst den Blick auf die Möglichkeiten einer im Ausdruck eines ideellen Gehalts monumentalen Form der Baukunst gänzlich versperrt hatte. Man glaubte, daß ein Bauen aus der Idee und damit auch die metaphysische Ausdruckskraft des Bauwerkes als Sprache der Volksseele endgültig vergangenen Zeiten angehört und daß nur auf dem Wege des technischen Fortschritts neue zeitgemäße Stilformen gefunden werden können. Der kulturelle Verfall der damaligen Zeit hatte alle Gebiete des künstlerischen Lebens erfaßt. Er hat sich aber naturgemäß am stärksten, in seiner negativen Auswirkung am nachhaltigsten in der Architektur dieser Zeit ausgeprägt, weil hier jede Sünde gegen den Geist zur bleibenden unübersehbaren Beleidigung des Schönheitssinnes der breiten Öffentlichkeit wird. Es gab unter den deutschen Baukünstlern dieser Zeit selbstverständlich auch Gegenkräfte, Männer einer anständigen und künstlerisch hohen Baugesinnung, aber sie erschöpften ihre Kräfte in der Abwehr oder sie verfielen einem künstlerischen Verzicht. Es erscheint zurückblickend von höchster schicksalshafter Bedeutung, daß Paul Ludwig Troost sich sowohl von den unfruchtbaren Auseinandersetzungen ferngehalten hat, die auf dem Wege abstrakter ästhetischer Meinungen und theoretischer Überlegungen zu einem neuen Baustil gelangen wollten, ebenso wie er darauf verzichtet hatte, im rationalistischen, übertechnisierten Bauschaffen dieser Zeit eine Rolle zu spielen. Er war so sehr und so kompromißlos in der Tiefe seines Wesens Künstler, daß er in langen Etappen seines Werdegangs sich lieber Gebieten des bildnerisch formenden Schaffens wie der Möbelbaukunst und anderen Zweigen des Kunsthandwerks zuwandte, um aus künstlerischer Selbstverantwortung gestalten zu können, bevor er sich dazu bereitgefunden hätte, seiner hohen Idee der Baukunst in einer Anpassung an das entseelte Bauschaffen der Zeit untreu zu werden. Es ist höchst bezeichnend, daß sich Troost oft in das freie malerische Schaffen geflüchtet hatte, um sich ein Gegengewicht gegen die negativen, entmutigenden Eindrücke zu schaffen, die das unkünstlerische Treiben der Architektur dieser Zeit bot. Troost war und blieb Künstler, während die meisten anderen Architekten dieser Zeit zu künstlerisch getarnten Bauunternehmern geworden waren, er bewahrte sich die reine Gabe des künstlerischen Formens aus der Quelle der ewigen Sehnsucht der Menschen, die Dinge im Sinne eines Urbildes des Schönen zu gestalten, auch wenn die Zeit keine Hoffnungen erwecken konnte, einmal zu einer praktischen Verwirklichung dieser Ziele zu gelangen. Weil er sich innerlich für eine große künstlerische Aufgabe rein und frei erhalten hatte, war er fähig und vorbereitet, die Größe der Berufung in ihrer vollen Bedeutung zu erkennen, als sie dann an ihn herantrat.

Es wird uns schon heute eine tiefe geschichtliche Logik in der Tatsache erkennbar, daß dieser Baumeister als Vertreter einer künstlerischen Anschauung, in der sich die reinsten und besten Wesenszüge eines nordisch-

Digitized by Google

germanischen Gestaltungswillens vereinigen, jener einmaligen Erscheinung begegnete, in deren umfassenden politischen Idee die charakterlichen Wesenszüge und bestimmenden Willensantriebe der nordisch-germanischen Rasse eine ebenso klare und reine Neugeburt erfahren haben. Das Ergebnis dieser geschichtlichen Begegnung ist jene wunderbare und wie alles Große und Einmalige in der Kunst dem Verstande nicht erfaßbare Wirkung der Bauten Paul Ludwig Troost's, daß durch diese Zeugnisse eines hohen und reinen künstlerischen Willens die Kraft eines noch größeren und umfassenderen Willens hindurchstrahlt und daß ihre Form der Ausdruck einer Idee ist, die eine Synthese politischen und künstlerischen Gestaltungswillens darstellt, wie sie das deutsche Volk seit der Zeit der Staufer und ihres monumentalen Baustils nicht wieder erlebt hatte. Das ist auch die tiefere Ursache dafür, daß wir die Bauten Paul Ludwig Troost's heute schon als die ersten Baudenkmäler und als reine Sinnbilder einer neuen Reichsidee empfinden.

Es wurde bereits gesagt, daß jede baukünstlerische Leistung von der Breite und Tiefe der Auswirkung wie die Paul Ludwig Troost's aus dem Schnittpunkt einer großen persönlichen Begabung mit den überpersönlichen geistigen und geschichtlich-gestaltenden Kräften der Zeit erwächst. Diese Bedeutung hatte für Troost die Begegnung mit dem Führer, die bereits lange Jahre vor der Machtergreifung stattfand. Paul Ludwig Troost hatte zu diesem Zeitpunkt bereits eine künstlerische Entwicklung durchlaufen, die ihn über verschiedene Etappen zu einer Reife geführt hatte, die ihn befähigte, das künstlerisch volle Ausmaß der historischen Aufgabe zu begreifen, die ihm durch diese Berührung mit der eine neue Weltanschauung gestaltenden Idee zugefallen war.

Paul Ludwig Troost wurde am 17. August 1878 in Elberfeld geboren. Obwohl seine Jugend beherrscht wurde von einer tiefen Liebe zur Musik, ergriff er den Beruf des Architekten und man darf annehmen, daß bereits dem Zwanzigjährigen jene innere Wesensverwandtschaft musikalischer und architektonischer Formungsgesetze bewußt geworden war, die er in seinen Bauwerken dann später so rein und edel verwirklicht hat. Seine erste Ausbildung erhielt Troost bei dem damals als Lehrer und Baumeister führenden Architekten Hoffmann in Darmstadt. Hier fand der junge Troost den Anschluß an die große Tradition. Doch es drängte ihn zu einem tieferen Erlebnis der Quellen baukünstlerischer Überlieferung, und er ging ein Jahr nach Italien. Er fand dort, wie einst auch Schinkel und Klenze, eine tiefere innere Verwandtschaft deutscher klassischer Sehnsucht mit dem artverwandten hellenischen Geist. Aus diesem Erlebnis der Urgesetze klassischer Baukunst hat sich der Dreiundzwanzigjährige in seinen ersten selbständigen Bauten bereits von den damals herrschenden Verirrungen des Jugendstils freigemacht.

Die weitere Entwicklung Troost's gliedert sich in drei Abschnitte. Als junger Architekt baute er in München und anderen süddeutschen Städten eine Anzahl von Wohnhäusern und Eigenheimen, die sich in der Klarheit der Konstruktion, in der Sicherheit, mit der durch eine feine Proportionie-

Digitized by Google

rung der Teile zum Ganzen ein architektonisch harmonischer Ausdruckswert erreicht ist, von den baulichen Stillosigkeiten der Zeit sehr klar abheben. Der künstlerische Rang der Persönlichkeit Troost's wird bereits in dem Ernst erkennbar, mit dem er von Anfang an jede ihm gestellte oder selbst gewählte Aufgabe meistert.

Im zweiten Abschnitt der Entwicklung wurde Troost für lange Zeit auf große Aufgaben der Innenraumgestaltung gelenkt. In diesen Jahren hat Troost die in ihrer künstlerischen Harmonie und Vornehmheit der Haltung weit über Deutschland hinaus berühmt gewordenen Innenräume der großen Lloyddampfer „München", „Europa", „Berlin" und „Columbus" gestaltet. Während man früher die Repräsentations- und Gesellschaftsräume dieser großen Ozeandampfer im überladenen, historisierenden Prunkstil der Gründerzeit ausgestaltet hatte, gab Troost diesen Innenräumen einen dem technischen Fortschritt der äußeren Form der Schiffe entsprechenden eigenen tektonischen Stil. An diesen Aufgaben konnte sich eine wesentliche und besondere Seite seiner künstlerischen Begabung, die Fähigkeit einer Zusammenfassung und Einbeziehung aller bildnerischen Ausdrucksmittel zu einer architektonischen Gesamtwirkung voll entfalten. Aus einem selten feinen Gefühl und Verständnis für Plastik und Malerei, sowie für die Wirkungsmöglichkeiten edlen Materials wie Holz, Textilien, Marmor und Bronze wurden seine Innenraumgestaltungen zu einer Symphonie aller dieser das Tektonische steigernden Wirkungsmöglichkeiten. So hat Troost als Innenarchitekt auch in nachhaltigster Weise viele Zweige des Kunsthandwerks neu belebt und befruchtet. In diesem Zusammenhang hat Troost ganz besonders auch auf dem Gebiet einer tektonisch klaren und künstlerisch erfindungsreichen Möbelbaukunst bahnbrechend gewirkt.

Der Schritt in die dritte, entscheidende Schaffensperiode, der Übergang aus der Sphäre eines noch überwiegend von rein ästhetischen Impulsen bestimmten Schaffens im Bereich privater Aufträge auf die höhere Ebene einer Anwendung seines voll entwickelten Formgefühls im Dienste einer architektonisch-ideellen Repräsentation wurde vollzogen, als der Führer dem Künstler im Jahre 1930 den Umbau des Barlowpalais in der Brienner Straße in München zum Repräsentationsbau der deutschen Erneuerungsbewegung übertragen hatte. In den damals geschaffenen repräsentativen Innenräumen des Braunen Hauses, in der soldatischen Strenge der Fahnenhalle, in der Würde und inneren Gesammeltheit des Senatorensaales war der Grundakkord eines von einer neuen politischen Idee bestimmten architektonischen Willensausdrucks erstmalig angeschlagen. Es ist bekannt, daß schon damals in engster Fühlung mit dem Führer die Pläne der ersten Großbauten des neuen Deutschland für die Umgestaltung des Königlichen Platzes zum Parteiforum und des Hauses der Deutschen Kunst als Zeugnis der großen kulturellen Zielsetzung der Bewegung entstanden sind. Die schöpferische Tat Paul Ludwig Troost's besteht aber nicht allein in der formal vollendeten Durchgestaltung der durch die Bestimmung der Bauwerke gestellten Aufgabe, sie besteht in der geistigen Erkenntnis, mit der Lösung dieser Aufgaben vor einer großen Wende der Baukunst der Zeit

Digitized by Google

zu stehen. Troost hatte erkannt, daß der Wille der neuen Bewegung der Idee einer neuen sozialen Gemeinschaft und eines neu erwachten nationalen Selbstbewußtsein in Bauwerken Ausdruck zu geben, einen geistigen Inhalt darstellte, der der Baukunst wieder die lang ersehnten Möglichkeiten einer monumentalen Ausdrucksform gab. Der neue Baustil, über den gerade in der Periode architektonischer Stagnation soviel theoretisiert wurde, konnte nicht verstandesmäßig gefunden werden. Nur ein neues Gemeinschaftsgefühl als eine über dem Materiellen stehende Idee und Macht konnte der Architektur wieder jenen großen Inhalt und Auftrag geben, den sie braucht, um aus der Sphäre des Technisch-Zweckhaften sich in die der geschichtlichen Repräsentation als Ausdruck der Gestaltwerdung eines Volkes zu erheben.

Wenn man mit Recht das große Können des Baumeisters Troost, die Logik seiner Grundrißgestaltungen, die Klarheit seiner Formgebung, das Gefühl für Maßverhältnisse und die Sicherheit der Ordnung der Teile zum Ganzen als etwas Besonderes hervorhebt und diese Leistung für sich allein ausreichen würde, ihm einen Platz unter den besten Baumeistern der Zeit zu sichern, so ist damit keinesfalls das Letzte über den Stilcharakter seiner Bauten ausgesagt. Auch die Einbeziehung klassischer Formelemente in die nur unserer Zeit eigenen Wucht rhythmisch strenger Reihungen und dynamisch energiegespannter Linien ist nur eines der Voraussetzungen, aber nicht das letzte Geheimnis des Stils dieser Bauten. Er beruht auch nicht auf der Größe der Dimensionen, er besteht nicht in der Verwendung der klassischen Formen schmückender Säulen, er ist überhaupt nicht an irgendein einzelnes Formelement gebunden, sondern die monumentale Wirkung der Bauten Troost's ist ein Ergebnis des inneren großen Maßstabes der baulichen Gesamtkonzeption. Sie liegt in der Harmonie des Ganzen, im Ausdruck der Würde dieser Bauwerke als Dokumente eines überindividuellen Gestaltungswillens. Als Sinnbilder der erneuerten deutschen Gestaltungskraft und als Denkmäler eines für die Erfüllung seiner geschichtlichen Aufgabe reifen Volksbewußtseins erhalten diese ersten Bauten des neuen Reiches gerade in der jetzigen Zeit ihre besondere Bedeutung, da sich in ihnen die Gewißheit einer machtvollen Weiterentwicklung der deutschen Geschichte und der deutschen Kultur manifestiert.

Digitized by Google

Gottfried Neeße:

Kunstwerk Spruch

Zu den kleinen vollkommenen Dingen, von denen einmal Friedrich Nietzsche gesprochen hat, gehört in der Welt des Geistes auch der Spruch. Das Kapitel „Spruch" ist in der deutschen Poetik noch nicht geschrieben worden. Wir kennen Sprüche und Spruchdichtungen, aber wir wissen kaum etwas Gültiges über die innere und äußere Eigenart solcher Sprachwerke.

Vielleicht werden Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer Erörterung über Geschichte und Wesen des deutschen Spruches gerade jetzt bezweifelt. Und nur für den Notwendigkeitsapostel und den zweckmäßigen Meyer ist die kleine Vorrede bestimmt, die lautet:

Die nationalsozialistische Bewegung hat von ihren Anfängen an mit der politischen Ordnung des Volkes auch Anschauung und Haltung des einzelnen deutschen Menschen zu ändern und zu erneuern unternommen.

Sie hat sich dazu vieler kultureller Mittel in Wissenschaft und Kunst und Philosophie bedient. In diesem Rahmen hat im letzten Jahrzehnte auch der Spruch wieder — seit langer Zeit wieder einmal — eine neue, eigene Bedeutung gewonnen; ich erinnere an die Rolle, die er in der Feiergestaltung der Bewegung spielt.

Der Nationalsozialismus hat zum Spruche ein besonderes enges Verhältnis erhalten: das mag — neben einer Reihe anderer guter Gründe — an der zupackenden, scharf geprägten, klaren Art des Spruches, seiner gleichsam propagandistischen Erscheinung liegen. Es mag sich auch daraus ergeben, daß der Spruch seiner Form nach den meisten anderen Sprachwerken — wohl allen mit Ausnahme des Gedichtes — überlegen ist an menschenformender Kraft, an Eindringlichkeit und Überzeugungsgewalt; er ist knapper, kürzer, straffer, er sagt in einem Bilde, einem Satze, was sonst auf vielen Seiten in Schilderung, Erklärung, Darlegung zu lesen ist, und wenn ein Buch gleichsam den Schlachtenplan des Lebens erläutert, so ist der Spruch wie der Befehl mitten im Gefechte.

Wenn wir in das Schrifttum der Gegenwart als in einen der Spiegel unserer Zeit hineinschauen, werden wir feststellen, daß das Spruchbuch begonnen hat, die Zitatensammlung der liberalistischen Zeit in den Winkel der Altbuchhandlungen zu drängen.

Erst heute wächst aus einem heute noch verschleierten Gefühle ungewisser Zunéigung das Wissen darum, daß der Spruch ein eigenständiges Kunstwerk ist, eine Schöpfung von eigener Gestalt und eigenem Gesetze. Er ist — hier gilt es, gleich einem naheliegenden Irrtume zu be-

Digitized by Google

gegnen — durchaus nicht immer als Spruch geschaffen worden. Die Spruchbücher lehren es: in ihnen sind oftmals sogar zum weitaus größten Teile Sprüche enthalten, die nicht von vornherein als selbständige Kunstwerke entstanden, sondern später aus größerem Zusammenhange gelöst sind.

I. Zur Geschichte des Spruches.

Der Blick in die Geschichte des deutschen Schrifttums kann uns in der Spruchdichtung nur den Spruch zeigen, der bewußt und willentlich als Spruch, als eigene, für sich allein bestehende und aus sich allein wirkende künstlerische Schöpfung gestaltet worden ist. Aber ein solcher Spruch unterscheidet sich nur in der Art seiner Entstehung, nicht in seiner Erscheinung und auch nicht in seiner Auswirkung von jenem anderen, der nur „nebenbei" gewachsen, unbewußt im Rahmen eines größeren Sprachwerkes entstanden ist.

Aus der Spruchdichtung, der Fülle der als Sprüche geschaffenen Sprachwerke, lassen sich daher allgemein gültige Regeln für alle Arten des Spruches, für den Spruch schlechthin, herleiten.

Die Spruchdichtung hat in Deutschland eine alte, aber durchaus nicht starke und lebensvolle Überlieferung; allenfalls kann man im 17. Jahrhundert bemerken, daß der Spruch als Ausdrucksform dem schaffenden Sprachmeister und als Lesung dem aufnehmenden Zeitgenossen besonders willkommen war.

Einer der frühesten und zugleich einer der größten Lieddichter deutscher Sprache hat politische Forderungen und philosophische Erkenntnisse im Spruche gestaltet: Walther von der Vogelweide. Um als Beispiel nur einen der bekanntesten zu nennen:

„Niemand kann erreichen Kindes Zucht mit Streichen ..."
(„nieman kan beherten . . .")

Allerdings: eine sehr erhebliche Anzahl von Gedichten, die in der mittelhochdeutschen Gesamtausgabe des Waltherschen Werkes (vgl. dazu die seit 1864 vielfach neu aufgelegte, von Franz Pfeiffer besorgte Ausgabe) als „Sprüche" bezeichnet sind, haben nichts von einem Spruche unserer Auffassung an sich.

Das große Werk eines unbekannten Meisters aus dem 13. Jahrhunderte „Freidanks Bescheidenheit" (= Lebensweisheit), das geschlechterlang in deutschen Landen viele Freunde fand, hat uns heute nichts mehr zu sagen: daß es ein Ländlein ohne Neid gibt, in dem Menschen nicht zu Hause sind, und daß der Kaiser in dem Einen allen gleich ist, im Maß des Sterbens — das gibt uns weder Erkenntnis noch Anstoß.

Es ist möglich, daß von diesem Werke hin zum Werke der großen Spruchdichter der Zeit des Dreißigjährigen Krieges — vielleicht über die „Spriche" Hans Sachsens — lockere und dünne Fäden laufen, — eine uns heute noch sichtbare Verbindung besteht nicht. Zwei Schlesier formen in jenem 17. Jahrhunderte fast alles, was es sie zu sagen drängte, im Spruche. Der Arzt Johann Scheffler veröffentlicht als „Schlesischer Bote", als Angelus Silesius, seine „Geistreichen Sinn- und Schlußreime", die später unter dem

Digitized by Google

Namen „Cherubinischer Wandersmann" bekannt wurden. Ob dieser „letzte deutsche Mystiker" ein schöpferischer Geist war oder sein Werk mehr eine bloße Sammlung der großen Geistesbewegung der Mystik auf deutschem Boden, insbesondere eine Verarbeitung von Erkenntnissen des Meisters Eckart darstellt, kann hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist es ihm gelungen, das mystische Ideengut, das in seiner weithinschweifenden und verwölkten Eigenart an sich einer knappen Prägung widerstrebt, aufs stärkste zu verdichten und es damit für viele erst zu rechter innerer Fruchtbarkeit zu bringen. Jedenfalls hat die deutsche Mystik keinen helleren und klareren dichterischen Ausdruck gefunden als bei Angelus Silesius. Manche spielerische Drechselei, manches verzückte Schnörkelwerk, das aus dem Stile der Zeit hervorgegangen sein mag, befremdet uns, doch ist auch vieles zeitlos in diesem Werke, uns gegenwärtig wie am ersten Tage, als es in die Welt trat, — vom berühmtesten Spruche, „Mensch werde wesentlich" begonnen bis zu versteckten kleinen Kostbarkeiten:

„Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit,
So du nur selber nicht machst einen Unterscheid"

oder:

„Halt deinen Leib in Ehren, er ist ein edler Schrein,
In dem das Bildnis Gotts soll aufbehalten sein."

Der andere Schlesier, der im gleichen Jahrhunderte, in den gleichen Jahrzehnten den Spruch zur Form seines Schaffens wählte, war Friedrich von Logau, Rat des Herzogs von Brieg, dem späterhin Lessing die Bahn in die allgemeine Anerkennung ein für allemal gebrochen hat. Logau, ein Sprachmeister hohen Ranges, der noch stärker als Scheffler dem Reimspruche eine eigen geprägte Form, einen persönlichen Klang zu geben vermochte, war ein stolzer und aufrichtiger, glühend für das deutsche Wesen eintretender Mann, bei aller warmen, manchmal fast heftigen Anteilnahme an seinen Strophen sachlicher, welterfahrener als Scheffler. Was bei jenem religiöse Inbrunst war, ist hier politische Leidenschaft. Aber außer dem Politiker, der gegen die Welscherei seines Jahrhunderts ficht:

„À la mode Kleider, à la mode Sinnen
wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen",

kommt seltener, verhaltener der Dichter mit einem Spruche reizvollsten Schliffs und heller Lieblichkeit zu Worte, wie mit dem, der später Gottfried Kellers „Sinngedicht" das Geleite gab:

„Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee, sie wird errötend lachen."

Wie für diese beiden Spruchdichter des 17. Jahrhunderts ist auch für den größten des folgenden der Spruch die Hauptform des schriftstellerischen Schaffens. Der Göttinger Physikprofessor Georg Christoph Lichtenberg hat wohl eine Reihe wissenschaftlicher Werke veröffentlicht und allerlei kleine Schriften herausgebracht (so vor allem die „Briefe aus England" und die ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche) oder entworfen; — als das Wesentliche seines Werkes erscheint uns heute die Auswahl aus

Digitized by Google

seinen Tage- und „Sudelbüchern", in die er alle seine Einfälle einzutragen pflegte. Mit Lichtenberg beginnt die deutsche Prosaspruchdichtung; ohne sich anzulehnen oder auch nur verwandt zu sein, weist sein Werk gewisse Ähnlichkeiten mit den französischen Spruchschöpfungen des 17. Jahrhunderts (Pascal, La Bruyère, La Rochefoucauld) und des 18. Jahrhunderts (Vauvenargues, Chamfort) auf, vor allem in dem einen gemeinsamen Zuge, daß die Prosasprüche hier wie da in erheblicher Zahl der Erleuchtung seelenkundlicher Fragen dienen, so als ob diese Sprachform gerade für diesen Stoff besonders geeignet sei. Lichtenbergs Werk, das bisher immer noch nicht in seiner Gesamtheit geschlossen veröffentlicht worden ist, umfaßt auch seine geist- und lebensvollen Briefe; es ist unerschöpflich reich an Nachdenklichkeiten und Heiterkeiten, wahrhaft wie Nietzsche gesagt hat, eines der erregendsten und amüsantesten Bücher der Welt. Ein Beispiel für hunderte:

„Ein Buch ist ein Spiegel, wenn ein Affe hineinsieht,
so kann kein Apostel herausgucken."

Mit einem Dutzend Wörter ist eine Weisheit spritzig und stilvoll hervorgeplaudert, mühelos und überlegen, die Stoff zu einer ganzen Philosophie des Lebens abgeben könnte und viele Seiten der Erörterung verdiente.

Das kommende Jahrhundert der Technik und des Welthandels, des „Fortschritts" hat zwischen seinen beiden größten Sprachmeistern in Deutschland, zwischen Goethe, der den Spruch als eine Form neben allen anderen pflegte, und Nietzsche, der in ihm eine seiner wichtigsten Ausdrucksmöglichkeiten fand, eine Reihe von Männern zu nennen, die sich des Spruches bedienten, um ihre Erkenntnisse zu formen: neben Hebbel, Heyse, Storm und auch Rückert ist noch Ernst von Feuchtersleben zu nennen, der bedeutende Wiener Seelenarzt, in dessen wichtigster, noch heute von Anfang bis Ende lesenswerter Schrift „Zur Diätetik der Seele" das Schlußkapitel „Tagebuchblätter" Sprüche hohen Wertes enthält.

Goethes Spruchdichtung, vor allem im „West-östlichen Diwan", den „Sprüchen in Prosa" und den „Sprüchen in Reimen", ist nicht auf Glanz und Verblüffung gerichtet, sie ist zuverlässig und klar, sie ruht in sich:

„Willst du ins Unendliche schreiten,
geh nur im Endlichen nach allen Seiten."

Am Ende des Jahrhunderts hat Nietzsche einen wesentlichen Teil seines großen Lebenswerkes in Sprüchen niedergelegt, aus der Not seines Kopfschmerzes und seiner Augenschwäche hat er den Gewinn einer seinen Gedanken gemäßen Sprachform heimgeholt. Viele seiner Sprüche gehören in ihrer kristallenen Endgültigkeit zu den höchsten Äußerungen, die es überhaupt in deutscher Sprache gibt. Zu den schönsten gehört für mich das Wort 279 „Sternenfreundschaft" aus der „Fröhlichen Wissenschaft", in dem adelig und erschütternd das Ende einer Freundschaft einen erhabenen und zugleich wundersam beschwingten Ausdruck findet. (Ein Sprachwerk allerdings, das nicht als Beispiel und Muster für den „Spruch" schlechthin gelten kann, keine stark geprägte, allgemein verbindliche Erkenntnis oder Forde-

Digitized by Google

rung, sondern ein Stück Lebensbeschreibung, schon wegen dieses Inhalts und auch wegen seiner Länge begrifflich an der äußersten Grenze des Spruches):

„Wir waren Freunde und sind uns fremd geworden. Aber das ist recht so, und wir wollen's uns nicht verhehlen und verdunkeln, als ob wir uns dessen zu schämen hätten. Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel und seine Bahn hat; wir können uns wohl kreuzen und ein Fest miteinander feiern, wie wir es getan haben, — und dann lagen die braven Schiffe so ruhig in einem Hafen und in einer Sonne, daß es scheinen mochte, sie seien schon am Ziele und hätten ein Ziel gehabt. Aber dann trieb uns die allmächtige Gewalt unserer Aufgabe wieder auseinander, in verschiedene Meere und Sonnenstriche, und vielleicht sehen wir uns nie wieder — vielleicht auch sehen wir uns wohl, aber erkennen uns nicht wieder; die verschiedenen Meere und Sonnen haben uns verändert! Daß wir uns fremd werden mußten, ist das Gesetz über uns: ebendadurch sollen wir uns auch ehrwürdiger werden! Ebendadurch soll der Gedanke an unsere ehemalige Freundschaft heiliger werden! Es gibt wahrscheinlich eine ungeheure unsichtbare Kurve und Sternenbahn, in der unsere so verschiedenen Straßen und Ziele als kleine Wegstrecken einbegriffen sein mögen, — erheben wir uns zu diesem Gedanken! Aber unser Leben ist zu kurz und unsere Sehkraft zu gering, als daß wir mehr als Freunde im Sinne jener erhabenen Möglichkeit sein könnten. — Und so wollen wir an unsere Sternenfreundschaft glauben, selbst wenn wir einander Erdenfeinde sein müßten."

Neben solchen Äußerungen höchsten Seelentums sind die oftmals nichts-als-heiteren Reimsprüche in Nietzsches Werke nicht von gleichem Range, wenn sich in ihnen auch Kostbarkeiten und Köstlichkeiten finden wie jener Spruch, der Abstand gebietend und hilfreich zugleich den Jünger zurückweist:

„So lockt dich meine Art und Sprach,
Du folgest mir, du gehst mir nach?
Geh nur dir selber treulich nach:
— so folgst du mir — gemach, gemach." —

Oder jener andere, in dem die Frage nach der göttlichen Ewigkeit tief geformt ist, in der letzten Zeile eine Antwort andeutend, die an Angelus Silesius gemahnt:

„Alle ewigen Quellbronnen quellen ewig hinan:
Gott selbst — hat er je begonnen?
Gott selbst — fängt er immer an?" —

In der Gegenwart ist allein als ein Vollender, weit über allen anderen, die sich in der Form des Spruches versucht haben, Georg Stammler zu nennen. Er hat in seiner Sprachzucht und Sprachmeisterschaft die deutsche Spruchdichtung auf einen neuen Gipfel geführt. In der Schärfe des Ausdrucks und der Glut seines Willens ähnelt er Friedrich von Logau, dem er auch in der Unbedingtheit seiner völkischen und der Untadeligkeit seiner

Digitized by Google

persönlichen Haltung verwandt ist. Nie ist er lässig sich oder dem anderen gegenüber, nie macht er es sich leicht; das Gesetz des Edlen in ihm reißt ihn immer wieder in eine tiefschmerzliche und auch schmerzhafte Fremde hinein, weg von der großen Menge, die die Behaglichkeit sucht.

Es sind Meisterwerke an Dichtheit und Bedeutungsschwere:

„Rache üben heißt, sich die Selbstbestimmung entwinden lassen. Es gibt nur eine große Rache: höher hinaufleben." —

„Zum Führer kann man sich nicht machen und schrauben; um es zu sein, muß man selber in Führung stehen. Gut führen heißt gut folgen, nichts anderes — und zwar so stark folgen, daß man andere auf dem Wege nach sich reißt." —

„Sei mit deinem Herzen sparsam. Laß fühlen, daß du eines hast; aber nicht mehr. Es zu zeigen gib dir nur das Recht, wo du unendlich lieben oder unendlich achten kannst." —

Neben all diesen Sprachschöpfungen wächst aus dem Volke Spruchgut empor, das als Sprichwort oder Redensart in Erscheinung tritt. Sei es saftige Lebensweisheit des Tiroler Bauern oder schlagfertiger Mutterwitz des Berliners — vielfach übt der Volksspruch eine anregende und befruchtende Wirkung auf das künstlerische Schaffen aus, wie es in anderem Bereiche das Volkslied getan hat.

II. Zum Wesen des Spruches.

1. Form.

Aus einer Betrachtung und Würdigung der deutschen Spruchdichtung ergibt sich eine Reihe von Fragen zum Wesen des Spruches, deren Beantwortung einen Versuch lohnt.

Es war schon die Rede davon, daß die Verschiedenartigkeit der Entstehung (ein Spruch kann als eigenes Sprachwerk für sich geformt oder wie der Kern in der Nuß in einem größeren Sprachwerke enthalten sein), keinerlei Verschiedenartigkeit in äußerer Erscheinung und innerer Auswirkung mit sich bringt. Das als Spruch geschaffene Werk gleicht von wenigen Ausnahmefällen abgesehen völlig dem aus dem Zusammenhang als Spruch herausgearbeiteten Stücke.

Eine Unterschiedlichkeit in Wert und Bedeutung der Form ist jedoch unverkennbar, je nachdem ein Spruch in Vers oder in Prose gefaßt ist. Es hat den Anschein, als ob die Spruchdichtung ihren höchsten Ausdruck im Reime fände. Der Spruch ist ein stark geprägtes Sprachwerk; ein verwaschenes, zuchtloses Gespreche oder Geschreibe kann nie zur Gestaltung eines Spruches hinführen. So ist es kein Zufall, daß die deutsche Spruchdichtung bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts sich fast ausnahmslos des Reims oder einer anderen gebundenen Form bedient hat. Der Zwei- oder Vierzeiler, der Hexameter oder das Distichon, in denen auf kleinstem Raume und mit sparsamsten Mitteln Neues und Wichtiges gültig in Form gegossen wird, in eine Form zudem, die jedem einzelnen Worte unverrückbar seinen Platz zuweist, es dort unentbehrlich macht und es so zumeist zu seiner stärk-

Digitized by Google

sten Geltung bringt, — die im Ebenmaße von Reim oder Rhythmus, von Ausklang oder Schwingung gebundene Sprache — scheint dem Wesen des Spruches am tiefsten gerecht zu werden.

Soweit es sich um die Eigenart des Spruches handelt, spiegelt sich in diesem Grundsatze auch heute noch die Regel. Erst wenn der Spruchschöpfer selbst an seiner Prose feilt, als gelte es, einen Meistervers eigenen tiefen Sprachklanges zu formen, erst wenn er nicht nur Wörter aneinanderreiht, die zusammen einen Sinn ergeben, sondern die Sprache selbst zum Klingen bringt und damit in seiner Prose deutlich macht, was über alle grammatische Logik hinausgeht, erst dann wird er einen vollendeten Spruch zu schaffen vermögen. Vieles von dem, was sich „Spruch" nennt, ist in Wahrheit nicht mehr und nichts anderes als Aphorismus, ein Gedanken-Splitter, ein Geistes-Blitz; wichtigste Eigenschaften des echten Spruches müssen hier fehlen: das geheime Leuchten und das baumeisterliche Gefüge — ein Blitz belichtet nur, ohne zu erleuchten, und ein Splitter ist kein Bau.

Der Aphorismus ist von anderer, nicht von minderer Art, er ist nicht zu vergleichen mit dem bloßen Bonmot, der Geistreichelei, die ohne echten Geist, ohne Tiefe und Gewicht ist. Bei Johann Gottfried Seume und Marie von Ebner-Eschenbach finden sich Aphorismen hohen Ranges. Ein Spruch ist in sich abgeschlossen, ein aus sich herausschwingender, den ganzen Menschen bewegender Kreis; der Aphorismus hingegen zeigt einen Gedanken auf, meist absichtlich bruchstückhaft, um einen anderen Gedanken in Bewegung zu setzen, ein Pfeil, der dem Denken eine besondere Richtung weist. Der Spruch dient einer Weltanschauung, einer Haltung, der Aphorismus ist demgegenüber nicht moralisch, sondern intellektuell betont — beides in weitestem Sinne verstanden.

Wo aber ein Spruch geformt, nicht nur irgendein flüchtiger Gedanke flüchtig hingeworfen worden ist, wo — wie Nietzsche sagt — gute Prose im Angesichte der Poesie entstand, da mag die allgemeine Eigenart des Spruches an sich nicht so klar hervortreten, wie bei einem Spruche gebundener Sprachform — die Eigenart des einzelnen Sprachschöpfers selbst wird um so klarer durchscheinen. Die strenge Bindung an Versmaß oder Reim macht wohl das Sprachwerk in besonders starkem Maße zum „Spruch", zum einprägsamen Sinn- oder Leitworte; die letzte geistige Feinheit und Schmiegsamkeit aber gibt überall dort, wo es sich um die Gestaltung von Erkenntnissen handelt, doch erst die Prose, sie allein ermöglicht es, das Innere eines Gedankens oder Gefühls durchzufeilen, bis die Form in Glätte oder Körnigkeit, in Glanz oder Verhaltenheit dem Gehalte entspricht.

Die größere Freiheit und Umfänglichkeit der Prose gegenüber alledem was nach sprachlichem Herkommen unter dem häßlichen Schwammworte „Poesie" zusammengefaßt wird, ermöglicht gerade in der Form des Spruches die Erhellung und Durchdringung seelischer Sachverhalte und Vorgänge. Das war schon so, als Don Vincenco Juan de Lastanosa, der Rektor des Jesuitenkollegs von Tarragona, in der Mitte des 17. Jahrhunderts seine teufelmäßig gescheiten Grundsätze zur Behandlung der Menschen in Bal-

Digitized by Google

thazar Gracians Handorakel und Kunst der Weltklugheit niederschrieb, die nicht nur von abgebrühter Menschenverachtung, sondern auch von einer fast entmutigend tiefen Kenntnis der Menschenseele zeugen. Und es ist nicht Zufall, daß gerade die beiden Männer, die als Philosophen Psychologen und als Psychologen Philosophen waren und in dieser Besonderheit den höchsten Rang im deutschen Schrifttume innehaben, Lichtenberg und Nietzsche, sich vor allem des Prosespruches bedienten, um ihren Erkenntnissen Gestalt zu geben — des Prose-Spruches als jener Form, der Freiheit und Zucht gleichermaßen innewohnt.

2. Art.

Abgesehen von wenigen Ausnahmen reiner Fröhlichkeit, für die Sprüche von Wilhelm Busch als Beispiel gelten mögen — oder reiner Zierlichkeit (wir hörten vorhin von den weißen Lilien, die zu roten Rosen werden), ist dem Spruche immer ein Zug der Besinnlichkeit eigen. Auch wo er als Gedicht in die Welt tritt, spricht er nicht zum Gefühle, sondern zu Verstand oder Willen. So hat der Spruch die eine gewichtige Aufgabe, dem Erkennen des Rechten wie des Großen zu dienen, Ziele in uns aufzuweisen, Pflichten aufzuerlegen, aus aller unguten Zufriedenheit mit sich selbst aufzuscheuchen; so ist er eines der geistigen Mittel zur Formung der Persönlichkeit. Denn was bildet die Persönlichkeit neben Kampf und Vorbild stärker und dauernder als Erkenntnis und Aufgabe. Zum Wissen um das Leben und zu seiner Meisterung weist der Spruch den Weg, ein Hilfsmittel allerdings nur, wie alles nur Hilfsmittel sein kann, was nicht Tat oder Werk ist.

Was allgemein festgestellt werden kann, läßt sich auch aus der Geschichte der deutschen Spruchdichtung ableiten: es gibt zwei große Arten des Spruches, die eine dient der Erkenntnis, die andere der Gestaltung, die eine Art zeigt Vorhandenes auf, die andere stellt eine Forderung, die eine ist „Sentenz", ist Merkwort und Sinnspruch, die andere ist „Parole", ist Losung und Leitspruch. Die Grenzen der Sentenz zum Aphorismus, eines Spruches zum bloßen Gedanken-Splitter sind sehr fein und sicher auch hier und da verwischt; in der Regel aber gibt schon die sprachliche Formung genügend Aufschluß darüber, ob es sich im Einzelfalle um die niedere Form aphoristischer Gestaltung oder die höhere des Spruches handelt.

3. Grenze.

Manchmal wird das so schwer feststellbare und erforschliche Innere einer einzelnen Kunstschöpfung oder auch einer ganzen Kunstgattung am klarsten aus dem Gegensatze, soweit es sich um einen echten inneren Gegensatz, nicht nur um eine besonders große und deutliche Verschiedenheit in Form oder Erscheinung handelt.

Aber was ist der Gegensatz zum Spruche; womit darf der Spruch keinesfalls verwechselt werden?

Man hat einmal behauptet und begründet, die Anekdote sei als eine konservative, das heißt heute aber eine nationalsozialistische Erzählungsform an die Stelle des Witzes getreten. Der Witz war stets gewissermaßen ein

Digitized by Google

„Ding an sich". Das geschilderte Geschehnis konnte zumeist irgendwo und überall geschehen sein. Einer war Träger, ein anderer Opfer des Witzes. Der Witz entstammte in einer und nicht der kleinsten seiner Wurzeln dem aus Lebensfurcht geborenen Drange, das Leben in seiner Gedankenferne und Erbarmungslosigkeit abzuschwächen, indem man es verkleinerte oder verzerrte, er entstammte dem Gefühle, das Oswald Spengler einmal als „Angst vor der Lebenswirklichkeit" den späten und müde gewordenen Zeitaltern zugeschrieben hat. Die Anekdote hingegen bejaht das Leben vor allem in seinen Bindungen und Verpflichtungen; sie haust nicht in einem luftleeren Raume, sie ist streng an Ort und Zeit gebunden, sie ist nicht auf einen Knall- oder Lachpunkt hin künstlich zugespitzt, sondern schwingt in uns aus, wie ein Ruf, der weither kommt. Der gute Witz hat Geist, die gute Anekdote hat Atmosphäre. Sie verlangt auch Atmosphäre, sie läßt sich nicht „irgendwo und überall" wiedergeben. So spendet sie auch nicht ein paar Sekunden auflockerndes Gelächter, sondern läßt nachdenken — Aufriß einmaligen, aber sinnbildlich bedeutungsvollen Geschehens.

Gewiß mag der Gegensatz von Anekdote und Witz zu schneidend und vielleicht auch etwas übertrieben herausgearbeitet erscheinen, vor allem für den, dem anekdotisch aufgemachte Witze oder besonders witzige und geistvolle Anekdoten einfallen. Im Grunde aber hat die Gegenüberstellung ihre tiefe Berechtigung.

Sie hat ihre Berechtigung ebenso wie die Gegenüberstellung von Spruch und Zitat, von der ohne Angst vor Übertreibung und Überspitzung die Rede sein soll. Gewiß: auch bei Spruch und Zitat sind die Grenzen flüssig. Das Kästchen-System, die Wonne aller organisierenden Federfuchser, scheidet wohl säuberlichst eines vom anderen, aber eignet sich gerade deswegen nicht für die Wiedergabe oder gar die Ordnung der Fülle geistiger Welt. Hier geht es um Größen, die selbst dem Denken im Großen Einmaleins verschlossen bleiben müssen.

Und nicht zu übersehen ist, daß jeder Spruch zum Zitate entgradet werden kann, dann nämlich, wenn die Masse Mensch Gefallen an ihm findet, ihn unnützlich im Munde führt und zu einer Art Schlager macht. Nietzsches „Was mich nicht umbringt macht mich stärker" ist bereits auf solche Art zur abgegriffenen Münze entwertet, und ähnlich steht es mit Goethes „Höchstem Glück der Erdenkinder".

Zitat soll hier nicht im allgemeinen Sinne als „Beleg" oder „Anführung" verstanden sein, sondern als die Sprachschöpfung, die eine frühere Zeit als „Geflügeltes Wort" zu suchen und zu achten pflegte. Ich kann einen Schriftsteller mit einer Stelle seines Werkes „zitieren" und brauche dabei durchaus nicht immer ein Zitat von ihm, eines der von ihm geprägten Goldenen Worte wiederzugeben. Wir kennen alle Zitate in Masse und verlieren ihren blechernen Klang nicht sobald aus dem Ohre: „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod"; „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben"; „Die Tränen sind des Schmerzes heilig Recht"; „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut"; „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen"; „Nun laßt es genug sein des grausamen Spiels . . ." Der Schellen-

Digitized by Google

baum klingelt, aber er hat keinen Klang; er vermag die Musik zu schmükken, wenn er an der rechten Stelle einsetzt, allein aber taugt er nichts. Der Spruch kann — wir hörten es schon — aus größerem Zusammenhange herausgelöst sein, er taucht empor aus dem Flusse einer Rede, glänzt auf im Fechterspiele eines Gespräches, kommt einher am Pfade eines Briefes oder steht als Block im Bau einer Abhandlung, bis einer, angerührt von eben dieser Stelle ihn herauslöst und ihm damit ein eigenes Leben verleiht, — aber er kann auch für sich geschaffen sein, um von Anfang an und für alle Zeit allein zu stehen und zu gehen. In jedem Falle ist er ein selbständiges, in Form und Inhalt abgeschlossenes künstlerisches Gebilde, während das Zitat allein niemals das Gewicht hat, das ein eigenes Kunstwerk — und sei es das kleinste — haben muß. Das Zitat ist immer als besonderes Stück aus größerem Zusammenhange gelöst, ist nie von vornherein als eigenständige Wortschöpfung geplant und kann auch — anders als der Spruch, der anfangs unselbständig war und dann aus sich heraus eigenes Leben gewinnt — nie zu einem eigenständigen Kunstwerke werden.

So schrieb der Leutnant Bernhard von der Marwitz an seinem 27. Geburtstage im Felde in sein Tagebuch, ein knappes Jahr, bevor er in einem französischen Lazarette einer Verwundung erlag: „Es heißt nicht schöne Dinge sagen, es heißt: antworten." Das Zitat sagt schöne Dinge (oder sagt doch wenigstens Dinge schön), der Spruch gibt Antwort auf die vielen kleinen Fragen unseres Verstandes und er versucht die Antwort auf die eine, die große und ewige Frage unseres Herzens. Das Zitat soll von Mund zu Mund fliegen, es soll zitiert werden, es soll in der Gesellschaft die Belesenheit und Bildung dessen beweisen, der es wiedergibt. Wenn das Zitat Flügel hat, so hat der Spruch Wurzeln. Er richtet sich nicht an Herrn Jedermann, der doch zumeist ein Herr Niemand ist, sondern an den Menschen gleicher Art und Haltung. Jedes Zitat kann zum Schlagworte werden, weil es zu Plattheit neigt und auch zu ihr verführt. Man lese die Reden des Fürsten Bülow, die pfauenhaft schillern in der Fülle ihrer Zitate, die damals blendeten und Bewunderung erregten und uns doch nicht mehr hinwegtäuschen über die charakterliche Unzulänglichkeit des Redners, und man vergleiche damit die Briefe Bismarcks, jene Briefe voller Farbe und Vielfalt; dort der Weltmann, der Wirkung sucht, hier der Kämpfer, der am Werke schafft, dort Bildung, die nach außen, hier Haltung, die nach innen lebt. Ein rechter Spruch wird nie zum Schlagworte werden können, er sei denn in Wahrheit ein getarntes Zitat gewesen — er wird ein Brennwort sein, das in dem Menschen glüht und leuchtet für lange Zeit.

Deshalb kann ein Zitat reine Geistesarbeit sein, und deshalb wird ein Spruch lebendig herauswachsen aus dem Willen, dem Stolze, der Empörung, der Siegerfreude, aus der Bewegtheit des Herzens kommend, wie ein Segel über Meer. Deshalb werden die Zitate leicht in Bänden gesammelt, wo sie ohne Zusammenhang, ohne Einheitlichkeit nebeneinander und durcheinander stehen, jedem zu gefälligem Dienste bereit, der sie zur Verzierung von Familienfeiern, Vereinsreden und Gästebüchern benötigt. Deshalb ist ein Spruchbuch (wiederum gilt: wenn es nicht in Wahrheit eine

Digitized by Google

Zitatensammlung ist!) nicht so schnell und leicht zu überblicken, es verlangt Ernst und Bedacht, denn zu bald wird der eine Spruch vom Gewichte des anderen erdrückt, zu bald verwirrt die Fülle der Tiefe den, der die Unterhaltung der Oberfläche sucht. Der Spruch ist zur inneren Verarbeitung bestimmt, erst später vielleicht, wenn er ganz inneres Eigentum geworden ist, zu Wiedergabe und Mitteilung. Aus der gesammelten Stimmung oder Haltung eines Menschen erwachsen, verlangt er wiederum Sammlung von dem, der ihn hört oder liest. Das Zitat kommt im besten Falle aus dem Geiste und wirkt auf ihn zurück; der Spruch hingegen kommt aus dem Leben, aus dem lebendigen Vergehen und Werden der Welt und wirkt auch wieder in das Leben hinein, warnend und führend.

Zitat und Spruch unterscheiden sich demnach voneinander in der Eigenständigkeit als Kunstwerk, in der Geschlossenheit der Form, am meisten jedoch in ihrem Gehalte. Beim Zitat ist die Herkunft das Wichtigste, beim Spruche die Richtung. Das Zitat ist ein spätes Erzeugnis, man fragt bei ihm: woher; beim Spruche aber klingt immer in irgendeiner Weise die Frage nach dem Wohin mit. Das Zitat kann, auch wenn es aus ernstem Zusammenhange herausgelöst wurde, zum Witze entarten, und zwar zu einem fadester Sorte. Wer hat nicht schon einmal einen gesehen, der sich auf eine hölzerne Gartenbank niederließ mit den Worten: „Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen!" Der Spruch aber stirbt, wenn er nicht mehr als Spruch leben kann.

Das Zitat ist Lesefrucht, der Spruch ist Lebenssaat. Das Zitat ist gebunden an das vergangene, wenn auch noch vielfach in unsere Gegenwart hineinreichende Zeitalter des Liberalismus, es wird mit ihm zu Ende gehen, wie sein beredtester Verehrer, der Bildungsphilister, aussterben wird. Das Zitat ist vergänglicher Ausdruck einer vergehenden Zeit. Der Spruch aber wird leben; mag er für Jahrhunderte in Vergessenheit vergraben werden — immer wieder wird er zu neuer Blüte auferstehen, solange es ein deutsches Schrifttum gibt.

Digitized by Google

Edgar Schindler:

Henry Thode

II.

Thode und die Kunst seiner Gegenwart.

So bedeutend Thode als Historiker war, erschöpfte sich doch sein Forschen nicht am geschichtlichen Material. Nicht minder als Vergangenem war er dem Gegenwärtigen zugetan. Mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit warf er sich in den Strom der Zeit und rang mit nie erlahmender Kraft um die Durchsetzung seiner künstlerischen Ideale gegen die Wellenbrecher der Feindschaft. Er war ein stürmischer Verehrer des Lebendigen, der einmal in einem Briefe an den Seelenfreund Thoma (am 8. November 1898) das für einen im Historizismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts groß gewordenen Historiker gewiß seltsame Bekenntnis ablegte, daß er eine Sehnsucht in sich trage, die ihn nie verlasse, die Sehnsucht, „von allem Historischen frei das Lebendige lebendig wirkend zu fühlen". Und die Werke Hans Thomas, heißt es an dieser Stelle, seien ihm eine Befriedigung dieser Sehnsucht.

Es können hier die Beziehungen Thodes zur Kunst seiner Gegenwart, soweit sie bereits in der letzten Jahresgabe der Hans-Thoma-Gesellschaft dargelegt wurden, nicht noch einmal in voller Breite entwickelt werden. Vor allem kann nicht noch einmal jener Vorfall in allen Einzelheiten aufgerollt werden, der wie kein anderer die epochale Bedeutung des Kampfestums Thodes erkennen läßt, der Zusammenstoß des Kunstgelehrten mit der Partei Meier-Graefe und Max Liebermann. Dieses Aufeinanderprallen gegensätzlicher Kunst- und Weltanschauungen in Thodes öffentlichen Heidelberger Vorlesungen und in der Pressefehde des Jahres 1905 der „Frankfurter Zeitung", in welcher Thoma dem Gelehrten ohne dessen Wissen Sekundantendienste leistete, wurde in der zitierten Schrift so erschöpfend, als es die bisher zugänglichen Quellen gestatten, geschildert. Hier soll lediglich das Wesentlichste nochmals wiederholt werden, ergänzt durch die Darstellung der Haltung Thodes Erscheinungen gegenüber, die als nicht unmittelbar zu jenem Duell gehörig seinerzeit nicht berücksichtigt wurden.

Zwei Tatsachen kennzeichnen vor allem Thodes Einstellung zur Kunst seiner Gegenwart: sein Eintreten für Hans Thoma und diesem ähnliche Vertreter einer phantasiegespeisten idealistischen Kunst wie Böcklin und andere und seine Gegnerschaft gegen einen mit internationalem Machtanspruch auftretenden Impressionismus und gegen die Zersetzungstendenzen einer ins Triviale, Niedrige und Krankhafte abgleitenden Unkunst, welcher er die Meister seiner Wahl als leuchtende Beispiele künstlerischen Könnens und künstlerischer Gesundheit gegenüberstellte.

Bereits während der Bonner Lehrtätigkeit hatte der gegen zwanzig Jahre jüngere Privatdozent der Kunstgeschichte durch die Vermittlung Cosima Wagners Werke Hans Thomas kennen gelernt. Die erste Begegnung mit dem Meister selbst knüpfte einen Freundschaftsbund, den erst der Tod löste. „Das ist deutsch! und Alles, was deutsch ist, ist in dieser Kunst zu finden" — war der erste Eindruck im Atelier des Meisters gewesen („Böcklin und Thoma", S. 154). In dem von Jos. Aug. Beringer

Digitized by Google

herausgegebenen Briefwechsel zwischen dem Gelehrten und dem Künstler erleben wir als in einem einzigartigen Zeugnis europäischen Geisteslebens das Wachsen und die Bewährung einer Freundschaft des Geistes und der Herzen durch die Wechselfälle zweier Lebenswege hindurch.

Thode wird Außerordentliches als Wegbereiter Thomas verdankt. Die von ihm geleiteten oder angeregten Ausstellungen Thomascher Werke und seine zahlreichen, zum Teil umfänglichen und mit dem Versuche wissenschaftlicher Begründung der Urteilsbildung auftretenden Publikationen über Thoma, die Kollegs und Vorträge erschlossen dem badischen Maler die Aufmerksamkeit des künstlerisch interessierten Publikums und die Herzen des deutschen Volkes. Der Wissenschaftler wurde nicht müde, das Lebenswerk seines von ihm frei erwählten Schützlings in der gesamten Fülle seiner Eigenheiten vorzuführen und zu erklären. Man darf wohl sagen: wenn Thoma groß war (groß in der schlichten Einfalt seines vieles umfassenden künstlerischen und menschlichen Wesens) und wenn diese Größe bereits zu Lebzeiten dem deutschen Volke bewußt wurde, so war es Thode, der diesen Begriff Thoma für das Bewußtsein der Öffentlichkeit gebildet hatte (denn vorher war der Künstler nur den intimen Kreisen seiner ersten Freunde und Sammler ein Begriff). Thode hat damit ein klares und verpflichtendes Beispiel für die positive Wirkungsmöglichkeit des Kunsthistorikers als Förderers des Kunstlebens seiner Zeit gegeben; man sollte ihn als einen der ersten nennen, wenn es gilt, den Stand des Kunsthistorikers gegen Anwürfe zu verteidigen, die eine Zeitlang durch viele Beispiele gegenteiliger Art in Mode gekommen, darauf ausgingen, den Kunsthistoriker als solchen des Negativismus und der Hemmung einer freien Entfaltung lebender Kunst zu bezichtigen. Thode betätigte sich als ein unmittelbar an dem schöpferischen Wachstum der lebenden Kunst seiner Zeit durch die Förderung eines ihrer größten Genies Mitwirkender, als Beleber und Verklärer des Gegenwärtigen, als Streiter und Pionier für es, als „affirmierende Natur" (an Thoma, 23. März 1906). Er trat für die Rechte des Genialen ein und schützte es gegen die Widerstände der Plattheit und des Virtuosentums.

Thoma wurde von dem Freunde als ein „Vermittler höchster Gottesgaben an die Menschen", als „einziger großer Deutscher", den es noch gäbe, als „herrlicher Kündiger einer besseren Welt", „treuer Ekkehard der Deutschen" gefeiert, Hans Thoma sei eine Welt, eine herrliche und große Welt für sich (Briefe an Thoma, 29. 12. 03, 7. 1. 09, 4. 5. 93). Ein „Wohltäter" wird er genannt. Seit Albrecht Dürer habe die deutsche Kunstgeschichte wohl keinen Maler aufzuweisen, der an Reichtum der Phantasie und an Universalität des Schauens Hans Thoma gleich komme („Hans Thoma", I, Frankfurt a. M., 1900).

Die Freundschaft zwischen den beiden hat etwas von der Art eines Doppelgestirns. Es ist fast so, daß man für die Dauer der Wegstrecke, die sie zusammen zurücklegten, den einen nicht ohne den anderen denken kann, jedenfalls nicht in der genau gleichen Weise ihrer Wesensausbildung und Auswirkung. Außer dem Briefwechsel ist ein Sinnzeichen dieser Zweieinigkeit die Gemeinschaftsarbeit Thomas als Zeichners und Thodes als Dichters an den erstmalig 1892 erschienenen witzigen „Federspielen", deren dritter Auflage von 1919 folgendes Gedicht Thodes zum achtzigsten Geburtstag des Malers eingefügt wurde, das noch einmal belegen soll, wie es Thode zu einem „Hauptinhalt" seines Lebens geworden war, das große Schaffen seines Freundes mitzuerleben (an Thoma, 12. 11. 1900):

„So gibt es doch noch eine frohe Stunde
in dunklen Zeiten tiefster Not und Scham?
Du lebst und schaffst! — wie eine Siegeskunde
verscheucht dies Wissen unsern bittren Gram.

Digitized by Google

Denn keine Wirrnis hat getrübt Dein Schauen,
das, rein und stark, dem Lichte zugekehrt
in jenem Reich, auf das auch jetzt zu bauen,
von Hoffnung kündend, Deine Kunst uns lehrt.

Ob alles, was uns teuer, ging zu Grunde,
Du wahrtest das, worin das einz'ge Heil:
den Glauben an uns selbst — o frohe Stunde,
da Du dem deutschen Volke wardst zu teil!"

Nächst Thoma war es Böcklin, in dem Thode ein Vorbild deutscher Kunstübung seiner Zeit sah. „Böcklin und Thoma" nannte er seine acht öffentlichen Universitätsvorträge, in denen er 1905 den Angriffen Meier-Graefes und dann Max Liebermanns gegen das Deutschtum in der Kunst entgegentrat. Meier-Graefes dreiste Kritik hatte sich in seinem Pamphlet „Der Fall Böcklin" zunächst gegen die Kunst des Schweizers gerichtet, darüber hinaus aber durch die Gleichsetzung des „Falles Böcklin" mit dem „Falle Thoma" auch gegen diesen und durch die Gleichsetzung der so konstruierten Fälle Böcklin und Thoma mit dem „Fall Deutschland" überhaupt gegen die deutsche Gegenwartskunst und gegen den Begriff des Deutschen in der Kunst schlechthin. Böcklin war Meier als typischer Träger des kunstfeindlichen Elementes erschienen, als der gesteigerte Ausdruck einer kulturfeindlichen Macht. Solchen ungeheuerlichen Absurditäten stellte Thode sein Böcklinbild entgegen, das der genialen künstlerischen Potenz Böcklins gerecht wurde. Bei ausgesprochenen Verschiedenheiten legte er als grundsätzliche Gemeinsamkeiten in der Kunst Böcklins und Thomas fest, daß sie die Naturstimmungen zu menschlichen Erscheinungen dichterisch umgestalteten, aus der Landschaft heraus die Inspiration zu figürlichen Darstellungen gewannen, daß sie die Natur nicht unmittelbar abschrieben, sondern aus dem Gedächtnis und aus der Phantasie schufen, und daß sie schließlich dem künstlerischen Handwerk eine große Bedeutung beimaßen. Das Schöpferische an Böcklin wird hervorgehoben: „Daß sie nicht die Natur kopieren, sondern aus der Einbildungskraft heraus gestaltete Eindrücke bringen, das macht diese Gemälde eben zu Kunstwerken, zu Werken der Freiheit, wie sie nur dem schöpferischen Geiste zu eigen ist" („Böcklin und Thoma", S. 140). In einer 1905 erschienenen besonderen, Böcklin gewidmeten, Schrift hat Thode seine Auffassung näher ausgeführt und sicherer gestützt. Thodes dort entworfenes Böcklin-Bild ist geeignet, auch heute noch unsere Stellungnahme zu Böcklin zu bestimmen und ist wirkungskräftig genug, denen entgegengehalten zu werden, die in Mißachtung und Verkennung der genialen, in Böcklins Lebenswerk mit höchstem künstlerischen Können verdichteten, deutschen Kulturwerte nichts als Mäkelei für die Schöpfungen dieses potenten Kunstgeistes übrig haben. Böcklin war für Thode ein künstlerischer Souverän, der als ein Freier sich der Natur näherte, da er sich selbst ein Teil von ihr wußte, ihre Schöpferkraft in sich fühlte. Aus diesem Einheitsgefühl mit der Natur heraus durfte er die Möglichkeiten, die in ihr schlummern, weiter entwickeln, ihre Elemente zu neuen Bildungen vereinigen, ihre Erscheinungsformen steigern. Die lebendige Natur und antiker Dichtergeist flossen in seinem Werke zu geheimnisvoller Harmonie zusammen. Griechisches Wesen wird in ihm von germanischem Wesen ohne Zwiespältigkeit durchdrungen. Im heimischen Boden wurzelnd, ließ sich seine Kunst aus germanischem Gefühl und germanischer Phantasie entfalten.

In Böcklin und Thoma pries Thode die genialen Erlöser aus der Problematik der Kunst des 19. Jahrhunderts, die sich nach ihm in Stillosigkeit, Vorwalten der Reflexion, Abhängigkeit von Vorbildern und dem steten Wechsel der Richtungen

Digitized by Google

äußerte. Böcklin und Thoma vollzogen die „künstlerische Wiedergeburt des Menschen aus der Landschaft", der Landschaft, die überhaupt als germanische Wesenssprache im Mittelpunkt der Kunst des 19. Jahrhunderts gestanden sei. Sie schufen eine neue Mythologie, das unmittelbare Gestaltenschaffen aus Natureindrücken heraus, in das Elemente der antiken, germanischen und christlichen Mythologie und Motive aus dem naturnahen Bauernleben eingeschmolzen wurden.

Neben diesen beiden Großmeistern hebt Thode außer Kleineren aus der Zeit vom Ende des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende Lenbach, Eduard von Gebhardt, Menzl, Leibl, Feuerbach, Fritz von Uhde, Trübner, Graf Leopold von Kalckreuth und Ludwig von Hofmann heraus. Klinger will er nicht mit Böcklin und Thoma verglichen wissen. Reflexion beeinträchtige seine Stilbildung. Reflexion habe auch bei Hans von Marées (dem Halbjuden) hemmend sich bemerkbar gemacht. Adolf von Hildebrand (ebenfalls Halbjude) wird geschätzt, wenn auch die Schärfe des Geistes, die seiner Schrift „Problem der Form" zugute komme, in seinen Skulpturen der lebensvollen Wärme des Eindrucks und der Naivität des Schaffens Abbruch tue (Brief an Thoma, 8. 6. 1893).

Thoma war als Künstler bereits ein Vollendeter, als Thode ihn kennen lernte. Es bedurfte lediglich noch der Durchsetzung und der öffentlichen Anerkennung seines Werkes. Aber auch für noch in der Entwicklung begriffene, aufstrebende Talente setzte Thode sich ein, vornehmlich für Paul Thiem, Edmund Steppes, Franz Stassen, Heinrich Reifferscheid, Max Zaeper. Ihnen diente er mit Wort und Rat und Tat. Er fühlte in ihnen Künstler, die nicht gesonnen waren, sich dem Joche des Impressionismus zu beugen, sondern die Wege einer deutschen Gehaltskunst weiter gingen. Steppes widmete Thode seine Altersschrift „Das Wesen der deutschen bildenden Kunst". Über Thiem, einen heute noch viel zu wenig bekannt gewordenen Schaffer, schrieb Thode sein letztes Buch als Beitrag zur Deutung des Problems „Deutsche Phantastik und deutscher Realismus". Er würdigte darin den Umfang und die Weite der Ausdruckskunst Thiems, die von farbsatten Naturstücken bis zum naturmythischen Phantasieren reicht, vom Tragischen bis zum Humorigen. Einer der letzten Aufsätze des Gelehrten galt der Erklärung des Lebenswerkes Max Georg Roßmanns, des feinsinnigen Frankfurter Malers, der Thode zweimal porträtierte (Besitz des Städelschen Instituts). Der Aufsatz über Roßmann erschien in der „Zeitschrift für Bildende Kunst" (Neue Folge, Bd. XXXI, 1919/20, Heft 3/4).

Die affirmierende Natur Thodes, die sich am schönsten in seiner schwärmerischen Verehrung für Thoma kundtat, war zu seiner eigenen Verwunderung auch zu verneinender Abwehr gezwungen (an Thoma, 23. 3. 1906). Diese Abwehr bezog sich hauptsächlich auf den von Frankreich importierten Impressionismus und auf die Anzeichen der Sein und Nichtsein der deutschen Kunst in Frage stellenden Kunstkrise der Weltkriegszeit.

Man muß Thodes Kampf gegen den Impressionismus als Akt der Notwehr gegen die Verunglimpfung deutscher Gefühls- und Phantasiekunst durch Meier-Graefes pseudowissenschaftliche Pamphlete „Der Fall Böcklin" und „Entwicklungsgeschichte der Malerei" verstehen. Aus der durch die Macht der Umstände (jenes „Müssen", von dem Thode in dem zuletzt zitierten Briefe spricht) geforderten Polemik erklären sich manche Schärfen der Diktion Thodes zu dieser Thematik. Mit stumpfen Waffen kann man nicht kämpfen. Thodes Tat, eine Heldentat geistigen Soldatentums ersten Ranges, bleibt in ihrer grundlegenden Bedeutung als Abwehr und Befreiung von deutschfeindlichen Kunsttendenzen trotz dieser und jener Zeitbedingtheit für immer bestehen. Auch muß betont werden, daß Thode im offensichtlichen Gegensatz zu der marktschreierischen, mit allen Mitteln der Nichtswürdigkeit arbei-

Digitized by Google

tenden Kampfesweise seiner Gegner, selbst nach der unsinnigen Anpöbelung durch Liebermann so weit sachlich und wissenschaftlich objektiv blieb, daß er in seiner Vorlesung über die Wiederbelebung koloristischer Ideale und den Impressionismus Liebermanns Arbeiten große Geschicklichkeit und ein andauerndes Studium der Naturphänomene zuerkannte, so daß Liebermann von dieser Seite betrachtet als markante und interessante Persönlichkeit erscheine, und daß er dem Impressionismus als Skizzierkunst Geltung zubilligte.

Im übrigen lehnte er den Impressionismus ab. Der Impressionismus gab für ihn die Rolle eines als Internationalismus getarnten, von Fremdblütigen (Liebermann) und auch Deutschen angeführten französischen Kunstimperialismus. Jedenfalls beurteilte er ihn als eine ungeistige, rein materialistische Kunstströmung, als Kunstmaterialismus, der, ohne selbst Kunst zu sein, bestenfalls das Material zum Kunstwerke liefern könne. Er versuchte, seine Ansicht von seinem eigenen kunsttheoretischen Standpunkt aus im einzelnen scharfsinnig zu beweisen, während seine Gegner mit haltlosen Behauptungen oder verworrenen Paradoxien vorgingen. Die entsprechenden Seiten der Vorlesung über den Impressionismus von 1905 sind ein ausgezeichnetes Stück kunstwissenschaftlicher Apologetik.

Das l'art-pour-l'art-Prinzip heiße nichts anderes als Virtuosität und sei daher ein kunstfeindliches Gebot, denn Virtuosität ist Vernichtung des wahrhaft Künstlerischen. Ein durch ein Temperament gesehener Naturausschnitt sei noch lange kein Kunstwerk. Die Feinfühligkeit unseres Auges habe gegen früher abgenommen. Die Meister der Vergangenheit hätten im Hinblick auf eine einheitliche, ruhige Wirkung ihrer Werke die eigentlichen Sonnenlichtphänomene bewußt vermieden. Das verschwommene Sehen, das der Impressionismus verlange, sei ein depotenziertes Sehen, das nicht nur die Verstandes-, sondern auch jegliche Phantasietätigkeit ausgeschaltet wissen wolle und ausschließlich die sinnliche Empfindung aktiviere. Thode möchte daher den Impressionismus als Sensationismus bezeichnen. Die beunruhigende Technik dränge sich vor, und so lange wir auf das Technische achten müßten, empfänden wir nicht künstlerisch. Die Phantasie mit der Lehre von der Gleichgültigkeit des Gegenständlichen ausschließen zu wollen, sei ein Unding. Ohne Dichten sei niemals ein Kunstwerk geschaffen worden, auch in der bildenden Kunst nicht (etwas, was Liebermann mit „Gefühlsduselei" abtat). Ein solcher Sensationismus, der zur Darstellung der gemeinsten Motivik bereit sei, sei undeutsch, ja antideutsch. Ein Fritz von Uhde hingegen habe das Fremde in deutsche Gefühlssprache übersetzt.

Es war unausbleiblich, daß die Gegensätzlichkeit zwischen den Parteien Meier-Graefe-Liebermann-Impressionismus und Thode-Thoma-Idealismus zum Austrage kommen mußten. Die Auseinandersetzung erfolgte 1905 in der „Frankfurter Zeitung"; sie soll — wie bereits oben erwähnt — hier nicht noch einmal beschrieben werden, nachdem dies in der letzten Jahresgabe der Thoma-Gesellschaft geschehen. Aber nochmals muß auf die Bedeutung aufmerksam gemacht werden, welche die Entfachung eines weittragenden Geisteskampfes vom Katheder der Heidelberger Universität durch Thode in sich trug. Die deutsche Universität beteiligte sich in dieser männlichen Tat an dem heroischen Ringen um die Existenz der deutschen Kunst, das erst in jüngster Zeit sich zu ihren Gunsten endgültig entschied.

Derart hatte sich die geistige Situation bereits damals im Anfange unseres Jahrhunderts zugespitzt, daß Thode im Vorwort der Publikation seiner Heidelberger Vorlesungen „Böcklin und Thoma" schreiben mußte: „Bedenke ich aber die Art der mir widerfahrenen Anfeindungen und die Zustände, die ein solches Vorgehen möglich machen, muß ich mich fragen: sind wir denn so weit gekommen, daß man wichtige allgemeine Angelegenheiten nicht mehr behandeln kann, ohne sich Insulten

Digitized by Google

auszusetzen? Als wäre es nicht schon traurig und beschämend genug, daß der Deutschgesinnte sich genötigt sieht, deutsche Kunst und deutsches Wesen zu rechtfertigen, und im eigenen Vaterlande sich wehren muß, um zu sein, was er ist!"

Wie gegen die Gefahren eines einseitigen widervölkischen Impressionismus fand der Kulturkritiker auch gegen sonstige in seiner Zeit an der deutschen Kunst zehrende bedenkliche Erscheinungen treffende Worte der Warnung und Aufklärung, wenn er auch als Kritiker in diesem und jenem Punkte, in der Abneigung gegen Symbolismus und Stilismus und den Jugendstil, zu weit gegangen sein mag. Er geißelte die Jagd „vom Neuen zum Neuesten", die Gourmandise für das Technische, die Versuche der Internationalisierung der Kunst („Böcklin und Thoma"). Ein Bedürfnis der Seele für die bildenden Künstler sei so gut wie gar nicht mehr vorhanden, vor lauter Willkür gebe es eine K u n s t gar nicht mehr (an Thoma, 29. 12. 1892). Die Zukunft des deutschen Volkes sei dunkel, alle idealistischen Bemühungen seien vergeblich. Der Triumph des Judentums wird bereits 1903 erkannt: „Von einem verderblichen, zum Siege gelangten, feindseligen, unsere Schwäche ausnutzenden Volke, das uns verzehrt und sich an unsere Stelle setzt, wie der Wolf in Münchhausens Geschichte, der sich in das Geschirr des Pferdes hineinfrißt — von diesem entsetzlichen Volke alle unsere geistige Nahrung verfälscht und vergiftet — wie unser Blut" (an Thoma, 29. 12. 1903). Die Kunst sei einer schamlosen Erniedrigung in Geld- und Reklamegechäft verfallen (an Thoma, 6. 10. 1915). Ein erschütternder Brief an den Malerfreund aus dem ersten Weltkriege klagt über die durch nichts mehr zu bändigende Frechheit der antideutschen Gesinnung, „die sich auf künstlerischem Gebiete mit Pauken und Trompeten triumphierend geltend macht". Nutzen werde der allen deutschen Geist vergiftende Erzfeind im eignen Lande daraus ziehen. Die Kunstgeschichte werde von der ganzen jungen Generation entwürdigt. Kunsthistoriker, Schüler von ihm, gingen hin und kauften für die öffentlichen Sammlungen „die grauenhaften, frevelhaft alle Kunst vernichtenden neuesten Hervorbringungen des Pinsels und verträten die Gemeinheit. Noch größere Demoralisation als zuvor werde die Folge dieses Weltaufruhrs sein" (4. 3. 1917). Zusammenfassend werden diese Verfallssymptome am Schlusse der Schrift „Das Wesen der deutschen bildenden Kunst" von 1918 in der Zeit des schlimmsten Hexentanzes angeprangert als „frech alle ästhetische Bildung verhöhnende, tief unter dem Geschmack selbst des rohesten Wilden herabsinkende Hervorbringungen des Pinsels", als „grauenhafte Dokumente eines chaotischen Unterganges der Kunst, die man — ein unerhörtes Schauspiel in der gesamten Geschichte der Kunst — nicht nur die Stirn hat, in Ausstellungen einem gänzlich außer Fassung gesetzten wehrlosen Publikum darzubieten, sondern selbst für öffentliche Sammlungen anzukaufen und in Zeitungen und Kunstzeitschriften ungestraft als ‚Wunder kosmischer Offenbarungen' zu verherrlichen".

Man sieht: der Gelehrte hatte längst vor dem Weltkriege und erst recht während des Krieges das satanische Spiel, das mit der deutschen Kunst und Kultur gespielt wurde, durchschaut. Mag auch eine Reihe von Kunsthistorikern mehr und weniger an diesem Spiele teilgenommen haben, er verhielt sich untadelig und wagte es tapfer, einer ganzen Zeit die Stirne zu bieten. Er mahnte und warnte, er geißelte und wies Wege der Besserung und Gesundung. Er wuchs in seinem Kampfe zu einem Präzeptor deutscher Kunst heran, zu einem Erzieher in einem weiteren und höheren Sinne, als er es hatte werden wollen, da er in Heidelberg den Ruf auf den Berliner Lehrstuhl ausschlug. Dem Kranken setzte er das Gesunde entgegen, dem Oberflächlichen das Tiefe, der Trivialität die Glaubenskraft (an Thoma, 27. 1. 1908). In einer bis in die Wurzeln unseres Deutschtums sich erstreckenden Läuterung erblickte er den Sinn der unbegreiflichen Wirrnisse und Leiden (an Thoma, 8. 12.

Digitized by Google

1918). Schon in seinen berühmten Heidelberger Vorlesungen hatte er als Gesundungsrezept der deutschen Kunst verschrieben: nicht Nachahmung eines Böcklin oder Thoma, aber ein Gestalten in solchem Geiste, und zwar besonders in dem Thomas. „Seine Kunst ist die Befreierin von allem Verstandeszwange, von allem Gesuchten und Künstlichen, welches das echte schöpferische Gefühl zu ersticken droht. Sie sagt in ihrer Schlichtheit und in ihrem Reichtum: weg mit allem Impressionismus und Symbolismus und Stilismus, mit allen Theorien und Prinzipien, wie sie sich auch benennen mögen! Weg mit allen Schlagworten, selbst so gut gemeinten, wie Heimatskunst! Weg mit dem Suchen nach Neuem, Auffallenden, das schließlich dazu führt, Ja statt Nein und Nein statt Ja zu sagen! Los von der Sklaverei der Meinungen anderer — ach! dürfte man rufen: los von den großen Ausstellungen, könnte man sagen: überhaupt keine solchen Schaubietungen mehr, auf denen alles Schlechte sich vordrängt, alles Gute leidet! Zurück zur unvoreingenommenen, liebend hingebenden Betrachtung der Natur, zur innigen Wertschätzung aller ihrer Einzelerscheinungen, zum Nachfühlen der in ihr waltenden Kräfte! Sagt sie doch jedem etwas Neues, der in Einfalt ihr lauscht. Zurück zur fleißigen Bemühung um sorgfältig ausführende Technik, zu gewissenhaften zeichnerischen Studien nach der Natur! Hinweg von der Buhlerei mit lasziven Vorstellungen, von der brutalen Anmaßung zynischer Skepsis! Zurück zu der zarten Scheu sittlichen Empfindens, zu der reinen keuschen Sinnlichkeit, welche der Quell aller künstlerischen Inspiration! Ein Jeder vertraue in Liebe zur Natur und in Verehrung des Göttlichen sich selbst. Und Freiheit dann auf solchen Grundlagen dem dichterischen Walten der Phantasie!"

Thode hat hier Grundsätze ausgesprochen, die heute, nach dem Wiedergenesungsprozeß der deutschen Kunst zum Durchbruch gekommen sind. Seine in „Böcklin und Thoma" verkündete Prophezeiung, daß der Impressionismus keine Zukunft habe, hat sich erfüllt. Schlichtheit, Deutlichkeit, Phantasie und Gefühl haben wieder ihr Recht verlangt und erlangt. Studium von Natur, Form und Technik sind wieder selbstverständliche Bestandteile des künstlerischen Schaffens geworden. Der in dem oben zitierten Aufsatze über Roßmann niedergeschriebene Wunsch Thodes ist Wirklichkeit geworden, „daß überall in unseren Landen eine liebevolle Aufmerksamkeit den mehr verborgenen Persönlichkeiten zugewendet werde, die in einem von allen Moden und Theorien unbeeinflußten Verhältnis zur Natur stehen und einer einfachen, ungesuchten künstlerischen Sprache sich befleißigen. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß die Zahl der hierbei zu entdeckenden wertzuschätzenden Talente die Erwartungen weit übertreffen würde und jedem es sich erweisen dürfte, wie gerade diesen anspruchslosen Stillen das, was fälschlich von den lärmend in der Öffentlichkeit sich Vordrängenden für sich in Anspruch genommen wird: Hoffnung und Zuversicht auf eine Zukunft der Kunst, verdankt werden könne. Einzig von ihrer Förderung — das sollte man sich ernstlich klarmachen — hängt die Entscheidung darüber ab, ob unsere bildende Kunst wieder gesunden oder in wilder Verworrenheit schmählich zugrunde gehen soll".

Die Rolle Thodes als „Kämpfender" (an Thoma, 23. 3. 1906), als Erzieher, Kulturkritiker und Kulturarzt, als Präzeptor im Geschichte werdenden Kunstleben ist es nicht zuletzt, für die wir im Verehrung zollen.

Die Kunsttheorie.

Gefühl und Phantasie waren für Thode die Wesenselemente aller Kunst. Er hielt nichts von einem schwächlichen Theoretisieren, dem die Substanz des Tiefengebundenen und Geheimnisvollen fehlt. In seinem Vortrage zum sechzigsten Geburtstage Thomas sprach er es aus, daß nur aus inneren Bewegungen, an

Digitized by Google

denen Gefühl und Phantasie gleich starken Anteil haben, ein künstlerisches Schaffen entstehen konnte, daß sich hier das Geheimnis berge, in dem alle eigentliche Kunst begründet erscheine. Das Entscheidende für die Entstehung und Besonderheit des Kunstwerkes liege in dem Verhältnis, in welchem die Gefühlsauffassung der Natur zu der Lebendigkeit und der Schöpfungskraft der Phantasie stehe. Kunst dürfe man nicht mit Verstand und Vernunft, sondern einzig mit dem Gefühl auffassen — heißt es an anderer Stelle in einem Briefe an Thoma (vom 24. 6. 1893). Das sei das A und O aller Künstlertheorie, „eine wirkliche Theorie vom Künstlerschaffen", gebildet „ganz von selbst aus seligster Anschauung heraus". Aus Theorien kann niemals wirkliche Kunst hervorgehen, wurde in den Universitätsvorträgen „Böcklin und Thoma" gelehrt. Wo der Verstand bei der künstlerischen Tätigkeit das erste Wort spricht, da wird alles möglich, da konnten die Grenzen, die durch Scheu und Anstand bestimmt werden, unberücksichtigt bleiben, denn diese werden nur vom Gefühle innegehalten. Theorien können zur Vergewaltigung, zur Vernichtung der Kunst überhaupt führen!

Das soll nicht heißen, daß das Kunstwerk der Verstandestätigkeit überhaupt entbehren könne. Ohne Reflexion komme kein Kunstwerk zustande, behauptete der Redner im gleichen Zusammenhange. Den Künstler sich als ein gedankenloses Werkzeug bloßer Gefühlsimpulse zu denken, so weit würde wohl selbst der verstiegendste mystische Romantiker nicht gegangen sein. Kein Kunstwerk entsteht ohne vieles Denken, sowohl was die Komposition, als was die Ausführung betrifft. Die Frage sei nur, was das erste, welcher Art die Konzeption sei, ob sie aus einer das Gefühl bewegenden Anschauung hervorgehe, die sich erst während der Ausführung des Verstandes als Gesellen bediene, oder von vorneherein aus einer Verstandesabsicht.

In dieser Ablehnung des allzu Verstandesmäßigen und des bloß Theoretischen wurzelt — paradox klingend — Thodes Kunsttheorie. Aus dieser Grundschau des Kunstwerkes als eines von inneren Mächten getriebenen Ausdrucks erklären sich die in seine Schriften in mannigfachen Formulierungen verwobenen Ansichten über die Erscheinungsweise, den Umfang und die Bedeutung des Künstlerischen, deren wichtigste hier kurz erörtert seien.

Aus der Lehre von der Gefühls- und Phantasiebestimmtheit der Kunst ergab sich mit der Verwerfung einer verstandesmäßigen Erklärung zugleich die Verneinung einer Ableitung des Künstlerischen aus dem bloß Sinnlichen. Auf die bloße sinnliche Lustempfindung, die durch Form und Farbe erzeugt wird, lasse sich der künstlerische Genuß nicht reduzieren. Wäre dies der Fall, dann wäre das Gegenständliche gleichgültig. Das wäre aber nur denkbar, wenn wir bloße Sinnenwesen wären. Wir sind aber geistige Wesen. Durch die Sensation wird unsere Phantasie rege und die von dieser geformten Vorstellungen mit ihren Assoziationen können das Gefühl sehr verschiedenartig stimmen, denn sie können nach ihrer Bedeutung und Einwirkung auf das Gefühl sehr verschiedener Art sein. Das Gegenständliche spiele eine große Rolle. Wer es wirklich über sich bringen könnte, es gar nicht zu beachten, sondern ganz nur der Sinnesempfindung sich hinzugeben, der habe noch lange keinen künstlerischen Eindruck, denn zu diesem gehöre eben Phantasie- und Gefühlstätigkeit. Vom Gegenständlichen abzusehen, sei überhaupt eine Unmöglichkeit.

Diese in „Böcklin und Thoma" getroffenen Feststellungen haben auch unserer Jetztzeit genug zu sagen. Wenn auch die Irrlehren einer nur sich selbst dienenden Kunst, die, abgeschlossen von den Weiten des zeugenden Lebens, in bloßem Formen- und Formelspiel Genüge suchte, als zurückgeschlagen betrachtet werden können, so dürfte doch der Anerkennung des Gegenständlichen noch immer ein weiter Spielraum belassen sein. Mit Recht entwickelt Thode, daß es eine Rangordnung vom

Digitized by Google

Unbedeutenden bis zum höchst Bedeutenden gibt, was nichts mit der Frage nach der künstlerischen Vollkommenheit zu tun habe. Ein Stilleben könne, von Meisterhand ausgeführt, so gut ein vollkommenes Kunstwerk sein wie der Zeus des Phidias oder eine Madonna Raphaels. Aber es sei doch nicht zu leugnen, daß der Zeus, weil er erhabenere Vorstellungen wachruft, das Gefühl in anderer, höherer Weise bestimme und erhebe als das Stilleben. Der eine möge empfänglicher für diese, der andere für jene Eindrücke sein — allgemein betrachtet seien die verschiedenen Grade der Gefühlsbedeutung nicht wegzuleugnen. Daraus folgt, es sei ein Wahn, daß jeder Stoff bloß durch die Auffassung und Behandlung künstlerisch zu gestalten sei. Zum Beispiel seien viele Vorstellungen historischer und allegorischer Art als künstlerischer Vorwurf ungeeignet, weil das zu Schildernde unverständlich sei und daher Verstandeserklärung verlange. Nur Erscheinungen, welche Bedeutung für das Gefühl haben, oder die zu einer solchen erhoben werden können, sollen der künstlerischen Behandlung würdig und fähig sein. Alle solche, welche die Tätigkeit des Verstandes in Anspruch nehmen, sind unkünstlerisch.

Die nachdrückliche Unterstreichung der Bedeutung des Gegenständlichen leitet zu einem Theorem der sittlichen Verbundenheit und Verpflichtetheit der Kunst über. Thode hat ihm in der Zeit seiner äußersten Bereitschaft nach dem Zusammenstoß mit dem künstlerischen Liberalismus eine besondere Abhandlung, die er in Rede und Schrift verbreitete, mit dem Titel „Kunst und Sittlichkeit" zugeteilt. Kunst und Sittlichkeit sind demnach im tiefsten Grunde verbunden. Entsittlichung trete im Zusammenhang mit der materialistischen Weltanschauung und der Verbreitung des Egoismus auf. Das schöpferische Vermögen jedoch entspringe nur aus der Kraft der liebenden Hingabe, sei es an andere Menschen, sei es an Ideen. Kunst sei Gestaltung von etwas. Die Relation zwischen Gegenstand und Auffassung sei entscheidend. Die Achtung oder Mißachtung des Gegenständlichen für die Kunst wahrt das Sittliche oder öffnet dem Unsittlichen Tür und Tor. Wohl gehe echte Kunst nicht aus einer moralischen Absicht hervor, aber sie habe stets eine moralische Wirkung. Unter dem Deckmantel der Kunst könne ein furchtbar Dämonisches wirken, das uns in einen Abgrund hineinreißen müsse, wenn wir ihm nicht mit Hilfe guter Geister widerständen. Ausgeschlossen aus der Kunst sei alles, was unser persönliches Begehren errege, alles, was Ekel und Begierde wachrufe. Die humorlose Betonung des bloß Animalischen bedeute eine Verzerrung des Menschlichen. Das Nackte sei in der stilisierenden Form das Herrlichste, in der naturalistischen Darstellung das Abscheulichste. Mit Goethe müsse zwischen Kunstwerk und „Kunststück" unterschieden werden. Diese Thematik bewegte Thode so stark, daß er über sie im März 1906 in der Berliner Singakademie unter stärkster Beteiligung und leidenschaftlicher Teilnahme mit einem selten empfundenen Glücksgefühl sprach (an Thoma, 11. 3. 1906.)

Die einzelnen ästhetischen Anschauungen Thodes fließen in einer idealistischen Betrachtungsweise der Kunst zusammen. Seine Ästhetik kann als ein ethischer Idealismus bezeichnet werden, eine in dem gleichen Sinne deutsche Ästhetik, in dem Wilhelm Wundt in seiner Untersuchung über die Philosophie der Nationen den Idealismus als die spezifisch deutsche Denkweise aufgewiesen hat. Thode scheidet aufs strengste Realismus und Idealismus. Realismus nennt er die materialistische Naturnachahmung. Eine Kunst, deren Prinzip die Naturnachahmung d. h. der Realismus wäre, gibt es nicht. Der Realismus bezeichnet nur eine Etappe des Strebens nach der im höchsten Sinne künstlerischen Verwirklichung einer Idee. „Man kann, ohne sich auf absolute ästhetische Gesetze, die doch immer wieder nur aus der Empirie geschöpft werden können, zu stützen, feststellen, daß ein allgemein

Digitized by Google

gültiger reiner und still befriedigender Eindruck nur von solchen Kunstwerken hervorgebracht wird, in denen an Stelle der Nachahmung der Natur eine der Idee entsprechende Nachbildung der Natur getreten ist. Alle Kunstgebilde, in denen die Nachahmung der Natur als solche so in den Vordergrund tritt, daß sie bestimmend wird für den Eindruck, werden, so stark in gewisser Beziehung dieser Eindruck auch sein mag, ein so großes Interesse, ja eine so energische Bewegung des Gemütes sie auch hervorbringen mögen, nicht allgemein bewunderte und empfundene schöne Kunstwerke sein. Wir sehen in ihnen ein Gewolltes, aber nicht Erreichtes."

In dem kunstpolitischen Kampfe 1905 wirkte sich diese in der zitierten Form bereits in dem Dürer-Aufsatze der Bayreuther Blätter von 1888 eingenommene Einstellung als schlagkräftige Waffe aus. Der Kampf zwischen den Parteien spitzte sich in der Sicht Thodes zu einer Auseinandersetzung zwischen dem ästhetischen Realismus und dem ästhetischen Idealismus, darüber hinaus zu einem Ringen zwischen einer realistischen und der idealistischen Weltanschauung überhaupt zu. Er schloß daher seine Vorlesungsreihe „Böcklin und Thoma" mit der Proklamation, daß seine Vorlesungen auf dem Boden des Idealismus gegründet gewesen seien. Idealismus aber sei von jeher die künstlerische Weltanschauung gewesen, auch ganz besonders die deutsche. „Ihr verdankt Deutschland seine geistige Größe. Ihre höchsten ästhetischen Verkündiger: Lessing, Herder, Schiller, Goethe und Richard Wagner, Kant und Schopenhauer waren es daher auch, die bei diesen Untersuchungen über die Kunst als Führer und Helfer uns zur Seite standen. Mit ihnen sagen wir im Gegensatz zu dem Formalismus der Realisten, daß Kunst Ausdruck von Ideen und die Naturnachbildung nur Mittel zum Zweck ist."

Kunst als Ausdruck von Ideen verlangt die Aufnahme des Ideenhaften auch im Bereiche der Bildenden Kunst, verlangt dichterische Belebung. Mit apodiktischer Bestimmtheit stellt sich Thode dem Verbot entgegen, dem bildenden Künstler solle es unerlaubt sein zu dichten, weil er damit aus den Grenzen seiner Kunst herausträte. Selbstverständlich dürfe die Malerei nicht, ihre eigenen Vorrechte aufgebend, die Dichtkunst nachahmen wollen. Ein solcher Versuch sei unkünstlerisch und gerade eines der Schwächezeichen der Kunst des 19. Jahrhunderts. Aber zu allen Zeiten habe die Dichtung Plastik und Malerei inspiriert, dichterisch geformte Vorstellungen seien Vorwürfe größter Kunstwerke geworden. Das seien gesunde und natürliche Verhältnisse. „Dichten ist die ursprünglichste aller künstlerischen Betätigungen, es ist das Erste. Ohne Dichten — das dürfen wir den Gegnern der Kunst unserer beiden Meister (gemeint sind: Thoma und Böcklin) entgegenhalten — ist niemals ein Kunstwerk geschaffen worden, weder der bildenden, noch der Tonkunst, aber Dichten in dem freiesten Sinne einer im Schauen gestaltenden Phantasie, welche, mit der Welt der Erscheinungen schaltend, diese und sich selbst den höchsten seelischen Bedürfnissen des Menschengeschlechtes dienstbar macht!" („Böcklin und Thoma").

Was Thode mit dieser Lehre in seiner Zeit leistete, ist kaum abzuschätzen. Er verteidigte damit nichts Geringeres als eines der urtümlichsten Lebensrechte der künstlerischen Genialität gegen einen Pragmatismus und Kommerzialismus, der alles höhere Leben der Kunst, jede freiere Regung der Vorstellungswelt, jeden flügelhaften Aufschwung der Gefühlsbewegtheit zu erlahmen und zu ersticken drohte. Natürlich mußte diese für die Erhabenheit der Kunst eintretende Lehre des Kunsthistorikers wie ein Faustschlag auf Menschen vom Range malender oder kunsttheoretisierender Kommis wirken. Thode hat damit nicht nur die ästhetische Berechtigung, ja Notwendigkeit von Genies wie Thoma und Böcklin fixiert, sondern einer Verdumpfung und Verödung der Kunstverhältnisse überhaupt entgegengearbeitet, die im nüchternen Zeitalter der Maschinen immer drohen wird.

Digitized by Google

Als ästhetischer Aristokrat mußte Thode alle Versuche einer Banalisierung, Verflachung und Gleichmacherei der Kunst verpönen. Nur eine durch einen spezifischen Charakter ausgezeichnete Kunst konnte er schätzen und überhaupt als Kunst gelten lassen. Folgerichtig mußte er den Gedanken einer internationalen Kunst zurückweisen. Eine internationale Kunst, meint er (in „Böcklin und Thoma"), wäre das Traurigste und Langweiligste, was man sich vorstellen könne. Solange nicht alle Wesens- und Kulturunterschiede der Völker gänzlich aufgehoben seien, könne es eine internationale, d. h. einheitliche allgemeine Kunst nicht geben. Selbst der eingefleischteste Formalist wird sich wohl davor scheuen, die Kunst für etwas zu erklären, was unabhängig vom Volkscharakter und allem, was damit zusammenhängt, ist. Internationale Kunst ist ein Unding. „Von jeher ist die Kunst etwas durchaus Nationales gewesen, weil sie immer der Ausdruck des Wesens und der Kultur eines Volkes war. Sie mochte sich noch so weit über andere Völker ausbreiten und hierbei Modifikationen erfahren, sie war die Schöpfung eines Volkes.... Die große Kunst ist nicht ein Spiel mit den Erscheinungen des Lebens, nicht ein Spiel mit Formen — darf man von einem Spiel in hohem Sinne bei der Kunst auch sehr wohl sprechen —, sondern ein notwendiger Ausdruck menschlicher Innerlichkeit, der alle Naturnachbildung nur dient. Und daher hat sie ihren ausgesprochen volkstümlichen Charakter wie die Sprache. Sie ist ja auch eine Sprache.... Alle echte Kunst ist Volkskunst ... Aus einem tiefen Müssen der Volksseele stammt sie und nur wo sie aus der Volksseele stammt, hat sie ein notwendiges Leben." Damit hängt zusammen die enge Verbindung von Kunst und Religion. Als die stärksten volksgemeinsamen haben religiöse Vorstellungen Gestalt und Gehalt großer Kunst geformt.

Das gefühls- und phantasiegespeiste, von einem ethischen Idealismus gesteuerte, aus den Tiefen der Volksseele schöpfende Kunstwerk gilt Thode als ein Lebendiges. An keiner Stelle seines Werkes scheint seine Verwachsenheit mit den biotischen Kräften der Kunst glanztiefer in Erscheinung getreten zu sein als in seiner Abhandlung „Leben oder Tod des Heidelberger Schlosses". Verdanken wir es dieser Abhandlung eines Thode mit und seinem sonstigen energischen Eingreifen in der Frage des geplant gewesenen Wiederaufbaues des Heidelberger Schlosses, daß uns dieses als die große tragische Ruine aus Deutschlands Vergangenheit erhalten blieb, so enthält gerade diese Abhandlung Gedanken von einer ästhetischen Tragweite, welche die Seelengröße der Thodeschen Ästhetik aufschließt. Besser ein ehrlicher Tod als ein künstlerisches Scheinleben, heißt es da. Es wird eine Zeit kommen, da man den aus allzu historischer Bildung hervorgegangenen Wiederherstellungseifer mit bitteren Worten als einen verhängnisvollen Wahn beurteilen wird (Thode eilte damit tatsächlich seiner Zeit voraus, die Entwicklung hat ihm recht gegeben). Derartige Erneuerungen seien nichts anderes als wohlgemeinte Fälschungen. „Die Pietät verlangt von uns, daß wir eine bedeutende Kunstschöpfung möglichst unberührt lassen. Nur das heißt: sie erhalten. . . . Denn die ergänzten Teile sind nicht ein Lebendiges, sondern ein Totes; es fehlt ihnen als Nachahmungen die wirkende Seele. Mögen wir uns noch eine so große Geschicklichkeit in dem Nachbilden der Formen einer vergangenen Kunstperiode erworben haben, der Leben gebende Geist dieser Periode ist uns nicht mehr zu eigen." Die Pietät erfordere, Großes groß zugrunde gehen zu lassen und nicht durch lügnerische Vorspiegelungen es seiner tragischen Wirkung zu berauben, die von größter Bedeutung ist, indes das hohle, pathetische Vortäuschen ewiger Jugendlichkeit jeder Bedeutung entbehrt. Einem edlen Bauwerke sei auch als zerfallende Ruine noch eine große Aufgabe zugewiesen und richte als erschütterndes Gleichnis aller Vergänglichkeit noch mit dem letzten Lebensatem eine Verkündigung an die Menschenseele.

Digitized by Google

Mit diesem Bekenntnis Henry Thodes zum Tragischen seien vorliegende Variationen über sein Geisteswesen abgeschlossen. „Nur in der Tragik offenbaren sich die verborgensten Geheimnisse des Lebens" — ist in Thodes „Michelangelo" zu lesen.

Bibliographie der Buch-Veröffentlichungen Thodes.

Diese Bibliographie enthält die in Buchform und als Beiträge in Büchern erschienenen Veröffentlichungen Thodes und die von ihm herausgegebenen Bücher. Aufsätze, die in Zeitschriften und in Tageszeitungen erschienen sind, konnten nicht berücksichtigt werden. Einige wichtige sind im Texte erwähnt. Die einzige bisherige Thode-Bibliographie erschien in der Zeitschrift „Original und Reproduktion", Bd. 1, 1909, und schließt mit diesem Jahre ab. Besonderer Dank an dem Zustandekommen der folgenden Bibliographie gebührt Bibliotheksleiter K. Jahn der Frankfurter Stadtbibliothek, der bereitwilligst Auskünfte erteilte und auch verwickelten Fragen nachging.

1881.

„Die Antiken in den Stichen Marcanton's, Agostino Veneziano's und Marco Dente's." Leipzig 1881.

1885.

„Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien." Berlin 1885. (2. verb. Auflage Berlin 1904 — 3. Auflage Berlin 1926 — 4. Auflage Wien 1934, um drei Anhänge vermehrt — Französische Übersetzung: Saint François d'Assisi, et les origines de l'art de la renaissance en Italie. Trad. de l'allemand sur la 2e ed. par Gaston Lefèvre. Paris 1909.)

1891.

„Die Malerschule von Nürnberg im XIV. und XV. Jahrhundert in ihrer Entwicklung bis auf Dürer. Frankfurt a. M. 1891.

„Hans Thoma." Wien 1891.

1892.

Hans Thoma und Henry Thode: „Federspiele." Frankfurt a. M. 1892. (2. Auflage Frankfurt a. M. 1900 — 3. Auflage Frankfurt a. M. 1919.)

„Hans Thoma." 18 Photograv. nach den Originalen des Meisters. Begleitender Text von Henry Thode. München 1892.

1895.

„Ein offenes Wort über Hans Thoma." O. O. 1895 (neue Auflage O. O. 1897).

„Der Ring des Frangipani." Ein Erlebnis. Mit Zierleisten und Schlußvigneten von Hans Thoma. Frankfurt a. M. 1895. (2. Auflage Frankfurt a. M. 1895 — 3. Auflage Frankfurt a. M. 1901 — 4. Auflage Frankfurt a. M. 1909 — 5.—9. Auflage Berlin 1926 — Englische Übersetzung: „Frangipanis Ring." An event in life of Henry Thode. Translated by J. F. C. L. London 1901.)

„Dürer und Wolgemut", Gemälde. Suppl. 19 Reproduktionen von Gemälden Dürers nach den Originalen zu Bergamo, Berlin, Budapest, Frankfurt/Main, Gotha, Kassel, Köln, Leipzig, Mailand, Meißen, Prag, Sion House, Weimar; herausgegeben von Theodor Schiener. Mit Text von H. Thode. Nürnberg 1895.

1897.

„Mantegna." Bielefeld und Leipzig 1897 (Künstler-Monographien Nr. 27).

„Hans Thoma's Kostümentwürfe zu Richard Wagner's Ring des Nibelungen." Mit einer Einleitung von Henry Thode. Leipzig 1897. (Laut Bibliographie in „Original und Reproduktion" auch in englischer Übersetzung erschienen. Angaben waren nicht zu ermitteln.)

Digitized by Google

1898.

„Die deutsche bildende Kunst." In: „Das deutsche Volkstum." Herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Leipzig und Wien 1898. (2. Auflage Leipzig und Wien 1903 — Als Sonderdruck: „Die deutsche bildende Kunst." Leipzig und Wien 1901 = Meyers Volksbücher Nr. 1283/84 — „Die deutsche bildende Kunst." Leipzig 1914 = Bücher deutschen Geistes.)

„Correggio." Bielefeld und Leipzig 1898 (Künstler-Monographien Nr. 30).

„Andrea Castagno in Venedig." In: „Festschrift für Otto Benndorf zu seinem 60. Geburtstage." Wien 1898.

1899.

„Giotto." Bielefeld und Leipzig 1899 (Künstler-Monographien Nr. 43). (2. Auflage Bielefeld und Leipzig 1910 — 3. Auflage, durchgesehen von Dr. Wolfgang Fritz Volbach, Bielefeld und Leipzig 1926.)

„Hans Thoma und seine Kunst." Vortrag, gehalten zum sechzigsten Geburtstage des Meisters am 2. Oktober 1899 im Saalbau zu Frankfurt a. M. von Henry Thode und Rede Hans Thoma's bei der Abendfestlichkeit desselben Tages. Frankfurt a. M. 1899.

1900.

„Hans Thoma." I, Gemälde in Frankfurt a. M. Herausgegeben von Henry Thode. Frankfurt a. M. 1900 (mit Vorwort von Thode).

„Hans Thoma." II, 1 und II, 2, Gemälde in Frankfurt a. M. Herausgegeben von Henry Thode. Frankfurt a. M. 1900.

1901.

„Hans Thoma." III, Gemälde in Frankfurt a. M., Heidelberg, Karlsruhe, Basel, Zürich, Säckingen, Bernau und an anderen Orten. Herausgegeben von Henry Thode. Frankfurt a. M. 1901.

„Tintoretto." Bielefeld und Leipzig 1901 (Künstler-Monographien XLIX).

„Kunst, Religion und Kultur." Ansprache an die Heidelberger Studentenschaft, gehalten bei der anläßlich seiner Ablehnung des Rufes an die Berliner Universität veranstalteten Feier. Heidelberg 1901.

1902.

„Hans Thoma." IV, Gemälde in Berlin, Bonn, Dresden, Hamburg, Mannheim, Nowimarow (Kroatien), Ridgehurst (England), Stockholm, Wien und an anderen Orten. Herausgegeben von Henry Thode. Frankfurt a. M. 1902.

„Michelangelo und das Ende der Renaissance." I. Band: „Das Genie und die Welt." Berlin 1902 (2. Auflage Berlin 1912).

1903.

„Michelangelo und das Ende der Renaissance." II. Band: „Der Dichter und die Ideen der Renaissance. Berlin 1903 (2. Auflage Berlin 1920).

„Schauen und Glauben." Heidelberg 1903.

„Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern?" Vortrag, gehalten am 13. Februar 1903. Heidelberg 1903.

1903.

„Florentiner Plastik des XV. Jahrhunderts." Führer durch die Ausstellung im Kunstverein. Heidelberg 1903.

1904.

„Leben oder Tod des Heidelberger Schlosses." Heidelberg 1904.

Digitized by Google

1905.

„Böcklin und Thoma." Acht Vorträge über Neudeutsche Malerei, gehalten für ein Gesamtpublikum an der Universität zu Heidelberg im Sommer 1905. Heidelberg 1905.

„Hans Thoma." Betrachtungen über die Gesetzmäßigkeit seines Stils. Heidelberg 1905.

„Arnold Böcklin." Heidelberg 1905.

„Blütenkranz des heiligen Franciscus von Assisi" (Floretum S. Francisci Assisiensis). Fioretti di San Francesco. Aus dem Italienischen übersetzt von Otto Frhr. von Taube. Mit Einführung von Henry Thode. Mit Initialen von F. H. Ehmke. Jena und Leipzig 1905.

1906.

„Goethe der Bildner." Festvortrag, gehalten in der 21. General-Versammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar. Heidelberg 1906.

„Kunst und Sittlichkeit." Vortrag am 4. März 1906 in der Singakademie zu Berlin. Heidelberg 1906.

„Ein letztes Wort vor der Entscheidung über das Heidelberger Schloß." Heidelberg 1906.

„Hans Thoma." V, Gemälde in Bayreuth, Berlin, Frankfurt a. M., Heidelberg, Karlsruhe, Marburg, München, New York, Partenkirchen und Worms. Herausgegeben von Henry Thode. Frankfurt a. M. 1906.

„Thoma-Ausstellung." Das Lebenswerk Hans Thoma's in 110 ausgewählten Gemälden. Frankfurter Kunstverein . . . 1. 8.—23. 9. 1906. Vorwort von H. Thode. Frankfurt a. M. 1906.

Edmund Steppes, Vorwort zu der Ausstellung in Bangels Kunstsalon. Heidelberg 1906.

1908.

„Michelangelo." Kritische Untersuchungen über seine Werke. I. Band. Als Anhang zu dem Werke: „Michelangelo und das Ende der Renaissance", dessen IV. Bd. Berlin 1908. — II. Band. Als Anhang zu dem Werke: „Michelangelo und das Ende der Renaissance", dessen V. Band. Berlin 1908.

1909.

„Thoma." Des Meisters Gemälde in 874 Abbildungen. Stuttgart und Leipzig 1909 (Klassiker der Kunst, 15. Band).

„Hans Thoma." Festrede zur Feier des 70. Geburtstages des Meisters in der Festhalle zu Karlsruhe am 3. Oktober (abgedruckt in: „Ansprachen und Adressen an Hans Thoma bei Gelegenheit der Feier seines 70. Geburtstages am 2. und 3. Oktober 1909." Herausgegeben von J. A. Beringer, p. 36—40.

„Somnii Explanatio." Traumbilder vom Gardasee in S. Vigilio. Berlin 1909.

„Thoma." I. II. Gemälde in Berlin, Essen, Frankfurt a. M., Hamburg, Karlsruhe, Köln, Leipzig, Reval und Wiesbaden. 2. Auflage. Ausgabe zum 70. Geburtstage des Meisters am 2. 10. 1909. Frankfurt a. M. 1909.

1910.

„Hans Thoma." VI. Gemälde in Frankfurt a. M. Herausgegeben von Henry Thode. Frankfurt a. M. 1910.

1911.

„Franz Liszt." Heidelberg 1911.

1912.

„Michelangelo und das Ende der Renaissance." III. Band: Der Künstler und seine Werke." 1. und 2. Abteilung. Berlin 1912.

Digitized by Google

1913.

„Michelangelo." Kritische Untersuchungen über seine Werke. III. Band. Verzeichnis der Zeichnungen, Kartons und Modelle. Als Anhang zu dem Werke:: „Michelangelo und das Ende der Renaissance", dessen VI. Band.

1914.

„Michelangelos Gedichte" in deutscher Übersetzung von Henry Thode. Berlin 1914.
„Luther und die deutsche Kultur." München und Leipzig 1914.
„Luther und die deutsche Kultur." Leipzig 1915 (Meister-Bd. 17, letzte Auflage Berlin 1915).

1915.

„Hermann Brandt." Ein Nachruf. In: „Zur Erinnerung an Hermann Brandt", gest. für das Vaterland den 30. September 1915. Als Handschrift gedruckt.

1918.

„Das Wesen der deutschen bildenden Kunst." Leipzig und Berlin 1918. (Aus: „Natur und Geisteswelt", 585. Bändchen.)

1921.

„Paul Thiem und seine Kunst." Ein Beitrag zur Deutung des Problems: „Deutsche Phantastik und Deutscher Naturalismus." Berlin 1921.

1928.

„Hans Thoma." Briefwechsel mit Henry Thode. Herausgegeben von Josef August Beringer. Leipzig 1928.

Digitized by Google

KAMPF und *Innerlichkeit*

Die Losung Europas

Wir lieben heute dieses alte schöne Europa auch dort noch, wo vielleicht die Menschen noch nicht begriffen haben, worum es geht, auch für sie geht. Vor unserem geistigen Auge erstehen die Monumente der Akropolis und die ewig schönen Gestalten des Parthenon, die Triumphbogen Roms, die Burgen Spaniens, die noch in jüngster Zeit Zeugen europäischen Heldentums waren, wie der Alkazar von Toledo. Wir sehen das herrliche Tal der Loire mit seinen Schlössern und Gärten, die mächtige Burg von Carcassonne, die ausgedehnte Pracht des alten Paris, die Grachten Hollands, die Dome Flanderns, die Fjorde Norwegens, die so viel von kühnen, weltumspannenden Entdeckungsfahrten zu erzählen wissen. Wir denken an die Gruft in Stockholm, wo viele große Könige und Feldherren liegen als Symbole eines früheren germanischen Willens. Der wilde Balkan weiß von ungestümer Heimatliebe zu erzählen, und die Donau raunt allen Völkern an ihren Ufern von ferner, großer Geschichte. Weit noch darüber hinaus denken wir an die Völker des Ostlandes, ihre breiten Ströme und geheimnisvollen Wälder, und noch weiter bis an die leidenschaftlichen Völker des Kaukasus, die von brutaler Gewalt unterjocht wurden. Und endlich Deutschland selbst! Mag eine brutale Macht vieles von seinen Schöpfungen für immer zerstört haben, in uns leben diese Zeugnisse und der Wille zu ihrer Schöpfung und Freiheit weiter. Die Denkmäler alter Kaiserherrlichkeit und preußischer Herbheit, die deutsche Kunst aller Epochen; sie sind lebendig wie noch nie. Wir hören die Lieder und Dramen, die Symphonien unserer Großen und schauen in Werkstätten der Entdeckungen und Forschungen deutschen Geistes. Durch dieses Land fließen die Ströme an ihren Stadtperlen vorüber, Wälder voll Schönheit rauschen Millionen ihr Jugendlied, Stätten deutscher Arbeit zeugen vom ungebrochenen Willen der deutschen Faust, von hohen Bergen weht ein scharfer Wind, und auf weiten Ebenen schafft der Bauer auf der Erde, der Mutter aller.

Um das alles geht es heute. Um die Freiheit, das alles zu pflegen, zu gestalten und weitergeben zu können. Alle Soldaten Europas halten heute den Ehrenschild gegen die Verbrecher von West und Ost, die uns die Freiheit rauben und uns physisch ausrotten wollen, damit sie nie wieder erstehen können. Mit der Verteidigung des Lebens wird die Seele der Heimat verteidigt, mit der Heimat die Freiheit des Geistes, die Voraussetzung aller künftigen Schaffenskraft. Und deshalb gibt es für alle Deutschen und für alle Europäer, die diese Schicksalsstunde ihrer Freiheit begriffen haben, nur eine Losung: in den Staub mit allen Feinden unseres ehrwürdigen, geliebten europäischen Kontinents.

Alfred Rosenberg

aus der Rede in Prag am 16. 1. 1944.

Digitized by Google

Wasser der Erde

Aus dunklen Tiefen
Quellen empor
Wasser, die schliefen,
An Lichtes Tor.

Der Erde Innen
Hat sie bewacht,
Dürfen nun rinnen
Tage und Nacht.

Hielt sie im Schweigen
Dunkeler Grund.
Silberne Geigen
Tun sie sich kund.

Sprühen und raunen,
Plätschern und klingen,
Plaudern und staunen,
Rauschen und singen,

Eilen und fließen,
Ohne zu enden,
Kühlen und gießen
Offenen Händen.

Ewiges Sehnen
Wandern sie fort. —
Wolke im Schönen,
Hörst du sie dort?

Grüßen dich Schwestern,
Wolke von heut,
Wolken von gestern,
Erdenbefreit!

Daß so sich runde
Ewiger Lauf,
Herzstrom vom Grunde
Steige hinauf!

Elli Ruttke.

Digitized by Google

Der Zweikampf

Alles war ruhig bis nach dem Julfest. Da ergriff eines Abends Rannveig, als Bjarni und sie zu Bett gingen, das Wort: „Was meinst du?" sagte sie, „worüber spricht man jetzt am meisten im Bezirk?" „Ich weiß nicht", antwortete Bjarni; „auf mancher Leute Rede gebe ich nicht viel." „Der gangbarste Gesprächsstoff ist jetzt der: die Leute fragen sich, wie Thorstein Stangenhieb es anstellen müsse, damit du eine Rache an ihm für nötig hältst. Er hat schon drei deiner Knechte erschlagen. Deine Thingleute verlieren das Vertrauen zu dir, wenn das ungerächt bleibt; und die Hände in den Schoß legen heißt sie am falschen Ort anlegen!" Bjarni entgegnete: „Es ist gegangen nach dem Wort: wenige lassen sich warnen durch anderer Unfall. Aber ich willfahre dir schon in allem, was du sagst. Übrigens hat Thorstein kaum einen unverdient erschlagen." Mehr sagten sie nicht und schliefen die Nacht durch.

Am Morgen erwachte Rannveig, als Bjarni seinen Schild von der Wand nahm, und sie fragte, wohin es gehe. Er antwortete: „Jetzt soll es sich entscheiden zwischen mir und Thorstein im Sonnental, wer angesehener bleibt." „Wie viele werdet ihr sein?" fragte sie. „Ich will nicht große Mannschaft zusammenziehen gegen Thorstein" erwiderte er. „Ich nehme niemanden mit." „Tu das nicht", sagte sie, „geh nicht allein vor die Klinge des Höllenkerls!" Bjarni sagte: „Du wirst es nicht machen wie jene Frauen, die heute weinen über etwas, wozu sie gestern antrieben. Ich lasse oft deine und anderer Hetzreden lange über mich ergehn; bin ich aber einmal entschlossen zur Tat, so nützt es nicht, mich zurückzuhalten."

Bjarni ritt ins Sonnental. Thorstein stand vor der Tür, und sie wechselten wenige Worte. Bjarni: „Du sollst heute mit mir zum Zweikampf antreten, Thorstein, auf dem Hügel hier vor dem Hause." Thorstein: „Dazu fehlt es mir an allem, mich mit dir zu schlagen. Aber ich will ins Ausland reisen, sobald ein Schiff geht, denn ich kenne deine wackere Gesinnung: du wirst meines Vaters dich annehmen, wenn ich fortgehe." Bjarni: „Ausreden verfangen jetzt nicht." Thorstein: „Dann wirst du mir doch erlauben, vorher mit meinem Vater zu sprechen." Bjarni: „Gewiß."

Thorstein ging ins Haus und sagte seinem Vater, Bjarni sei da und fordere ihn zum Zweikampf. Da erwiderte der Alte: „Wer mit einem Mächtigeren zu tun hat, der im selben Bezirk sitzt, und ist ihm zu nahe getreten, der muß immer darauf gefaßt sein, daß er nicht mehr viele Hemden verbrauchen wird. Du hast genug Ursache gegeben, und ich kann dich deshalb nicht beklagen. Nimm also deine Waffen und wehre dich so

Digitized by Google

schneidig wie möglich. Zu meiner Zeit wäre ich vor so einem wie Bjarni nicht gewichen ... Bjarni ist freilich ein gefährlicher Gegner. Aber ich will lieber dich verlieren als einen Feigling zum Sohn haben." Thorstein ging hinaus. Sie traten auf den Hügel und begannen sich kräftig zu schlagen, so daß die Schilde auf beiden Seiten arg zerhauen wurden. Als der Kampf lange gedauert hatte, sagte Bjarni zu Thorstein: „Mich fängt an zu dürsten, denn ich bin an diese Art Arbeit nicht so gewöhnt wie du." „Dann geh zum Bach und trink", sagte Thorstein. Bjarni tat es und legte das Schwert neben sich auf den Boden. Thorstein hob es auf und sagte: „Dieses Schwert hättest du im Bödvarstal nicht brauchen können." Bjarni antwortete nicht. Sie gingen wieder hinauf auf den Hügel und stritten eine Weile weiter. Bjarni fand den Gegner kampftüchtig und seinen Widerstand härter, als er sich gedacht hatte. „Allerhand stößt mir heute zu", sagte er, „jetzt ist mein Schuhband losgegangen." „So binde es wieder fest!" sagte Thorstein. Nun bückte Bjarni sich nieder, und Thorstein ging inzwischen ins Haus und holte zwei Schilde und ein Schwert. Er kam auf den Hügel zu Bjarni und sagte: „Hier sind Schild und Schwert, die schickt dir mein Vater, und dies Schwert wird durch die Hiebe gewiß nicht mehr abgestumpft als dein bisheriges. Ich selbst wage auch nicht länger ohne Schild deinen Hieben standzuhalten. Übrigens möchte ich jetzt gern das Spiel beenden, denn ich fürchte, dein Glück ist mächtiger als meins; jeder hängt am Leben, solange er kann." „Losbitten hilft nichts", sagte Bjarni, „es wird weiter gekämpft." „Ich will nicht den ersten Hieb haben", sagte Thorstein. Da schlug Bjarni ihm den ganzen Schild weg. Dann Thorstein dem Bjarni ebenso. „Das war ein mächtiger Hieb", sagte Bjarni. Thorstein versetzte: „Deine sind nicht weniger mächtig." Bjarni: „Das Schwert, das du von Anfang an gehabt hast, schneidet jetzt besser." Thorstein: „Ich möchte mich vor Unheil hüten, solange ich kann, und mit Bangigkeit schlage ich auf dich ein. Ich bin noch jetzt bereit, alles deinem Urteil zu überlassen." Nun war Bjarni an der Reihe, einen Hieb zu tun, und beide standen ohne Schild da. Da sagte Bjarni: „Das wäre eine schlechte Bezahlung, wollte ich glücklichen Zufall mit Übeltat vergelten. Ich betrachte meine drei Leute als voll ersetzt, wenn ich dich bekomme und du mir treu sein willst." Thorstein sagte: „Heute hätte ich genug Gelegenheit gehabt, dich zu verraten. Und ich werde dich auch künftig nicht verraten." „Ich sehe, du bist mehr wert als andere", sagte Bjarni.

Aus der Saga von Thornstein Stangenhieb.

Digitized by Google

All mein Gedanken, die ich han,
die sind bei dir.
Du auserwählter einzger Trost,
bleib stät bei mir.
Du sollst an mich gedenken!
Hätt ich aller Wünsche Gewalt
von dir wollt ich nit wenken.

Du auserwählter einzger Trost
gedenk daran!
Mein Leib und Gut, das sollst du ganz
zu eigen han.
Dein will ich ewig bleiben.
Du gibst mir Freud und hohen Mut
und kannst mein Leid vertreiben.

Altes deutsches Liebeslied.

An uns stirbt der Tod!

Wir, die wir in dem glühen Brand
Unsrer hohen Häuser gestanden,
Sind von den Freuden, die uns einst banden,
Nicht mehr gebannt.

Wir sahen den Bogen des Himmels sich
Über zerborstenen Dächern runden.
Und jene grauendurchpflügten Stunden
Schienen uns minder fürchterlich.

Wir nahmen aus Not und Elend und Qual
Nur einen Willen mit hinaus,
Nur eine Gewißheit, nur ein Gebot:

Du, Deutschland, sollst leben tausendmal,
Himmelhoch bauen wir dein Haus!
Und an uns stirbt der Tod.

Ruth Köhler-Irrgang.

Digitized by Google

Wer Gott unter bestimmten Formen sucht, der ergreift wohl diese Form, aber Gott, der in ihr verborgen ist, entgeht ihm. Nur wer Gott unter keinerlei Form sucht, der ergreift ihn, wie er in sich selber ist.

Denn ehe die Kreaturen waren, war Gott noch nicht Gott: er war, was er war! Und auch als die Kreaturen wurden und ihr geschaffenes Wesen begannen, da war er nicht in sich selber Gott, sondern in den Kreaturen war er Gott.

♦

Da ich noch in meiner ersten Ursache stand, da hatte ich keinen Gott: ich gehörte mir selber. Ich wollte nicht, ich begehrte nicht, denn ich war da ein bestimmungsloses Sein und ein Erkenner meiner Selbst in göttlicher Wahrheit. Da wollte ich mich selber und wollte kein anderes: was ich wollte, das war ich, und was ich war, das wollte ich. Hier stand ich in Gottes und aller Dinge ledig. Als ich aber aus diesem meinem freien Willen heraustrat und mein geschaffenes Wesen erhielt, damit hatte ich auch einen Gott.

♦

Gott bedarf überhaupt keines Bildes, noch hat er ein solches in sich: er *wirkt in der Seele ohne jegliches Mittel, Bild oder Gleichnis; in dem Grunde wirkt er, in den nie ein Bild gelangte, sondern nur er selber mit seinem eigensten Wesen.*

♦

So mußt Du schon in Deinem Wesen, in Deinem Grunde weilen und wohnen, und dort muß Gott Dich anrühren mit seinem einfachen Wesen, ohne Vermittlung eines Bildes.

♦

Und ebenso wie Gott mich durchbricht, so breche ich wiederum durch ihn. Ich war zugleich meiner eigenen und aller Dinge Ursache. Und wollte ich: weder ich wäre, noch alle Dinge. Wäre aber ich nicht, so wäre auch Gott nicht. — Daß man dies verstehe, ist nicht erforderlich.

Meister Eckehart.

Digitized by Google

Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen,
Verräterei, die Fremde vorzuziehn!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre!
O Deutschland! Vaterland! Die Träne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke!
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! Stolz
Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen — kühn
Und jauchzend stürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzähl'ge deutsche Adern rollen grad'
So stolz und kühn als Deutschlands Ströme! —

Schau

Hoch über dem eiszackigen Gebirg
Tirols erhebt der Adler sich zur Sonne,
Als wäre da sein heimatlicher Horst —
Die Berge schrumpfen unter seinem Blick
Zu Stäubchen ein — tief unten aber in
Tirols beengten Tälern schlägt für Kaiser
Und für Ehre manches Herz weit höher, als
Der Adler wagt zu steigen.

Christian Dietrich Grabbe
aus: „Don Juan und Faust".

Digitized by Google

Bitte an Gott

Er, der Abend gibt und Morgen,
der die nächtigen Schleier senkt,
der Gestirn und Erd' verborgen
mit uralten Zügeln lenkt —
führe meiner Seele Triebe:

Stolz und Leid, Verworrensein,
teilt mein Herz in Haß und Liebe,
fange meine Freude ein,
banne alle Furcht der Knechte
vor der Hufe harten Rand,
segne Trotz in meine Rechte,

Güte in die Zügelhand,
gönne mir das Reiterrecht,
Tod in raschem Zug zu trinken —
laß im brausenden Gefecht
mich aus heißem Sattel sinken.

Hans Baumann
aus: „Der Verwandler Krieg",
Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Digitized by Google

Von der Gefahr

aus einer Rede auf das Lebendige

Natürlich gibt es für das Lebendige im Grunde nur eine Gefahr: den Tod. Aber das ist das Lebensgefährlichste am Tod: daß wir seine Anfänge so oft nicht erkennen, daß wir die Schatten mißdeuten, die er vorauswirft, daß wir nicht wahrhaben wollen, wie er allmählich in unser Leben einschleicht, einsickert, einfrißt, ehe wir in seinem weh und süß lähmenden Gift ertrinken.

Von diesem langen, oft lebenslänglichen Tod soll heute gesprochen werden, nicht aber von dem jähen Tod, wie er dem Helden in der Schlacht, dem Kletterer im Absturz, dem Liebhaber im Dolchstoß des Rivalen begegnet. Der kurze Tod ereilt das Lebendige, knapp und fast schmerzlos und ohne messenden Zweikampf mit dem Leben. Wir können seinen Blitzsieg nicht fassen und begreifen. Er hat keine Geschichte, er ist einfach da. Und der Sinn, den wir ihm dann oft geben, liegt meist in Zusammenhängen, die größer sind als der Einzelne, der ihn erleidet. Ja, gerade darin, daß wir ihm einen Sinn gewissermaßen von außen zu geben versuchen, läßt sich erkennen, daß der Tod hier keine Geschichte besitzt. Und so wird auch der rasche Tod, der Tod des Gesunden, der Helden- und Opfertod, von allen Völkern nicht als ein Ende, sondern eher als ein Beginn empfunden, als das Anheben eines Weiterlebens, eines Vermächtnisses. Der gefallene Held lebt in Walhall, in uns, in seinen Kameraden, in unserem Geist fort, der Heilige stirbt seinen Märtyrertod gewissermaßen als Auftakt für sein jenseitiges Fortwirken. Viele Religionen haben ihren Auftakt und Angelpunkt erst im Opfertod ihres Propheten. Der gemeuchelte Herrscher lebt in Herz und Tat seiner Getreuen wirkungsvoll fort. Kurz: der rasche, der unvermittelte Tod, der Tod des Gesunden wirkt nicht so sehr als Niederlage und Ende, sondern, wo er Größe besitzt, als Sieg und Beginn. Und was ihm folgt, ist oft erst recht das Aufleben des Sinnes, der ihm gegeben wird, und der Idee, für die er erlitten wurde.

Wer gesund, jung und stark fällt, lebt also in allem, was die Geschichte groß macht, weiter. Wer aber krank stirbt, der stirbt einen „natürlichen" Tod, der Ende und Abschluß der Lebens- und Sterbensgeschichte eines Menschen bedeutet. Auch der Sterbensgeschichte: denn der Tod dämmert unmerklich, und selten weiß es einer von uns, wann und wodurch sein Licht zu erlöschen beginnt. Dieses unmerkliche Hereindämmern des Unbewußten kennen wir gut beim sanfteren Tod unserer Nächte, dem Schlaf. Wir fürchten es nicht und nennen es mit einem kindlich lieben Namen „Einschlafen".

Wenn wir doch auch das Einsterben erkennen könnten! Wie ahnungslos sanft, wie fiederzart ist oft sein Beginn! Wie die Wolkenwirbelchen der seltsamen Regenwurzeln uns kaum an den kommenden naßkalten Tag denken lassen. Gnade und Gefahr liegt in diesem unmerklichen Beschlichen-

Digitized by Google

werden: Gnade für den Frommen, der sich dem Tode im Grunde gern ergibt. Gefahr aber für den Starken, dessen Herz und Hirn sich zum Lebendigen bekennt. „Gnade" also für den Priesterlichen, der im Leben nur eine Vorstufe des Jenseits genannten Todes empfindet und der in diesem allmählich dämmernden Hinübergleiten gewissermaßen ein gelassenes Einbringen der Ernte begrüßt. „Gefahr" aber für den Kämpfer des Lebens, ob Held, ob Heiler: für den, dem das Leben nicht Übergang, sondern Acker, Erbgut und Heimat ist, auf dem er die Saat seiner Leistungen aufgegangen und — weitergegeben sehen will. Er, dessen Wertmaß die fruchtbare Lebendigkeit ist — je schärfer er die Gefahr wittert, ausdenkt und zerlegt, desto gewandter vermag er ihr zu begegnen ...

Gefahr nenne ich also, was mich dem Leben entwendet und dem Tode näherbringt. Nur dürfen Sie unter Leben nicht so sehr Langleben als Lebendigsein verstehen. Denn zu lange schon hat uns dieses Mißverständnis umnebelt, daß „am Leben sein" recht lang am Leben sein heißen soll. Auch der Kranke ist am Leben, sogar der Sterbende lebt noch. Aber können wir sein Am-Leben-Sein mit dem Lebendigsein des spielenden Kindes, des liebenden Jünglings, des ordnenden Mannes oder des sehenden Greises vergleichen? Der Mensch kann jahrzehntelang ein Leben zwischen Leben und Tod dahinleben, das diesen ehrenvollen Namen gar nicht verdient, sondern höchstens Da-sein genannt werden darf. L e b e n d i g - sein ist alles! Eine kurze oder viel lieber noch eine lange Weile lebendig sein! Gefahr ist also, was die Kennzeichen des Lebendigen und des Gesunden stört ...

Was die Zeichen des Lebendigen beeinträchtigt, bringt uns dem Tode näher. Störungen der Reizbarkeit gehören zu den größten Schäden. Was nicht mehr ansprechbar ist, was nicht antwortet, ist dem Leben entwendet. Der Mann, den die reizvolle Frau nicht mehr lockt, die Frau, die der lebensfrohe Mann nicht mehr reizt, hat sicher an Lebendigkeit verloren. Wenn Sie kein Herz für das leiernde Geplapper einschlafender Kinder, kein Auge für eine grüne Wiese mit gelbem Löwenzahn, kein Ohr für die erste Frühlingsamsel im Hof, keine Nase für den unnennbaren Waldduft der Zyklamen, keinen Gaumen für einen Teller gezuckerter Walderdbeeren und keinen Sinn für das Weltbild des Paracelsus, das Avogadrosche Gesetz oder die Lackstreifen der alten österreichischen Marken besitzen, dann werden Sie vermutlich auch sonst ziemlich unberührt durchs Leben gehen. Es geht dabei nicht um die Erde und ihre Schönheit! Ach — sie bestehen auch noch ohne unsere Anteilnahme! Es geht um Sie allein. Je mehr Sie sich dem Zauber ihrer erfrischenden Vielfalt entziehen, desto kälter und unlebendiger werden Sie werden. Je kälter und unlebendiger Sie aber werden, desto weniger wird Sie ihr Zauber berühren. Merken Sie nun die Spirale, die den Lebensflüchtigen mehr und mehr dem Leben entzieht?

Wer sich der Einsamkeit ergibt, ist bald allein, wer sich dem Lebendigen entwendet, dem wird sich auch das Leben versagen. Kalt wie Eis, starr wie karstiges Gestein, stumm wie ein Trappist und karg wie ein unfruchtbarer Boden ist der vom Leben nicht Berührte in seiner einsamen Unfruchtbarkeit. Todesfrost und Leichenblässe sind die bleichen Begleiter des Lebens-

Digitized by Google

asketen. Der Heilige verneint das Lebendige und ist daher in seiner Unfruchtbarkeit ein Lebensverächter und Abgesandter des Todes. Es gibt nichts Ungesünderes als seine Jenseitigkeit. Wer dem Leben entflieht, wer das Lebendige meidet, dem glauben wir nicht seine Liebe zum Lebendigen, wenn er sie auch noch so sehr beteuern sollte. Lieben heißt ja, die Nähe des Geliebten suchen. Und so muß auch, wer das Lebendige liebt, immer und nur seine Nähe suchen. Der Asket meint es nicht gut mit dem lebendigen Menschen. Er ist der unfruchtbare Lebensneider, der dem Leben im Grunde nicht wohl will. Eine Welt scheidet den Asketen vom Helden! Der Asket verachtet das Leben, der Held den Tod. Gefahr nenne ich daher auch alles, was uns vom Heldisch-Diesseitigen zum Körperlos-Jenseitigen entführt.

Egon Fenz
aus: „Zehn Reden auf das Lebendige."
Verlag J. Luckmann, Wien.

St. Johann zu Patschkau

Die Dohlen taumeln um den Turm.
Er schaut so still ins weite Land,
Dem lauten Tage abgewandt,
Als warte er auf seinen Sturm.

Fremd durch der Vierung Feierraum
Wallt demutsvoller Ruch und Sang,
Sie weben Schiff und Chor entlang.
Er steht und lauscht und weiß sie kaum.

Von kühner Hand wehrhaft gefügt,
Geht ihn der fromme Klang nicht an.
Nur lässig leiht er ihm sein Kleid.

Das Land, das ihm zu Füßen liegt,
Der Herrengeist, der ihn ersann,
Die sind ihm Zeit, die sind ihm Ewigkeit.

Ruth Köhler-Irrgang.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Das Bild im Sowjet-Haus

Nicht „vom Brot allein" zu leben, sondern das Daseinsgefühl durch das Walten-lassen des Schönheitssinnes und Schmucktriebes zu erhöhen, ist einer der Wesenszüge, der den Menschen vom Tiere unterscheidet. Immer so hat der Mensch, womit er die ersten Stufen dessen erklommen, was er „Kultur" nennt, aus spielerischem und mystisch-bildnerischem Drange ihre zweckvollen Schönheitsformen der Natur abgelauscht und sie durch das stilbildende Filter seiner Phantasie wiedergegeben als schmückendes Beiwerk an Haus, Gerät und Gewandung. Das ist dem Menschen als eine Wurzel, ein Beginn der „Kunst" schlechthin eigen, Art und Fülle von Ausdrucks- und Gestaltungsvermögen erst wurden dann Wesensbilder der Rassen und Völker in ihren Kulturen. Während die europäische Welt durch die Jahrtausende in gegenseitiger geistiger und gemütshafter Befruchtung aber eine wenigstens annähernd gleich hohe Ebene kunstwerklicher Schöpfungen erreicht hat, ist es zunächst erstaunlich, dann aber erschreckend, wie tief hierzu sich hinter der alten Grenze zum sowjetischen Osten eine Kluft öffnet.

Es sei hier nicht die Rede von den großen bildnerischen Werken der Kunst, wie sie in zählbaren Stücken die Repräsentanten alter Kultur sind, sondern von den kleinen, schmückenden Dingen des Alltags, jedem von uns als selbstverständlich vertraut und untrennbar verbunden mit dem Begriff „Zuhause", von den stillfröhlichen Zierarten unserer gewohnten Umgebung, wie sie ständig neu erwachsen: die Dessins der Stoffe und Tapeten etwa, die Formen und Ornamentlinien der Bestecke, der Gläser, die Muster der Geschirre und Vasen, und schließlich das mehr oder weniger anspruchsvolle Bild an der Wand, sei es ein guter Kunstdruck, eine Zeichnung in schlichtem Rahmen oder gar ein Originalgemälde.

Als wir deutschen Soldaten nach Rußland kamen und uns dort in den armseligen Dörfern, verkommenen Lehmhütten und grau-schmutzigen Städten „einleben" mußten, da gehörte vor allem dies mit zu dem dunkel Fremdartigen, beklemmend Un-„gemütlichen", das uns nun umgab: daß es all dies uns Selbstverständliche entweder gar nicht gab, oder aber das Vorhandene davon unsäglich minderwertig und abstoßend wirkte. Und diesen Eindruck hatte man immer wieder von neuem, bis er schließlich jeden zum Nachdenken über das Grundsätzliche daran zwang. Wir alle empfanden bald, wie ungeheuerlich dieses Volk proletarisiert und bolschewisiert war, indem diese anfänglich bloßen „politischen Schlagworte" uns mehr und mehr an greifbarem Inhalt zunahmen, als wir die schmutzigen Kleiderlumpen dieser Menschen, die wackligen, primitivst zusammengeschlagenen Einheits-Eisenbettstellen immer wieder sahen, überall die gleichen grob emaillierten Eßschüssel und Trinkbecher, den Einheitssatz der bauchigen eisernen Kochtöpfe ohne Henkel und Deckel, den hölzernen oder aluminenen Einheitslöffel. Gewiß, in dieser öden, industriell normierten Einheitsarmut lag vielleicht noch so etwas wie — wenn auch kalte — praktische Vernunft, denn als täglicher Gebrauchsgegenstand erfüllen ein schön geschwungener versilber-

Digitized by Google

ter Eßlöffel, eine goldgerandete porzellanene Suppenschüssel ihren eigentlichen Zweck auch nicht besser. Solche äußere, gleiche Armut eines Volkes müßte noch nicht unbedingt auch auf eine innere schließen lassen. Aber wie war das denn, wie lebten denn diese Menschen über ihren engen praktischen Arbeitstag hinaus? Woran freuten sie sich, und auf was? Denn: gehört es nicht zum schlichtesten Lebensbedürfnis jedes Menschen, sich täglich an irgendeiner, auf irgendeine Kleinigkeit freuen zu können? Was aber fanden wir hier hinter dieser Frage? Nichts — oder nur unfaßbar Nichtiges oder Armseliges.

Es gibt anscheinend keine fröhlichen Feiertage in diesem Land — nun, es ist Krieg —, aber nicht einmal das äußere Bild eines Sonntags. Es gibt in keinem der zahllosen Dörfer, die wir durchzogen, so etwas wie eine Gaststätte als Sammelpunkt geselligen Verkehrs. Ab und zu fanden wir eine verstaubte Balalaika, aber niemals eine, deren Saiten vollzählig und gestimmt gewesen wären. In den Hütten aber dann doch etwas, was wenigstens in etwa nach Ausdruck von Gemütswerten aussah: B i l d e r an den Wänden, oft überaus viele. Immer zwei gleiche Arbeiten: einmal ständig ungerahmte Ölbilder auf Pappe oder Holz, weiter bunte Glas- oder Druckbilder. Interessiert betrachteten wir die ersten dieser uns vorkommenden Öltafeln: es waren wiederum zwei Arten festzustellen, nämlich Stilleben und Landschaft. Aber wie sahen diese Gebilde aus! Zwei grasgrüne Birnen und ein Apfel nebeneinandergestellt, genau ausgerichtet mit den Stielen nach oben, daneben eine aufgeschnittene Wassermelone in knalligem Grün, Weiß und Rosa, derart auf die Schnittkante gestellt, daß sie jeden Augenblick umkippen mußte, darüber eine undeffinierbare Blattranke. — Bei der Landschaft auch noch einmal zwei Arten: einesteils nur aus Vordergrund bestehend, einige Hütten und Strohmieten, in Weiß, Gelb und Braun grob hingepinselt, zum zweiten irgendein gräulich-weißes Gebäude, eine Art Schlößchen oder Villa in naivster Baukasten-Architektur, mit Sichel und Hammer auf der Fassade, aber den elementarsten Gesetzen von Perspektive, Lichtwirkung und Farbstufung widersprechend. Wir lächelten zunächst. Nun, das wird irgendein Dorfbursche oder die Bauerntochter in ihren Kinderjahren in fröhlicher Klecksfreude hingemalt haben, und deshalb wird das unschuldige Machwerk aus nachsichtiger familiärer Pietät bewahrt.

Dann die zweite Art der Bilder, hinter rechteckig oder rhombenförmig geschnittenem Glas in Papierstreifen gefaßt: auf grell einfarbigem Grund ein flächiger Mädchenkopf, gelbes Gesicht, knallrote Backen und Lippen, das Ganze mit schwarzen Konturen umzogen, ferner eine „drollig" sein sollende Puppe oder Katze mit einem Ball, alles etwa so, als ob aus ausgeschnittenem Buntpapier von einem Kind zusammengeklebt. Oder: in derselben Art, möglichst noch unter Verwendung von Silberpapier, eine liegende Frauenfigur mit einem monströsen Pokal in der Hand, darunter in der Luft schwebend eine Weinflasche, weiter auch in süßlicher Kitsch-Romantik in Abziehbild-Manier eine Frau mit Schwänen und Tauben.

Zuerst standen wir, wie gesagt, belustigt davor, und einer sagte: „Na ja, auch Kitsch kann schön sein." Aber doch wenigstens e t w a s an Zeichen von Lebensbejahung! Nun aber kam das Furchtbare, was das Belustigende zur Tragikomödie verzerrte: Diese Art Wandschmuck, nur diese (abgesehen von den Ikonen), fanden wir i m m e r und ü b e r a l l wieder in der gleichen Weise, jeweils nur wenig abgeändert, in den vielen, vielen verschiedenen Ortschaften und Häusern. Niemals aber ein Bild, einen Druck von auch nur einigermaßen handwerklichem, geschweige denn künstlerischem Rang! Und wir stellen fest, daß diese unglaublich primitiven Machwerke massenhaft hergestellt waren von „Malern", die die sowjetischen Akademien und Technika besucht hatten, die Kitschbilder aber von einer „Kunstindustrie", wonach sie auf den Märkten vertrieben wurden an diese armen Menschen, die danach

Digitized by Google

griffen in ihrer heimlichen Sehnsucht, doch etwas an Lichtem und Schönem in ihren freudlosen Alltag, in ihre Elendsquartiere zu bringen. Viele noch stolz darauf, teilzuhaben an der gepriesenen Sowjetkunst, am „Proletkult".

Was man unter den überaus zahlreichen, entsetzlichen schlechten Photos an solchen fand, auf denen noch anständig gekleidete Menschen zu sehen waren, was an einst solide gearbeiteten und hin und wieder sogar bemaltem bäuerlichem Mobiliar, das stammt ersichtlich aus längst vergangener Zeit, ebenso wie die noch mit ursprünglichen Volkskunst-Motiven bestickten Wandtücher, die vielfach Embleme aus der Zarenzeit aufweisen. Einmal allerdings sah ich einen bunten, zwar verschossenen Stoffbehang, doch jüngeren Datums, über einem Bord — aber das freundliche Blumenmuster entpuppte sich dann als Darstellung sowjetischer Flugzeuge mit Sprengwolken ... Etwas Schmuckes und Neues an Hausrat fanden wir so gut wie niemals. Wo uns jedoch einmal etwas freundlich auffiel, da waren es Bilddrucke, die deutsche Landser ihren Quartierwirten gelassen hatten, da waren es Weihnachtsbaumkugeln und Radioröhren, die diese vor ihre Heiligenbilder unter die Decke gehängt, ja sogar die bunten Etiketten von Schokoladepackungen und Konservendosen, die sie sich an die Wand geklebt hatten.

Dies russische Volk, das früher einmal eine so urwüchsig eigene, farbfröhliche und tiefgemütreiche Volkskunst besessen hatte, es ist wahrhaft arm gemacht worden — nicht eben nur in materieller Hinsicht, sondern vor allem in dem einfachsten, menschlichsten Hang zu den kleinen Freuden und Schönheiten des Alltags. Man muß sich dies nach den Maßstäben unseres gewöhnten Zuhause einmal recht vorstellen, um zu begreifen, was in Wirklichkeit Proletarisierung und Bolschewisierung heißt: Entfreudung — Entseelung — Entmenschlichung. Und wir deutschen Soldaten im Osten haben das begriffen, gerade eben auch an solchen vielen scheinbaren Kleinigkeiten.

Als wir wieder einmal das Quartier wechselten und einer meiner Kameraden einen hübschen Vierfarbendruck nach einem Landschaftsgemälde eines deutschen Malers, Gabe unseres Betreuungsoffiziers, an die getünchte Lehmwand heftete, da sagte dieser so problemunbeschwerte, schlichte Soldat, der sich sonst nie um Kunst und Kunstausstellungen sonderlich bekümmert hatte, plötzlich sinnend:

„Siehst du, das ist auch ein Stück von unserm Krieg ..."

Lothar Schmidt-Renny (z. Z. im Felde).

Digitized by Google

Die Judenfrage in Ungarn

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich Ungarn zu einem der judenreichsten Länder der Welt entwickelt, das heute bei einer Bevölkerung von etwa 13 Millionen Seelen über 800 000 Juden zählt, d. i. rund 6 v. H. Wie es zu dieser Überwucherung gekommen ist, bespricht Klaus Schickert in seinem in zweiter Auflage erschienenen, neu bearbeiteten Buch in wissenschaftlicher, spannender Darstellung*.

Der Verfasser hat, das geht aus jeder Seite des Buches hervor, die ungarische Judenfrage gründlich studiert und stützt sich, was besonders hervorzuheben ist, in erster Reihe auf ungarische Quellen, die bisher schon wegen des sprachlichen Hindernisses im deutschen Schrifttum noch nicht verwertet wurden. Schickert behandelt nach kurzem Überblick über die geschichtlichen Ereignisse im Reformationszeitalter vor allem das Entstehen und Anwachsen des jüdischen Einflusses auf Ungarns Staat und Volk seit dem 19. Jahrhundert, die Assimilationsbewegung, die aus den Juden echte Madjaren machen sollte, den Abwehrkampf der Judengegner zu Ende des vorigen Jahrhunderts, den Zusammenbruch des Staates unter der jüdischen Räteregierung und die gesetzlichen Maßnahmen, die nunmehr zu einer endgültigen Bereinigung der Judenfrage getroffen wurden und noch im Gange sind.

Erdrückend ist das geschichtliche, politische und statistische Material, das der Verfasser anführt, um zu zeigen, wie es den Juden gelang, die Macht in Ungarn an sich zu reißen. Während in den rund 120 Jahren von 1787 bis 1910 die Gesamtbevölkerung sich etwas mehr als verdoppelte, vermehrten sich die Juden durch stete Einwanderung aus Polen und Galizien um — man staune — das Elffache. Dieses unheimlich anwachsende Fremdvolk drang in das Wirtschaftsleben und in die öffentliche Verwaltung ein, überflutete die geistigen Berufe und brachte Literatur, Theater und Presse in seine geradezu unumschränkte Abhängigkeit. Es ist erschütternd, wenn Schickert (S. 129) unter Nennung der Namen feststellt, daß an der Budapester Universität gerade die nationalsten Wissenschaften, wie die Urgeschichte der Madjaren oder ungarische Philologie oder Literaturgeschichte, von jüdischen Professoren vorgetragen wurden.

Ein besonderer Vorzug des Buches ist, daß sich Schickert in dem Bestreben, ein wahrheitsgetreues Bild und eine wissenschaftlich standhaltende Darstellung zu bieten, einer ruhigen Sachlichkeit und Objektivität befleißigt, wie sie in einem politischen Buch, das den Juden, den bedeutendsten und zähesten Gegner aller Völker, zum Gegenstande hat, selten zu finden sind. Demagogie und Übertreibung liegen dem Verfasser ferne, er läßt lediglich die Tatsachen sprechen. In seiner Objektivität hält er es z. B. für selbstverständlich, in seinem Berichte über den so berühmt gewordenen „Ritualmord" von Tisza Eszlar im Unterschiede von so manchem anderen Schriftsteller auch diejenigen Umstände anzuführen, die zugunsten der angeklagten Juden sprachen und schließlich zu einem freisprechenden Urteil führten. Auch bezüglich Kossuths erfahren wir, daß er alles andere nur kein Judengegner war und für den Antisemitismus einfach kein Verständnis hatte; er habe die Emanzipation als Mittel angesehen, um durch die Assimilation die Juden zu Madjaren zu machen. Am 15. 8. 1883 erklärte Kossuth sogar (S. 174): „Über die antisemitische Agitation schäme ich mich als Mensch des 19. Jahrhunderts und schäme ich mich als Ungar." Es ist müßig, bemerkt Schickert, an Kossuths Ansichten herumzudeuteln; nichtliberale Madjaren haben sich vergeblich bemüht, diese Seite Kossuths nicht zu zeigen, um das edle Bild des Freiheitshelden nicht zu zerstören. Es sei, betont Schickert noch einmal, müßig, das wahre Kossuth-Bild durch Verschweigen solcher Züge, die heute als Schönheitsfehler gelten, zu verfälschen.

Wie in allen Ländern, in denen die Juden die Macht an sich gerissen hatten, konnte auch in Ungarn die Gegenwirkung nicht ausbleiben, und so setzte im Frühjahr 1937 die Auseinandersetzung um die Judenfrage in voller Wucht ein und führte schließlich zu den Judengesetzen der Jahre 1938 und 1939. In objektivster Weise schildert Schickert auch

* Klaus Schickert: „Die Judenfrage in Ungarn. Jüdische Assimilation und antisemitische Bewegung im 19. und 20. Jahrhundert." Essener Verlagsanstalt. 2. Auflage 1943. 317 S. Pr. RM. 5,20.

Digitized by Google

in diesem Abschnitte den Kampf der politischen Parteien und den beginnenden Sturz des Judentums, dem Ministerpräsident Kallay die Worte zuruft: „Ich weiß, daß es keine andere Lösung gibt als die Aussiedlung des mehr als 800 000 Köpfe zählenden Judentums."

Wir können dem Verfasser nur dankbar sein, daß er uns in die mit dem Judentum zusammenhängende Geschichte eines Landes Einblick gewährt, das vielen bisher eine terra incognita war. Seiner Arbeit, in der er übrigens den Beweis erbringt, daß man die Judenfrage auch würdig behandeln kann, gebührt im judengegnerischen Schrifttum jedenfalls ein allererster Platz. Eine Reihe Bilder von Juden, die in Ungarns Politik, Wirtschaft und Kunstleben eine Rolle spielten, bereichert das vortreffliche Buch. Alles in allem bietet das Lesen dieses Buches nicht nur eine Belehrung, sondern auch einen Genuß. Es kann nicht genug empfohlen werden.

Dr. Jonak.

„Der Flachsacker" oder Dichtung und Tonfilm

> „... die Sprache der Technik ist an Vokalen arm. So stellen Tonfilm und Rundfunk, gleichgültig welche Stoffe sie vermitteln, die Übertragung in das härtere Medium einer Willens- und Bewußtseinssprache dar."
>
> Ernst Jünger in „Lob der Vokale".

Es gibt nur wenige so klassische Gestaltungen des bäuerlichen Lebens in der germanischen Dichtung wie des Flamen Stijn Streuvels Roman „Der Flachsacker". Hier entstand aus der elementaren Begegnung des bäuerlichen Menschen mit den Naturgewalten in harter Folgerichtigkeit statt der beliebten ländlichen Idylle eine unausweichbare Tragödie. Wir können den Inhalt der Dichtung für den deutschen Leser in der mustergültigen Übertragung von Peter Mertens (Inselverlag/Leipzig*) ebenso als bekannt voraussetzen wie die Vertrautheit des deutschen Kinobesuchers mit dem erfolgreichen Barlog-Film „Wenn die Sonne wieder scheint", der mit Handlung, Landschaftshintergrund und Personenregister sich ziemlich eng an das Streuvelssche Buch anschloß, der mit Paul Wegener als Bauer Vermeulen und anderen hervorragenden Darstellern über alle deutschen Filmtheater lief und nun vor kurzem auch — mit Sehnsucht und Neugier erwartet — in niederländischer Vertonung auf der Filmleinwand in seiner eigentlichen Geburtsheimat Flandern erschien.

Aber nicht allein den deutschen Streuvels- und Flandernkenner hat dann die Aufführung des mit so viel Begeisterung und ausgezeichneten Darstellern gedrehten Films arg enttäuscht; in Flandern selbst war es noch viel schlimmer: hier fühlte man sich um die Seele seiner Heimat, die in diesem Buche lebt, betrogen. Warum?

Wir wollen die Stimme des germanischen Flandern, wie sie am deutlichsten in der führenden flämischen Wochenzeitung „De SS-Man" zum Ausdruck kommt, selber das Urteil sprechen und begründen lassen (Nr. 39 vom 4. 9. 1943 auf Seite 6/7):

„... Hauptperson bei Streuvels ist die Erde, Westflanderns Erde ... Streuvels' Bauer Vermeulen ist eins mit seinem westflämischen Boden ... Bei Streuvels ist der Flachsacker das Heiligtum, um das alles andere kreist ... Streuvels hat seinen ‚Flachsacker' geschrieben, lange bevor noch die Begriffe von ‚Blut und Boden' formuliert wurden ... Was Flandern in den letzten vierzig Jahren verlor, hier liegt es frisch und heilig-lebendig in all seiner reinen und elementaren Ursprünglichkeit bewahrt.

Wie sehr hatten wir gehofft, hier im Bilde jene Landschaft aufleben zu sehen, die Streuvels so unvergleichlich großartig und schön in der wechselnden Beleuchtung der Jahreszeiten vor unseren Geist zu zaubern versteht. Dieses epische Leben der Hauptheldeu: Landschaft und Flachsacker, fehlt hier im Film sozusagen vollständig. Über den Film hat Streuvels geschrieben: ‚Was ihm nach meinem Gefühl nach der erschütternden, Schlußszene fehlt, ist die Vision, die von jedem unmittelbar erwartet wird: der weite Blick über eine fruchtbare und

* Inzwischen ist eine letztgültige neue und unter Mitwirkung des Dichters selbst entstandene Deutsche Ausgabe im J. Engelhorn Nachf.-Verlag (Adolf Spemann), Stuttgart, im Druck.

Digitized by Google

ausgedehnte Landschaft, eine Landschaft im Glanze glühenden Sonnenlichts, worin die Flachsernte weitergeht.' — Aber was am Schlusse fehlt, fehlt nach unserem Gefühl im ganzen Film: überall fehlt die Erde, die Landschaft, die Felder, Wolken, Luft und Himmel. Von dem Epos westflämischer Erde ist nichts übriggeblieben, und an seine Stelle ist eine Verschärfung der anekdotischen Spannung getreten, wodurch das Werk in eine ganz andere Welt projiziert wird."

Hier sei eingefügt, was der flämische Kritiker des weiteren ebenfalls den von der Technik begrenzten Möglichkeiten des Films einräumt, und was Dr. Fritz Hippler einmal in folgenden Sätzen formuliert: „Theater und Dichtung können die ganze Fülle der menschlichen Probleme anrühren, aber nur in der Ausgestaltung von Konflikten kann der Film mit ihnen verglichen werden ... abgesehen davon, daß er viele besonders feine, seelische und geistige Zusammenhänge und Übergänge nicht in demselben Maße ausdrücken oder andeuten kann, wie dies durch das dichterische Wort ermöglicht wird, so bringt die eindrucksvolle Kraft des Filmbildes noch eine andere merkwürdige Erscheinung mit sich: sie wirkt einmal viel realistischer und zum anderen hat sie zugleich eine typisierende Wirkung." (Delag-Zeitschrift, Februarheft 1943.)

Und der schon zitierte flämische Kritiker bestätigt nur die resignierenden Erkenntnisse des Reichsfilmdramaturgen, wenn er fortfährt: „... nicht allein der Sinn und der Geist, sondern auch die Psychologie der Helden und sogar die Fabel selbst ist eine andere geworden. Wo bei Streuvels das gewaltige Epos der Natur das Hauptgeschehen war, da ist im Film der menschliche Konflikt die Achse der Handlung. Dadurch werden die Gestalten aus ihrer Erdverbundenheit herausgerissen und zu schärfer umrissenen Individualitäten ... So wird der Film am Ende ein Spiel der Spannung zwischen Bauer Vermeulen und seinem Sohn Louis. Diese Spannung wird dann nun mit allerlei Mitteln und Mittelchen in die Höhe getrieben mit dem Ziel, den Kinobesucher einzufangen. Louis ... ist ein neuer, schwierigerer und lockerer Louis mit viel weniger Innerlichkeit ... Schellebelle ist nicht mehr die lustige, aber doch bescheiden-seelenvolle Stallmagd, sondern das schnippische und kokette Ding, das mit gierigen Händen die flatterhaften Sinnesfreuden festzuhalten versteht ... und sogar der Bauer Vermeulen ist weniger erd- und naturverbunden und weniger flämisch und viel mehr ‚Individuum' ...

Aus der kosmischen Verbundenheit heraus, worin er sein Werk schuf, war es Streuvels eigentlich gleichgültig, ob die Fabel ein happy end bekäme oder nicht. Aber der Filmregisseur ist und bleibt der Diener des Publikums ... die Naturtragik geht hier über in die bürgerliche Apotheose. Louis muß genesen und Schellebelle heiraten, und der Vater legt den Kopf in den Schoß, seine steifnackige Herrschsucht verschwindet und sein Leben wird ‚reicher' ..." — Soweit einstweilen die kritische Stimme Flanderns, der wir nichts hinzuzufügen haben.

Aber die Bedeutung dieser Feststellungen geht — so dünkt uns wenigstens — über den Einzelfall hinaus; der verfilmte „Flachsacker" wird zum Schulbeispiel für Grenzen und Möglichkeiten nicht nur der Verfilmung von Dichtwerken, sondern des Films überhaupt. Wenn der Film diese strengen Grenzen übersieht oder zu überschreiten unternimmt, dann wird er nolens volens zum Schrittmacher des gefährlichen Prozesses einer „seelischen Verstädterung" weitesten Ausmaßes. Wir überlassen es jedoch dem Leser und Kinobesucher und nicht zuletzt dem Lenker der Filmproduktion, die Lehren aus diesem Schulbeispiel im einzelnen abzulesen und daraus die Folgerungen zu ziehen.

Wie nivellierend und die Empfindung für eigenwüchsige und natur- oder gottgewollte Artunterschiede ' abstumpfend und auslöschend solche Filmkunst mit der Zeit wirken muß, das läßt die wohlmeinende Besprechung des hier behandelten Filmwerkes ahnen, die wir einer größeren Tageszeitung entnehmen: „... man kann diesen Film" — so heißt es dort — „nicht ganz flämisch und auch nicht ganz deutsch, aber jedenfalls echt germanisch heißen — einen echt germanischen Bauernfilm!" — Wir stimmen auch hierin unserem flämischen Kritiker bei, der dazu mit wohltuender Offenheit und unverbildetem Instinkt bemerkt:

Digitized by Google

„Als ob ‚germanisch' eine Qualität wäre, die durch Vermischung verschiedengearteter Elemente entsteht!"

Aber — wie schon gesagt — das angeführte Schulbeispiel scheint uns grundsätzliche Fragen neuzeitlicher Kulturpolitik aufzuwerfen und über den Einzelfall hinaus ihre ehrliche Beantwortung aus einem letzten weltanschaulichen Verantwortungsgefühl heraus zu fordern, wenn über die — nach Ernst Jünger — an Vokalen so arme Sprache der Technik und ihre Organe in Tonfilm und Rundfunk hinweg nicht auch unsere so unendlich reiche, aber ebenso leicht verwundbare deutsche Sprache überhaupt und damit unsere gesamte arteigene Seelen- und Kulturwelt Schaden nehmen soll. Caveant consules ...

Fritz Peuckert.

Der neue „Luckenbach"

Als vor etwa 40 Jahren der erste Band des kunstgeschichtlichen Bilderbuches von H. Luckenbach erschien, war das ein Ereignis: die klassische Kunst der Griechen und Römer wurde der deutschen Jugend in einem preiswerten Buch zugänglich gemacht. Das Werk eroberte sich deshalb bald einen Platz auf allen höheren Schulen Deutschlands; „der Luckenbach" war geradezu zu einem Begriff geworden. Daß in einem zweiten, nur gleich starken Band die ganze deutsche Kunst, einschließlich der italienischen Renaissancekunst, der großen spanischen und französischen Meister hineingepreßt wurde, war bei einem klassischen Philologen und zu einer Zeit, die noch unter dem Schlagwort „ex Oriente lux" stand, nicht erstaunlich. Erstaunlicher war schon, daß, obwohl sich in den nächsten Jahrzehnten und besonders seit 1933 eine umstürzende Wandlung in unserer Geschichtsauffassung vollzog, obwohl man zu neuen, völkischen Gesichtspunkten und Wertungen durchgestoßen war, die Auflagen des Luckenbach sich „stereotyp" gleichblieben. Luckenbach sieht auch heute noch, unberührt von den Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung, „in Griechenland und Rom" die Anfänge der jetzigen Kultur von West- und Mitteleuropa. Was aber Millionen von Deutschen im Innersten erschütterte, das konnte den klassischen Philologen L. in seiner olympischen Ruhe nicht erschüttern. Der völkische Durchbruch, den der Sieg des Hakenkreuzes auf allen Gebieten ermöglichte, berührte den Geheimrat nicht nur nicht im geringsten, er scheint geradezu das Gegenteil bewirkt zu haben; denn was sich die Neuausgabe von 1939 bis 1943 leistet, was der Verlag R. Oldenbourg in München dem Deutschen von heute zu bieten wagt, das ist das Erstaunlichste. Daß wir trotz des schon recht umfangreichen Schrifttums über die Bedeutung der Rasse in der Geschichte von rassischer Geschichtsbetrachtung und Kunstanschauung nichts entdecken, war bei Luckenbach zu erwarten. Daher hören wir in der Einleitung zum zweiten Band, bei der Jungsteinzeit, auch nichts von der nordischen Rasse als der Schöpferin und Trägerin dieser Kultur, zwar stehen in der Kapitelüberschrift die Arier an erster Stelle, vor Indogermanen und Germanen, im Text aber sind sie nur der östliche Teilstamm der Indogermanen: das ist Bauernfängerei. „Die Träger der indogermanischen Ursprache scheinen doch in der Hauptsache der gleichen (welcher?) Rasse angehört zu haben; sie war eher groß als klein, mehr blond als dunkel": man sieht geradezu, wie der Verfasser sich dreht und windet, um nicht die nordische Rasse beim Namen nennen zu müssen. Wir hören ferner nichts vom nordischen Rechteckhaus und seiner Bedeutung, auch nichts von dem in Deutschland gefundenen ersten Pflug der Weltgeschichte: ja, wenn er im Orient gefunden worden wäre! Ein germanisches Altertum gibt es in der einleitenden Übersicht überhaupt nicht; in einem angehängten Abschnitt steht über das allen Ariern heilige Hakenkreuz folgender tiefgründiger Satz: „Das Hakenkreuz findet sich schon in alter Zeit in allen Weltteilen, Australien ausgenommen." „Es gibt zwei Formen ... Wir sehen in dem rechtsgeflügelten ein Symbol der eilenden Sonne und des nie rastenden Lebens und haben es zum Wahrzeichen des neuen Deutschen Reiches erhoben." Wieder sträubt sich der klassisch-humanistische Federkiel, „nationalsozialistisch" zu schreiben.

Von der (nordischen) Bronzezeit, die beileibe nicht „urgermanische Zeit" hei-

Digitized by Google

ßen darf, die aber eine klassische Kunst schuf, ehe es überhaupt eine griechische Klassik gab, werden die sechs alten, dürftigen Zeichnungen auf einer halben Seite gebracht, darunter auch das längst als falsch erkannte schweizer Pfahlbaubild, während wir heute die richtig wiederhergestellten Bodensee- und Federseesiedlungen haben. Die zweite Hälfte der „Bronzezeit"-Seite nimmt die für die deutsche Jugend offenbar außerordentlich wichtige „Situla" von Watsch in Krain (zu- und aufgerollt) ein. Daß die „klassische" Bronzemischung eine germanische Erfindung ist, wird natürlich wieder verschwiegen. Von dem prachtvollen Gold- und Bronzeschmuck finden wir kein einziges eindrucksvolles Bild, ebensowenig von der Tracht unserer Vorfahren in der urgermanischen Zeit, die allein schon geeignet ist, die Lüge von der Barbarei der Germanen zu widerlegen; auch vom urgermanischen Sport, dem Urbild der griechischen Olympiade, finden wir nichts. Daß es keine groß- oder altgermanische Zeit gibt, sondern nur die keltische Hallstadt- und Latènezeit, eine Römer- und Völkerwanderungszeit, ist klar; den klassischen Philologen stören die neuen Zeiteinteilungen, wie sie bereits seit Jahren vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte festgelegt sind, nicht. Eine Seite ist überschrieben „Germanische Götter". Aber wir hören nichts von den nordischen, arteigenen Glaubensvorstellungen, nichts von der germanischen Art der Gottesverehrung, von der selbst der Römer Tacitus berichtet; wir finden nicht das einzigartige altgermanische Heiligtum der Externsteine, sondern — vom Helm von Wendel abgesehen — nur Belege aus der „Germania Romana" (wie der klassische Archäologe sich ausdrückt), die eine völlig unzulängliche Vorstellung vom germanischen Glaubensleben geben. Auch bei den Runen sind die neuesten Forschungsergebnisse nicht ausgewertet. Von dem geradezu überwältigenden Reichtum an Sinnbildern im germanischen Altertum, ihrer Dauerüberlieferung durch das deutsche Mittelalter und die Neuzeit, von ihrer Wiedererweckung in der Gegenwart hören und sehen wir natürlich ebenfalls nichts. Auch von dem zweiten Höhepunkt des altgermanischen Kunstgewerbes, zur Zeit der germanischen Landnahme, wird keine zureichende Vorstellung vermittelt.

Daß der „romanische" Stil ein germanischer ist, daher seinen Namen zu Unrecht trägt, wird nicht nur verschwiegen, er wird in gerader Linie vom römischen abgeleitet; dann heißt es weiter: „Die gesunde Entwicklung wurde unterbrochen durch die in Frankreich entstandene und von den Deutschen übernommene Gotik!" Für den Humanisten L. ist also die Entwicklung zum deutschesten Stil etwas Ungesundes. Eine „gesunde Entwicklung" ist für L. anscheinend das, was wir als den großen Bruch in der Entwicklung sehen: die Aufnahme der italienischen Renaissance; was dabei trotzdem — nicht vom römischen, sondern vom deutschen Standpunkt aus gesehen — bedeutsam war, die völkisch bedingte, schöpferische Umgestaltung der uns eigentlich fremden, südlichen Machtkunst im deutschen Barock, wird natürlich wieder nicht herausgearbeitet. Zur „romanischen" Baukunst bringt der Band 35 Abbildungen und Zeichnungen, darunter den reichlich unwichtigen Hauptchor der Klosterkirche von Prüfening sogar ganzseitig, aber nicht ein Bild von der Gruft Heinrichs I., des Gründers des Ersten Deutschen Reiches!

Zur Renaissancekunst bringt L. — übrigens in Anlehnung an Brandts bekanntes Buch „Sehen und Erkennen" — in Gegenüberstellung Werke verschiedener Künstler, um die verschiedene Auffassung desselben Stoffes zu veranschaulichen, aber kein Wort über die rassisch-völkischen und weltanschaulichen Gründe dieser Erscheinung; Schulze-Naumburg hat sein Werk „Kunst und Rasse" völlig vergeblich geschrieben — wenigstens für Luckenbach.

Wir kommen zum vierten Band. Während wir heute in der sogenannten Romantik als Wesentlichstes den Durchbruch zum volkhaften Denken und Fühlen sehen, sieht L. in der Romantik „ein Herabsteigen von den Höhen idealen Menschentums zum Volk und Volkstümlichen" (!). Der größte Maler der Romantik, Caspar David Friedrich, ist mit einem halbseitigen Bild genau so stark vertreten wie Knaus und Vautier mit ihrem „Gartenlaube"-Kitsch. Während dem künstlerisch wertlosen Niederwald-Denkmal sowie dem in oriental-kubi-

Digitized by Google

stischen Stile errichteten Wiener Krematorium je fünf Zeilen Erläuterung beigegeben sind, steht bei der Neuen Reichskanzlei nicht ein Wort der Erläuterung; diese fehlt auch bei den meisten anderen Abbildungen nationalsozialistischen Kunstschaffens. An jüdischen Dreh gemahnt es aber geradezu, wenn L. auf einer Seite „Neuklassizismus" nach den schönen Frontaufnahmen des Wiener Burgtors und der Münchener Glyptothek das „Haus der Deutschen Kunst" in einer sehr unvorteilhaften Schrägvonoben-Aufnahme bringt, so daß hier nicht die klassisch schöne Säulenstellung, sondern das notwendigerweise unschöne flache Dach im Mittelpunkt des Blickfeldes liegt. Bei den „Architektonischen Nationaldenkmälern" wird in der Einleitung das größte, das Tannenbergdenkmal, überhaupt nicht erwähnt, ganz zu schweigen von Bauten „unserer Tage": das Wort „Nationalsozialismus", „Nationalsozialistische Kunst" ist für Luckenbach überhaupt nicht vorhanden. Während in der Einleitung von Menzel in sechs inhaltlich dürren Halbzeilen berichtet wird, widmet der Verehrer der klassischen Antike dem jüdischen Expressionismus 17 Halbzeilen, wobei der Jude Chagall schamhaft als „Russe" bezeichnet wird; zwar wird die Entwicklung als ungesund angedeutet, aber „ungesund" war ja auch die Entwicklung zur deutschen Gotik. Der Satz: „Solche Kunst ist für uns Deutsche seit 1937 (!) abgetan, es ist ‚entartete Kunst'" sagt alles. Über die neue, nationalsozialistische Kunst heißt es dann in zwei Halbzeilen: „Auf den Seiten 95—99 geben wir Proben von Arbeiten der letzten Jahre." Von der aus dem Fronterlebnis des ersten und zweiten Weltkriegs geborenen Kriegskunst bringt das Buch ebenfalls nichts.

„Sapienti sat!" sagt der Humanist, zu deutsch: „Man merkt die Absicht ..."; denn in dieser Neuausgabe des alten Luckenbach wird planmäßig alles unterschlagen, was die deutsche Jugend zur neuen nationalsozialistischen Geschichts- und Kunstbetrachtung führen könnte. So werden durch dieses Buch, das von seinem alten Ruhm lebt und deshalb noch heute auch von solchen, die voll und ganz auf dem Boden des Nationalsozialismus stehen, unbesehen empfohlen wird, bewußt unsere kulturpolitischen Erziehungsziele verneint und die klare weltanschauliche Ausrichtung durchkreuzt.

Dr. Otto Uebel.

Digitized by Google

Kulturberichte

Todt und Speer zwei Führer der deutschen Technik

Wenn zwei Männer so unmittelbar der Rüstung dienten und noch dienen wie die Reichsminister Dr.-Ing. Todt und Albert Speer, ist es verständlich, wenn sich das öffentliche Interesse heute in stärkerem Maße Persönlichkeiten zuwendet, deren Werk derart kriegswichtig ist. Biographien über beide Männer, die kürzlich erschienen sind*, sind daher mit Recht nicht nur bei uns, sondern auch im Ausland stark beachtet worden.

Freilich versteht sich, daß von dem, was heute am interessantesten wäre, nämlich Einzelheiten der deutschen Rüstungslenkung und -produktion, in den Büchern nichts stehen kann. Dennoch sind sie aufschlußreich und machen auch die besonderen Leistungen auf den heute noch geheimen Arbeitsgebieten verständlich. Beiden, Todt und Speer, ist ja gemeinsam, daß sie als „Laien" an ihre Kriegsaufgaben herantraten und sie gerade deshalb nur dank ihren allgemeinen Persönlichkeitswerten meistern konnten.

Als Parteigenosse Todt 1933 den unerhörten Staatsauftrag, die Reichsautobahnen zu bauen, übernahm, stand er schon über ein Jahrzehnt im Dienste der Bewegung und hatte ihr nicht nur als SA.-Mann, sondern auch im fachlichständischen Aufbau gedient. Als Straßenbauer hatte er einen Namen. Bei Kriegsausbruch stand er innerhalb der Partei als Leiter des Hauptamtes für Technik an der Spitze der gesamten Technik; im Staatsdienst war er Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen und Generalbevollmächtigter für die Regelung der Bauwirtschaft. Es war vorauszusehen, daß er bei einem längeren Kriege stärker auf die technischen Probleme einwirken würde. Nach außen trat dies im März 1940 mit der Ernennung zum Reichsminister für Bewaffnung und Munition in Erscheinung. Mit der Errichtung eines Generalinspektorats für Wasser und Energie (Sommer 1941) kamen weitere große Gebiete in seine Hand, so daß er praktisch die meisten öffentlichen Arbeiten lenkte und eine Art „Ministerium der Technik" leitete — allerdings nicht im Sinne der alten Behördenauffassung. Nicht mit einem großen Instanzen- und Ressortapparat hätte er den Westwall und die Kanalbefestigungen bauen oder die Rüstungsproduktion beleben können; er bediente sich im wesentlichen seiner wenigen alten Mitarbeiter und setzte im übrigen für fest umrissene Aufgaben Einzelpersonen, Firmen und Dienststellen ein, soweit sie für unbürokratisches, schnelles Handeln die Gewähr boten. So entstand das Prinzip der Selbstverantwortung, das dem Tüchtigsten überall größte Bewegungsfreiheit ließ und unerhörte Leistungen hervorrief.

Parteigenosse Speer hatte bei der Machtübernahme erst einige kleinere Bauaufgaben im Gau Berlin für die Bewegung gelöst — in den Jahren von 1923, als er das Architekturstudium begann, bis 1933 gab es in Deutschland keine nennenswerten Staatsbauaufträge. Es bauten das Kapital und die Industrie; weder ihre Paläste noch das Gesicht der Städte konnten, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, einem Architekten Mut geben. 1933 verlangte die Notwendigkeit, dem Gefühl der Volksgemeinschaft durch Großveranstaltungen sichtbaren Ausdruck zu verleihen, architektonische Lösungen für die Gestaltung der Feste zum 1. Mai, zum Erntedank auf dem Bückeberg und zum Reichsparteitag in Nürnberg. Mit neuartigen Mitteln — Fahnenreihen, Scheinwerfer-Lichtdom — führte sich der junge Architekt rasch in die Reichspropagandaleitung ein. Schon 1934 wurde er mit den großen Entwür-

* Eduard Schönleben: „Fritz Todt — der Mensch, der Ingenieur, der Nationalsozialist." 120 S. mit 119 Bildern. Oldenburg 1943. Verlag Gerhard Stalling. Preis RM. 5,60.

Rudolf Wolters: „Albert Speer" (Deutsche Künstler unserer Zeit). 72 S. mit 66 Bildern und 1 Faltblatt. Oldenburg 1943. Verlag Gerhard Stalling. Preis RM. 3,20.

Digitized by Google

fen für das neue Reichsparteitaggelände beauftragt. Aus dieser Zusammenarbeit heraus ernannte ihn der Führer 1937 zum Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt. Im Rahmen der Neugestaltung Berlins lieferte er selbst mit dem Bau der Neuen Reichskanzlei, die im Januar 1939 fertiggestellt war, den ersten großen Beitrag. Nach Kriegsausbruch betreute er in größtem Maßstabe Neu- und Umbauten der Rüstungsindustrie. Mit seinem „Baustab Speer" löste er Ende 1941 das Nachschubproblem in der Ukraine. Nachdem am 8. Februar 1942 Dr. Todt tödlich verunglückt war, übergab der Führer im März Parteigenossen Speer sämtliche Ämter des Verstorbenen. Der totale Krieg verlangte eine unvorstellbare dauernde Leistungssteigerung. Sie verlangte die folgerichtige Weiterentwicklung des Gedankens der Selbstverantwortung der Industrie und umfaßt immer weitere Gebiete, was kürzlich erst (September 1943) zu der Ausdehnung der Befugnisse führte („Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion").

Hinter diesen lückenhaften Lebensabrissen stehen für uns alle die großen Taten im Gedächtnis auf, die beide Männer in Bauten von bleibender Dauer verkörpert haben.

Wie erklärt sich nun der beispiellose Erfolg, den Todt und Speer nicht nur als Meister ihres Berufes, sondern mindestens ebensosehr auf dem ihnen zunächst fremden Gebiet der Kriegswirtschaft hatten? Die Antwort findet sich aus dem Wesen beider Persönlichkeiten, aus ihrem Arbeitsprinzip und aus ihrem politischen Auftrag.

Fritz Todt war nie in seinem Beruf untergegangen und nie der Versuchung unterlegen, bei der Beschäftigung mit der Materie von ihr überwältigt zu werden. Davor schützte ihn sein im Grunde bäuerliches, schlichtes, naturverbundenes Wesen, seine Leidenschaft für die Künste, besonders die Musik, und nicht zuletzt sein ehrlicher, vom Herzen kommender Sozialismus.

So war nicht nur sein eigener Lebenswandel in der soldatischen Schlichtheit und seine Berufserfüllung in nie ermüdender, stets auf Anregung und Bessermachen bedach en Pflichterfüllung Vorbild für alle Kameraden, sondern er wurde, je mehr er seine Techniker zu erziehen begann, der Künder einer ganz neuen, vorher nie gekannten Auffassung vom Wesen der Technik und ihren Bindungen gegenüber Volk und Nation. Er verpflichtete die im Materialismus befangene Technik zu Schönheit und Kultur. Als Hüter des Lebens befruchtete er nicht nur das gesamte Bauschaffen, sondern verhalf gesünderen, zeitnahen Reformbestrebungen der verschiedensten Art zum Durchbruch. Ein sicherer Instinkt führte ihn von Erkenntnis zu Erkenntnis. Sein Einfluß auf weiteste Bereiche des Lebens war ungewöhnlich stark.

Albert Speer hat vom Vater und Großvater den Drang nach architektonischer Gestaltung geerbt. Seit den ersten Aufträgen für das Reich erkennt man in der steil ansteigenden Linie seiner Aufgaben den Durchbruch eigener schöpferischer Gedanken. Er empfängt die große Linie für die Pläne unmittelbar vom Führer, aber innerhalb dieses Rahmens überrascht er durch die Vielfalt der Einfälle und Motive. Angesichts des Umfangs der gesteckten Ziele muß er Helfer suchen. Es gelingt ihm, eine große Zahl von Künstlern für die Planungen heranzuziehen und derart von der Macht seiner Konzeptionen zu überzeugen, daß trotz den wertvollen Eigenarbeiten aller dieser begnadeten Menschen Werke von auffallender Harmonie entstehen. Eine ungewöhnliche Ökonomie seiner Schaffenskraft erlaubt ihm, sowohl als Architekt wie heute als Rüstungsminister, Arbeitsbereiche von fast unübersehbarer Weite zu lenken. Der Beruf des Baumeisters weitet sich unter seiner Arbeit zum größten Festungsbauer aller Zeiten und zum anerkannten Werkmeister allen Kriegsgerätes. Die Klarheit, die seine Bauten ausstrahlen, findet sich wieder in dem einfachen „System" seiner Führung der gesamten Kräfte der Technik. Mit Zähigkeit beseitigt er alle Widerstände, und heute weiß die Welt, daß selbst die zunächst „unmöglichsten" Programme unter seinen Händen verwirklicht werden.

Beiden Künstlern, dem Ingenieur Todt und dem Baumeister Speer, ist die Unbekümmertheit und die Frische gemeinsam, die sie in engsten Kontakt zum Nachwuchs und zur Jugend bringen. Beide hassen sie die Bürokratie und den Ressortgeist. Sie sind gleich stark in der

Digitized by Google

Gefolgschaftstreue und im Glauben an den Führer. Todt und Speer erfuhren ständig den beflügelnden Antrieb durch die persönlichen Anregungen Adolf Hitlers. Sie hatten das Glück, von ihm erkannt zu werden und unter seinem Schutz ihre Gaben entfalten zu können. So hoch sie als schöpferische Gestalter und Künstler stehen, ihre Wurzeln ruhen im Politischen, nicht weltabgewandt und zurückgezogen schufen sie ihre Werke, sondern mitten im Brennpunkt des Lebens und Ringens ihres Volkes.

Dr.-Ing. H. von Renesse.

Eine Philosophie der Rasse

Nachdem die auf mittelalterlich-christlicher Wertung beruhende Spaltung der deutschen Wissenschaft in eine aneinander grundsätzlich vorbeiredende Naturwissenschaft und eine Geisteswissenschaft leider immer noch nicht überwunden ist, ist es ein Ereignis, wenn eine natur- wie geisteswissenschaftlichen Ansprüchen gewachsene erste „Philosophie der Rasse" erscheint. Mit der Broschüre von Fritz Lenz „Die Rasse als Wertprinzip" aus dem Jahre 1917 dürfte die Arbeit von Blaas* die bisher beachtlichste Grundlage zur Begründung einer auf der Tatsache der Erblichkeit des „Ich", dem „genos" aufbauenden genetischen Philosophie sein. Als drittes wäre das schöne Buch von Rüdiger von Steinbach „Der Sieg des Lebens ist der Sinn der Welt" mit seiner „Philosophie des Rhythmus" zu nennen, die aber letztlich auch auf eine genetische Philosophie hinausläuft.

Zur notwendigen Aufgabe ist solch eine genetische Philosophie in dem Augenblick geworden, wo die „absolute Spontaneität" eines „intelligiblen Ich" im Sinne Kants durch die Tatsache der erbkausalen Bedingtheit des Geistigen in Frage gestellt wird. Im Mittelpunkt der damit vom neuen Standpunkt angeschnittenen Probleme steht deshalb das Leib-Seele-Problem und das Freiheitsproblem (Willensfreiheit).

Nach einem Referat über die zwei Fundamentalerkenntnisse der Rassenlehre: 1. über die Abstammung des Menschen von tierischen Vorfahren (Deszendenztheorie) und 2. über Erblichkeit von Leib und Seele wendet sich deshalb Blaas im „metaphysischen" Teil seines Buches zunächst dem Leib-Seele-Problem zu. Nach Ablehnung des „gemeinen Materialismus" (Büchner-Haeckel) zur Erklärung des Verhältnisses von Körper und Geist verwirft Blaas auch den „ontologischen Mechanismus", „weil dann die Welt als Ganzes nichts weiter als die Durchdringungszone und das Wirkfeld von Urbausteinen" wäre. Eine derartige „tote Welt" wäre nach Blaas für unser Gefühl „das Furchtbarste und Unerträglichste, was überhaupt gedacht werden kann". Einzuwenden wäre gegen dieses Argument allerdings, daß sich die Wahrheit keineswegs nach der Annehmlichkeit für unser Gefühl zu richten braucht. Blaas fußt aber — in diesem Sinne ein Vitalist, obwohl er sich von Driesch distanziert — auf dem Characteristicum der „Spontaneität" des Lebendigen (nicht zu verwechseln mit der Spontaneität des „Ich") und baut demzufolge eine „All-Lebendigkeitslehre" auf. Er definiert dabei: „‚Tot-sein' heißt ebensoviel wie ‚keinem Anderen Sein geben und ohne ein Anderes nicht Sein haben'" und entsprechend: „‚Lebendig-sein' heißt: ‚einem Anderen Sein geben und — als Unbedingt-Lebendiges — selbst ohne ein Anderes Sein haben, sich spontan setzen!'" (S. 115.) Im weiteren baut Blaas originellerweise auf dem Existenzialphilosophen Martin Heidegger-Freiburg und dessen Lehre vom „Sein" und „Nichts" auf. Über das zehnte Buch der Rigweda, über Heraklit und den islamitischen Mystiker Suhrawerdi führt Blaas dann eine arische philosophische Linie zu Jakob Böhme, Schelling, Fichte, Oswald Spengler, Rainer Maria Rilkes „Stundenbuch" und weiter zu Carossa und Weinheber. Als gedrängte Probe seines Gedankenganges zitiere ich die abschließenden Sätze seines Leib-Seele-Kapitels: „Der Leib ist vom Seienden im Ganzen durchformtes Nichts, unter die Erkenntnisform unserer Anschauung gebracht. Er ist substanziell weder ‚Materie' noch.

* Siegfried Blaas: „Der Rassengedanke, seine biologische und philosophische Grundlegung." Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin. 338 S. Preis brosch. RM. 10,—, geb. RM. 12,—. Als Band der „Forschungen des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts" erschienen.

Digitized by Google

‚Geist' (als durchaus Spirituelles), sondern Substanz schlechthin, Seiendes, das ins Nichts ausgreift, so daß er ebensowohl durch und durch Seiendes wie durch und durch Nichts ist — beides zugleich und unauflöslich ineinander. Gewiß, es geht eine Wesensgrenze mitten durch unser individuelles Sein; aber diese Grenze liegt nicht zwischen ‚Seele' und ‚Leib', welche im Gegenteil eines sind, sondern in Leib und in Seele zwischen ‚Sein' und ‚Nichts'... ‚Sterben' ist nichts weiter als ein Zurückweichen aus der Fülle an den Saum und aus der entfalteten Krone an den Grund des Seienden. Immer noch ist ‚Leben' auch im menschlichen Leichnam und im tierischen Kadaver, aber freilich einerseits geringfügigeres, periphereres, lapidareres — wie in der anorganischen Natur — und andererseits ursprünglicheres, tieferes, jenseitigeres — ebenfalls wie in der anorganischen Natur... Nicht, weil er von der Seele ‚getrennt' worden ist, erscheint der Leichnam als tot, sondern weil beide — Leib und Seele — als Seiendes metaphysischer Einheit in eine ursprünglichere Seinsstufe zurückgekommen sind, in der die Bewußtheit auslöscht. Wir haben — Leib und Seele als eines erkennend — eine ‚monistische' Lehre gewagt; sie ist es in Wahrheit nicht. Sie steht auf dem Geschoßbogen eines weltweiten Wurfes: der alten arischen Einheit von Sein und Nichts." (S. 134/135.)

Besser wäre es vielleicht, statt „Sein" und „Nichts" „Sein" und „Werden" zu sagen, aber das sind spätere Feinheiten. Dieser Grundansatz im Sinne einer genetischen Philosophie erscheint als richtig, und damit wäre viel gewonnen.

Als nächstes folgt die Herausarbeitung einer Definition des Rassenbegriffes, die philosophischen Fragestellungen gewachsen sein soll. Ich zitiere die entscheidenden Stellen: „... Das Leben als solches ist gleichsam der ‚Genotypus des Genotypus', das schlechthin Unveränderliche und Ewige." (S. 142.) „Die Gattungen und Arten des Lebendigen sind, wie wir streng naturwissenschaftlich nachweisen, durch Umwelteinwirkungen aus dem Raume (und in der Zeit) entstanden; metaphysisch heißt das: sie stammen aus dem Nichts. Gattung, Art und Rasse sind Bestimmungen des Lebendigen schlechthin, sie sind Seiendes in verschiedener Frontstellung dem Nichts gegenüber." — „Art und Rasse sind — zeitlos gesehen — der Eindruck des Nichts ins Seiende oder der Eindruck des Seienden ins Nichts; historisch gesehen sind sie der Spiegel einstiger Frontstellungen." (S. 145.)

So fruchtbar die Ansätze zu einer Lösung des wichtigen Problems bisher sind, so sehr enttäuscht das Kapitel über das Freiheitsproblem. Zwar bekennt sich Blaas zu einem „biologisch-vitalistischen Determinismus", weicht aber dann einer wirklichen Lösung des Problems aus, indem er kurzerhand „Sein", „Leben", „Notwendigkeit" und „Freiheit" gleichsetzt. So folgert er z. B.: „Wir selbst also sind, in unserem Innersten, das Seiende, und demnach frei." Blaas kommt zwar nahe an die Lösung heran, aber er verwischt sie leider, ehe sie hinreichend deutlich wird. Die Lösung ist vielmehr das Folgende: Sein heißt Ordnung, Gefügtsein. Ohne Ordnung und Gefüge, d. h. ohne Qualität gibt es keine Dauer. Sein aber heißt Dauer und damit Qualität haben. Qualität haben heißt notwendiger Ordnung und damit einer gesetzmäßigen Gebundenheit unterworfen sein. Aus der Qualität aber folgt zugleich eine spezifische Fähigkeit. Fähigkeit heißt Kraft oder Potenz. Habe ich Potenz, so kann ich die Potenz auswirken, soweit sie nicht von einer anderen Potenz darin gehindert und somit eingeengt wird. Potenz also bewirkt eine relative Freiheit, die aber von der Qualität desjenigen, der Kraft hat, abhängig und damit bedingt (determiniert) ist. Die Lösung bringt das alte Wort: Freiheit heißt, seiner Art entsprechend handeln können. Die Art ist durch Erbanlagen bis auf den Erbspielraum festgelegt. Der Erbspielraum jeder Anlage wird von der Umwelt modifiziert. Die Freiheit jedes einzelnen Menschen reicht also so weit, als er seine Umwelt auf Grund seiner Erbpotenz gestalten kann. Diese Freiheit aber ist nicht absolut. Es ist Erbfreiheit, die man spiegelbildlich auch als Erbpotenz und damit erbliche Determiniertheit bezeichnen kann.

Absolute Freiheit hätte nur die Allmacht. Im Leben — auch im Leben des Menschen — gibt es sie nicht. Willens-

Digitized by Google

freiheit heißt deshalb für die genetische Philosophie „Willenspotenz" und deshalb Willenskraft. Nur der erblich Willensstarke und von der Umwelt relativ Unbehinderte hat die „Freiheit", seinen selbstgewählten Prinzipien entsprechend zu leben und somit sittlich frei zu sein. Der Verbrecher hat sie nicht, auch der vom Alkohol Berauschte hat sie nicht. Beim Verbrecher engt seine Erbwelt, beim Berauschten seine Umwelt die Freiheitspotenz ein. Erbwelt und Umwelt aber sind die beiden Komponenten von Leben und Rasse. Blaas verfällt in den naheliegenden — für einen Rassedenker naheliegenden — Fehler, die Umwelt zu unterschätzen. Das wäre auf die Dauer ebenso verhängnisvoll, wie es in der Zeit des Liberalismus und des Christentums die Unterschätzung der Rasse war. Die Wahrheit liegt bei der rechten Einschätzung von Rasse und Umwelt.

In seinen Ausführungen über „Rasse und Bewußtsein" gelingen Blaas wieder eine Reihe vorzüglicher Einsichten. Er usurpiert dabei Kant, indem er die Erblichkeit sowohl als die rassische Verschiedenheit des aprioristischen Bewußtseins dartut.

Unser „a-priori-Vermögen" ist der Genotyp unseres Psychoms. Nur der Arier habe zugleich ein logisches, ästhetisches und ethisches a-priori-Bewußtsein und Vermögen. Nur er sei deshalb für die Werte Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit empfänglich. Der Jude habe z. B. demgegenüber kein ethisches und kein ästhetisches Vermögen. Er sei allein von einem logischen Vermögen beherrscht — der reine „Verstandesmensch", dessen Logik auf die Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes gerichtet sei. Wenn meiner Meinung nach auch Blaas das logische Vermögen der nordischen Rasse zu wenig in Rechnung stellt und in der Aberkennung des Willens als selbständiger erblicher Fähigkeit irrt, so ist doch sein Schlußsatz: „Worauf es uns ankam, war, zu zeigen, worin die wesentlichen Rassenunterschiede bestehen und daß diese objektive seien: sie sind Unterschiede der apriorischen Bewußtseinsstruktur und als solche völlig unüberbrückbar." (S. 197.)

Die Kapitel „Rasse und Wert", „Rasse und Recht", „Rasse und Staat" sind Anwendungen der gewonnenen Erkenntnisse und Thesen auf diese Gebiete. Bemerkenswert sind die folgenden Ergebnisse: „Die arische Rasse selbst und als solche, als Wesenheit und als Idee, ist für den Arier oberster Wert oder Absolutwert schlechthin." (S. 213.) „Daß man sich aber noch heute dieser selben Utopie hingibt und an eine Verschiedenheit des Rechtsempfindens bei den einzelnen Rassen und Völkern nicht glauben will, ist unverzeihlich, weil der Gedanke des Apriori, wie er auf Kant zurückgeht, unmittelbar auf den Gedanken struktureller Seelenunterschiede zwischen den Menschen hätte führen müssen." (S. 233.)

In Auseinandersetzung besonders mit dem Ausbreitungs- und Nützlichkeitsstaat des Juden Gumplovicz, der ja im heutigen Amerika Roosevelts und in dem Rußland Stalins seine Inkarnationen findet, stellt Blaas als das Resumé seiner rassischen Staatsphilosophie den Satz auf: „Erst die vom Ethos der Freundschaft durchleuchtete Welt des Schönen und Erhabenen, erst die adelige Drei-Einigkeit der Weltaspekte, wie sie dem Arier allein gegeben ist, baut echte Staaten auf." (S. 249.) Damit hat Blaas, von Heidegger ausgehend, unmittelbaren Anschluß an die rassenpolitischen und staatspolitischen Thesen des Führers, wie er sie in seinem Buch „Mein Kampf" formuliert hat, gefunden.

Das große Gegenbeispiel zum arischen Denken ist für Blaas der Philosoph und Jude Baruch Spinoza. Entgegen dem bisherigen Bild, das Goethe, Schiller, Haeckel, Kolbenheyer, verführt durch das Wort „deus sive natura", von Spinoza entworfen hätten und das auf einer falschen Übersetzung jüdischer Denkinhalte in arische Vokabeln beruhe, entwirft Blaas von Spinozas Ethik ein völlig neues, aber in seiner jüdischen Echtheit faszinierendes Bild. Er sieht in ihm den reinen Verstandesmenschen und interpretiert Spinozas „gut", dem Sinn des Talmud und Spinozas eigenen Prämissen und Axiomen entsprechend als „nützlich".

Der schöne Satz, daß „die Tugend um ihrer selbst willen zu begehren" sei, hieße demnach in Wirklichkeit, wenn man Spinozas eigene Definition von Tugend als

Digitized by Google

„cupiditas" = Ichsucht einsetzt, „nach den Gesetzen der Natur — d. h. ichsüchtig — handeln, ist um seiner selbst willen zu begehren, denn es erhöht die eigene Macht". (S. 280/81.) Sollte sich in der Auseinandersetzung mit der Fachphilosophie Blaas' These von der Talmudnatur der entschleierten Spinoza-Philosophie bewahrheiten, dann wäre eine der großen jüdischen „Ausnahmen" keine Ausnahme mehr und Rathenaus Ausspruch über Spinoza, „der zum Sinai führt", hätte unheimlich recht.

Es zeugt von dem Mut und der Selbstsicherheit von Blaas, daß er auch die Frage nach dem Wesen Gottes in seine Philosophie einbezieht. Auch dieses Kapitel ist ungeheuer revolutionierend, aber in sich festgefügt und rassisch-genetisch wohl begründet. Ausgehend von einem Zitat A. Wirths aus dem Jahre 1914: „Rasse ist in der Tat etwas Göttliches. Denn sie kommt nicht von uns, sondern ist unabhängig, ist jenseits von uns; wir sind im Gegenteil abhängig von ihr. Sie ist weit stärker als wir; sie ist eine Prädestination. Und wie es keine Flucht vor Gott gibt, als zu ihm, so gibt es auch keine Flucht vor der Rasse als ein Untergehen in ihr, bewußtes Einswerden mit ihr" (S. 254), zeigt Blaas, daß es zwei Gottesbegriffe gibt, einen absoluten, „den Weltengrund selbst, den letzten Quellpunkt des Daseins, das Seiende im Ganzen". Er bleibt immer unerkannt. Wir wissen nichts über ihn auszusagen, nicht einmal, ob er Eines oder Vieles ist.

Der andere Gott als das „höchste Gut" eines Menschen aber ist diesseitig und rassisch bestimmt. „Die Religionsgeschichte ist die Geschichte der Entwicklung apriorischer Strukturen." „Eine wirklich neue Religion wird auf diesem Sterne erst wieder dann entwickelt werden, wenn ein neues Vermögen über denen der arischen Seele erwachen wird ... Der Gott der Menschen ist jeweils deren Rassenidee." (S. 266.) „Der absolute Gott wirkt durch den Rassengott in unser Leben herein. Wie der Absolut-Wert der Rasse, so ist auch der Rassengott die höchste Selbstdarstellung der Rassenidee und diese selbst im Dasein." (S. 267.)

Die Existenz eines „objektiven Geistes" als Kernpunkt der Philosophie eines Hegel, Diltey, Spranger, Freyer, Othmar Spann, Nicolai Hartmann, Oswald Spengler gibt es für eine genetische Philosophie nicht! Ihre weitere Behauptung ist säkularisiertes Mittelalter. „Was ist de facto dieses unheimliche ‚Gespenst aus der vierten Dimension", fragt Blaas. Denn: „Eines ist wohl klar: wenn die Eigengesetzlichkeit des kulturellen Lebens und seine wesentliche Bestimmtheit aus einem übernatürlichem Reiche der Ideen wirklich nachgewiesen werden kann, so wird die Rasse zu einem durchaus nebensächlichen Akzidens am Menschen." (S. 291.) Demgegenüber steht als Motto rassischer Philosophie das Wort Adolf Hitlers aus „Mein Kampf", S. 315: „Ohne Menschen gibt es keine menschlichen Ideen auf dieser Welt, mithin ist die Idee als solche doch immer bedingt durch das Vorhandensein der Menschen und damit all der Gesetze, die zu diesem Dasein die Voraussetzung schufen. Und nicht nur das! Bestimmte Ideen sind sogar an bestimmte Menschen gebunden."

Zusammenfassend kommt Blaas zu dem Ergebnis: „‚Der objektive Geist' als eine Summe von geistgeformten, zwischen-individuell und übersubjektiv bedeutsamen Sinngebilden ist ohne selbständiges Sein und Leben; er ist, an sich, ohne Wesen; er ist Produkt individueller Menschenseelen." (S. 312.) Die Folgerung für die Geschichtsphilosophie ergibt sich aus dieser Position dann von selbst: „Die wirkliche Geschichte ist zunächst Rassengeschichte und sodann Geistes- (oder auch Ideen-)geschichte." (S. 317.)

Als „mechanistisch" könne eine solche Auffassung nicht bezeichnet werden. Das sei nur solange möglich, als die Rasse selbst als etwas Geistloses angesehen würde. Durch den Nachweis der Leib-Geist-Einheit sowohl als auch durch den der Erblichkeit des Geistigen und damit des Geistig-Rassischen könne man aber nicht mehr von mechanischen, sondern müsse man von Lebens- und Seins-Gesetzen sprechen. Diese reale Existenz aber rechtfertigt die Notwendigkeit einer genetischen oder Rassenphilosophie.

Damit ist der Kreis geschlossen. Ich unterlasse es, auf geringfügige biologische Unrichtigkeiten, wie etwa den Irrtum über das Verhältnis von dominan-

Digitized by Google

ten und rezessiven Anlagen und die Unterschätzung der Bedeutung von Modifikationen auch des Geistigen einzugehen. Ich unterdrücke auch andere Diskussionsbemerkungen, die sich mir hier und da aufdrängen. Dieses Buch muß zunächst als Ganzes gewertet werden, und als solches ist es vielleicht das für die Rassenidee und Rassenphilosophie wichtigste Buch seit Rosenbergs „Mythus" und Kolbenheyers „Bauhütte". Die deutsche Philosophie wird sich mit diesem Buch beschäftigen müssen.

Dr. Stengel-v. Rutkowski,
z. Z. Hauptsturmführer b. d. Waffen-SS.

Schrifttumsschau

Dem Dichter Jakob Schaffner wurde in einem Festakt in der Reichsuniversität Straßburg der vom Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner im Jahre 1935 gestiftete Johann-Peter-Hebel-Preis verliehen. Nach Alfred Huggenberger wurde damit zum zweiten Male einem Schweizer Schriftsteller dieser Preis verliehen. Das deutsche Volk ehrt damit einen Dichter, der in seinem Werk das Deutsche Reich der Welt gegenüber in starkem Bekenntnis zum nationalsozialistischen Staat dargestellt hat.

Der Immermann-Literaturpreis für das Jahr 1943 wurde dem Dramatiker Theodor Haerten zuerkannt. Der Dichter ist besonders durch seine dramatischen Werke „Der tolle Christian" und „Die Hochzeit von Dabesti" bekannt geworden.

An den 81jährigen Dichter Hans Sittenberger (der inzwischen am 2. November gestorben ist) wurde der Kärntner-Schrifttumspreis verliehen.

Anläßlich des 65. Geburtstages wurde dem Dichter Erwin Guido Kolbenheyer die vom Reichsstatthalter Baldur von Schirach im Namen der Stadt Wien gestiftete Prinz-Eugen-Medaille zuerkannt und gleichzeitig der Grillparzer-Preis für das Jahr 1944.

Aus gleichem Anlaß hat der Oberbürgermeister Rusy im Namen des Weltbades Karlsbad den „E.-G.-Kolbenheyer-Preis der Stadt Karlsbad" gegründet. Der Preis wird alle drei Jahre am Tage der traditionellen Brunneneinweihung am 1. Mai verliehen werden. Der Preis beträgt 10000 RM. und muß im ganzen Betrag ausgezahlt werden.

An den Lyriker Karl Emmerich Baumgärtel verlieh der Oberbürgermeister der Gauhauptstadt Linz den alljährigen Literaturpreis der Stadt Linz.

Der Dichterpreis des Gohliser Schlößchens in Leipzig wurde erstmalig dem Leipziger Lyriker Heinz Rusch verliehen.

Den Hans-Schemm-Preis für das deutsche Jugendschrifttum erhielt der moselländische Dichter Hans Maria Lux für sein Buch „Felix und die Gesellschaft der Roten Laternen".

Die Stadt Essen hat eine Stiftung zur Förderung und Ehrung heimischen Schrifttums ins Leben gerufen. Erstmalig erhielt Wolf von Niebelschütz diesen Preis.

Dem Dichter Adolf von Hatzfeld wurde der Joseph-von-Görres-Preis verliehen. Der Dichter hat sich seit vielen Jahren in besonderer Weise für die deutsch-flämische Kulturzusammenarbeit eingesetzt.

Der Gauleiter Staatsrat Dr. Eggeling verlieh den Gaukulturpreis Halle-Merseburg an den weit über die Grenzen des Gaues bekannten Dichter Max Jungnickel, der sich, wie im ersten Weltkrieg, auch in diesem Kriege vorbildlich eingesetzt hat.

Den Kriegskulturpreis des Gaues Bayreuth 1942/43 erhielt neben Malern, Musikern, Bildhauern, für Lyrik: Eugen-Henrik Marteau, der inzwischen gefallen ist, für den Roman „Max Matheis".

Im Rahmen des Kulturpreises der Stadt Bonn wurde neben der Pianistin Frau Prof. Elly Ney auch dem Dichter Wilhelm Schmidt-Bonn die Beethoven-Medaille zugesprochen.

Der Prinz-Eugen-Preis der Johann-Wolfgang-Goethe-Stiftung zur Förderung der geistig schöpferischen Kräfte des Südostdeutschtums wurde von der Wiener Universität für das Jahr 1943 dem Universitätsprofessor Dr. Roland Steinacker in Preßburg sowie dem Leiter des Instituts für Heimatforschung in Käsmark, Prof. Dr. Johann Liptak, verliehen.

Dem Dichter Hermann Stahl wurde für sein gesamtes dichterisches Schaffen der Kulturpreis seines Heimatgaues Hessen-Nassau zuerkannt. Das letzte große Romanwerk des Dichters ist „Langsam steigt die Flut", das als überragende

Digitized by Google

Neuerscheinung berechtigtes Aufsehen erregt hat.

In der Universität zu Köln verkündete der Landeshauptmann Heinz Haake den Rheinischen Literaturpreis für 1943. Preisträger war der Dichter Ernst Bertram als Künder des ewigen deutschen Wesens.

Am 24. Oktober gelangte erstmalig der Emanuel-Geibel-Preis anläßlich des achthundertjährigen Bestehens der Hansestadt Lübeck zur Verteilung.

Das Kulturamt der Stadt Rensburg hat ein Preisausschreiben erlassen, nach dem ein Preis von 1200 RM. ausgesetzt wird für das beste niederdeutsche Märchenspiel. Dieser Preis soll aufgeteilt werden in 700 RM., 400 RM. und 100 RM., wobei die besten Werke damit bedacht und gleichzeitig zur Uraufführung in Rensburg erworben oder in Vereinbarung mit dem Landeskulturwalter auch anderen Bühnen zur Uraufführung freigestellt werden.

Unter dem Leitwort „Soldaten erzählen der Jugend vom Krieg" wurde der „Hilf-Mit"-Erzählerpreis bis zum 1. April verlängert. Diese Verlängerung der Einsendefrist wurde auf Grund ungezählter Wünsche unserer Frontsoldaten gewährt.

Auf dem vorjährigen fünften Mundartendichtertreffen des Harzbundes im Gauheimatwerk in Ilsenburg wurde die Gründung eines Harzer-Mundartdichterpreises bekanntgegeben, der alljährlich am Tage des Treffens für die besten mundartlichen Arbeiten vergeben werden soll.

Der deutsche Buchpreis Temeschberg wurde mit einem Vortrag von Prof. Dumitru Farrer eröffnet, und zwar über den deutschen Einfluß auf die rumänische Literatur.

Den 1917 gestifteten finnischen Ehrenpreis des Kordelin-Nationalfonds für Literatur erhielt die Erzählerin Maila Talvio.

Ein Nationalpreis für „Journalistik und Literatur" ist in Spanien ausgeschrieben worden. Die Arbeiten für den Nationalpreis für Journalistik „Francisco Franco" sollen das Thema „Spanien gegenüber Europa" behandeln, diejenigen für den Preis „José Antonio de Rivera" das Thema „Spanien und Afrika". Das Thema für den Literaturpreis „Francisco Franco" lautet „Biographie eines Spaniers". Für den Literaturpreis „Antonio de Rivera" soll ein Roman geschrieben werden.

Der höchste aller bisher in Frankreich bestehenden Literaturpreise „Prix Balzac" in Höhe von 100 000 Franken, wurde von den „Edition Balzac" gestiftet. Der Preis wird im nächsten Jahr dem Autor zugeteilt werden, dessen Roman nach Ansicht der Jury die gründlichste Analyse der heutigen Zeit bietet. Neben diesem „Grand Prix Balzac" sollen drei weitere in Höhe von 25 000, 15 000 und 10 000 Franken ausgegeben werden.

Eine der bedeutendsten Büchersammlung des Westens, die Westfälische Landesbibliothek, die über 300 000 Bände verfügte, ist bei einem der Terrorangriffe in den vergangenen Monaten schwer getroffen worden, so daß nach den letzten Feststellungen 190 000 Bände vernichtet sind. Glücklicherweise konnte der bibliographische Apparat gerettet werden, der nun eine Grundlage des Wiederaufbaues bilden wird.

Den Staatlichen Volksbüchereistellen in Bayern ist es gelungen, in Oberbayern bisher 500 Volksbüchereien einzurichten. Weitere Einrichtungen sind im Aufbau. So ist es möglich geworden, daß der größte Teil aller Gemeinden mit mehr als 400 Einwohnern eine eigene, ausreichende Volksbücherei besitzt.

Das deutsche Volksbildungswerk der Deutschen Arbeitsfront hat Zehntausende von Bändchen aus der von ihm herausgegebenen Sammlungen der Wiesbadener Volksbücherei an Bombengeschädigte und Evakuierte in den Aufnahmegauen, denen seine besondere Fürsorge gilt, herausgegeben. Unter diesen Bändchen befinden sich Werke bedeutender Dichter aus Vergangenheit und Gegenwart.

In der deutschen Information in Schanghai wurde eine deutsche Buchausstellung eröffnet.

In ihren Begrüßungsansprachen zur Eröffnung der zweiten Tagung der ostasiatischen Schriftsteller in Tokio forderten der Präsident des Informationsbüros Amau, der Armeesprecher Yahagi und der Marinesprecher Kurihara die Schriftsteller aus den verschiedenen Ländern Ostasiens auf, durch ihre Werke die Heimatfront zu stärken.

In Prag ist zum erstenmal in tschechischer Übersetzung Schillers „Braut von

Digitized by Google

Messina" erschienen. Der Übersetzer ist Fr. Vrba.

In lettischer Übersetzung ist in einem Verlag zu Riga eine mehrbändige Auswahl von Goethes Werken erschienen. Die Neuausgabe, die teils auch auf ältere Übersetzungen zurückgreift, besorgte Konstantin Raudive, der auch eine Einführung in das Leben und Schaffen des Dichters schrieb.

Der Grenzlandroman „Puchner" von Wilhelm Pleyer kam in niederländischer Übersetzung heraus.

Der Roman „Der Herr Kortüm" von Kurt Kluge ist in französischer Übersetzung erschienen. Eine holländische und tschechische Ausgabe ist bereits herausgegeben worden.

Das Wiener Raimund-Theater, das unter der Leitung des 1923 verstorbenen Dichters und Vorkämpfers Adam Müller-Guttenbrunn gegründet wurde, feierte sein 50jähriges Bestehen.

Zum drittenmal feierte Oberschlesien in der deutschen Eichendorff-Woche großen Sohn Josef von Eichendorff. Robert Hohlbaum huldigte in einer Ansprache Eichendorff als großem deutschen Dichter.

Der Verlag Breitkopf & Härtel kann in diesem Jahre auf sein 225jähriges Bestehen zurückblicken. Der Langen-Müller-Verlag steht 50 Jahre im Dienst der deutschen Dichtung.

Aus Anlaß des 20. Todestages im Dezember 1943 wurde des völkischen Dichters Dietrich Eckart in Presse und Rundfunk ehrenvoll gedacht.

Im Alter von 72 Jahren ist im Schauspielhaus zu Dresden der Dramatiker Erler nach der Uraufführung seines Werkes „Die Blutsfreunde" einem Herzschlag erlegen. Nach dem Hinscheiden des Dichters stiftete anläßlich der Weimarer Erstaufführung dieses letzten Werkes der Gauleiter Fritz Sauckel zum ehrenden und dankbaren Angedenken einen Otto-Erler-Preis. Der Preis, in Höhe von 5000 RM., wird im ganzen oder auch geteilt auf dem Gebiet des literarischen und dichterischen Schaffens, das im Gau Thüringen gefördert werden soll, vergeben.

Werner Jansen ist seinem schweren Leiden erlegen. Die wesentlichste Tat des Dichters bestand darin, daß er in seinen geschichtlichen Dichtungen dem deutschen Volke in der Zeit seiner tiefsten Erniedrigung zum Glauben an seine Zukunft aufrief und dadurch zur Gestaltung aller seiner Kräfte. Am nachdrücklichsten gelang ihm dies in seiner Roman-Triologie „Das Buch Treue", „Das Buch Liebe" und „Das Buch Leidenschaft".

Der Erzähler und Essayist Martin Raschke ist als Kriegsberichter im Osten gefallen. Bekannt wurde Raschke besonders durch seinen Roman „Die ungleichen Schwestern". Als sein letztes Werk hinterließ er uns das aus dem Kriegserlebnis im Osten geformte „Zwiegespräch im Osten".

Als junger Offizier starb der 23jährige Dichter Willi Ebel aus Dortmund den Heldentod. Im Jahre 1939 erhielt er den zweiten Preis im Reichswettbewerb für die beste Jugenderzählung. Bei dem gleichen Wettbewerb errang er im Jahre 1940 ebenfalls den zweiten Preis.

Der ostfriesische Dichter Berend de Vries beging in seiner Vaterstadt Emden seinen 60. Geburtstag. Themen seiner Prosabücher schildern in lebensechter Form Land und Leute der Wasserkante.

Aus Anlaß des 60. Geburtstages des aus Urberach bei Darmstadt stammenden Dichters Nikolaus Schwarzkopf bringt der Adam-Kraft-Verlag in Karlsbad eine Neufassung des Romans „Der schwarze Nikolaus", ein Buch voll Sonne, Wein und Glockenklang.

Der Arzt und Dichter Hans Carossa feierte seinen 65. Geburtstag. Wie sehr der Dichter über die Grenzen Deutschlands bekannt geworden ist, zeigt eine Notiz, die vor Ausbruch des Krieges in der „Nouvelle Revue Francaise" über Hans Carossa schrieb: „Dieser deutsche Schriftsteller ist nicht der am meisten gefeierte, aber der am meisten geliebte."

Hermann Burte wurde 65 Jahre alt. Neben seinen zahlreichen Gedichtsbänden hat der Dichter seinen größten Erfolg mit dem Bühnenstück „Katte". Aufsehen erregte sein erstes großes Romanwerk „Wiltfeber, der ewig Deutsche". Der Dichter wurde mit dem Kleist-Preis, dem Schiller-Preis und 1939 mit der Goethe-Medaille ausgezeichnet.

Zum 75jährigen Geburtstag des flämischen Dichters Cyriel Verschaeve bringt der Inselverlag in Leipzig eine Reihe seiner Schriften heraus.

Abgeschlossen am 15. Februar 1944.

Hildebert Reinhardt.

Digitized by Google

Das Buch

Neue deutsche Erzähler vom Oberrhein

Das alemannische Elsaß am Oberrhein war in allen Jahrhunderten eine der entscheidendsten Landschaften, wenn um den politischen und geistigen Bestand des Reiches gekämpft wurde. Und die Zeit zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg stand dabei, was das Gewicht der auf dem Spiele stehenden politischen und weltanschaulichen Entscheidungen anlangt, unserer Gegenwart an Bedeutung für das europäische Ganze keineswegs nach. Renaissance, Humanismus und Reformation hatten zwischen Basel und Straßburg ihre kampflustigsten und geistvollsten Vertreter, man braucht da nur die Namen Erasmus, Murner, Fischart unter vielen anderen zu nennen.

Fischart, in Straßburg 1548 geboren und 1591 schon jung verstorben, kämpfte seinen leidenschaftlichen Kampf gegen die von allen Seiten und in vielerlei Gestalt für Deutschtum und Reich heraufziehenden Gefahren mit ebenso verschiedenen Waffen und in mancherlei närrischen Vermummungen — sei es gegen die Jesuiten oder Juden oder gegen die welsche Entartung. Adolf von Grolman übertreibt wahrhaftig nicht, wenn er in seinem schönen Buche *„Vom Wesen und Wort am Oberrhein"* sagt: „Um was hat Fischart sich etwa nicht gekümmert?" und weiterhin: „Er ist ein Sohn des Landes voller Witz und Schalk, voll heller Einsicht in die Wirklichkeit des Tages, ... auf daß der Deutsche Bescheid wisse von dem, was um ihn herum vorging."

Und wenn wir nun aus den zwei, zusammen rund 1000 Seiten fassenden Bänden eines neuen Romans aus der Feder des elsässischen Dichters Bernd Isemann (*„Das härtere Eisen"* — Hünenburgverlag, Straßburg 1942) den Helden der Geschichte Georg Hans, Pfalzgraf von Pfalz-Veldenz, Graf von Lützelstein, näher kennengelernt haben, so möchten wir die angeführten Sätze Adolf von Grolmans über Fischart wiederholen, um sein an Tatkraft und reformerischen Einsichten, Gedanken und Plänen überreiches Wesen zu kennzeichnen. Ja: um was hat sich dieser Georg Hans — den die Elsässer zu Lebzeiten und in Schwank und Anekdote fort bis auf den heutigen Tag ihren „Jerrihans" heißen —, um was hat er sich etwa nicht gekümmert? Und dieser Pfalzgraf war ein so genauer Zeitgenosse und Landsmann Fischarts, daß ihre Lebensdaten fast die gleichen und ihre Temperamente von brüderlicher Ähnlichkeit sind. Wahrlich, der Veldenzer verdiente mindestens den gleichen Ruhm wie sein zu einem bekannten Namen gelangter Straßburger Landsmann; denn er ist — wie jener als streitbarer und weitblickender Schriftsteller — so als Staatsmann und politischer Denker seiner selbstzufriedenen und innerlich wie äußerlich doch so zerrissenen Zeit geistig und menschlich um so weit voraus, daß er wohl mit tragischer Notwendigkeit an ihrem Widerstand zerschellen mußte.

Wenn wir die Fülle seiner Taten und Unternehmungen im engeren Umkreis seines Ländchens wie Straßenbau, Städtegründung, Schul- und Justizreform u. v. a. m., die Bernd Isemann in seiner farbigen und genauen Erzählung wieder gegenwärtig macht, hier übergehen wollen, so müssen wir dafür seine staatsmännischen Pläne, an deren Verwirklichung er, frei von jeder konfessionellen Gebundenheit und allein die Sicherheit des Reichsganzen im Westen wie im Osten vor Augen, seine gesamte ungestüme Lebenskraft setzte, kurz umreißen: er forderte die Begründung einer starken Westmark vom Nordmeer bis zur Schweiz unter Beseitigung aller kleinen Herrschaften und Zerstückelungen in dieser Zone mit dem Ausbau eines regelrechten Westwalles gegen Frankreich. Er verlangte bei dem wohlmeinenden, aber mit den Landesfürsten immer wieder neue ohnmächtige Kompromisse schließenden Kaiser Maximilian in seinem großen, bis

Digitized by Google

in Einzelheiten ausgearbeiteten „Admiralswerk" eine deutsche Kriegsflotte unter einheitlichem Oberbefehl des Reiches als organische Fortführung der Hanse; denn er ahnt mit instinktiver Gewißheit die Gefahr eines heraufziehenden Krieges — mit dem Tode Gustav Wasas, dessen Schwiegersohn er wurde, sieht er auch das Verhängnis für Deutschland aus diesem schwedischen Herrscherhause herandrohen — und er fürchtet eine darauffolgende deutsche Ohnmacht durch französische Willkür, wie sie das Jahr 1648 bringen sollte. Er warnte aber gleichermaßen den Kaiser in einer Unterredung vor der Gefahr, die für das Reich im Osten aus dem ungeheuren Moskowiterreich vor der Türe stehe; darum verlangt er, daß die Reichsflotte die baltischen Häfen stark machen müsse, dort müßten Werften, Lager und Zeughäuser errichtet werden, denn „... nur das Deutsche Reich kann ihm einen Riegel vorsetzen, solange es noch Zeit ist".

Was wir hier nur kurz und trocken referieren können, das hat Bernd Isemann alles gegenständlich in Landschaft und Handlung lebendig in unmittelbarer Rede und Gegenrede gestaltet, und wenn es dem Leser oft scheinen möchte, hier oder da springe der Erzähler selbst debattierend auf die Bühne, so tut ers gewiß nur in liebenswertem Eifer, um mit Hinweis auf historische Belege und Tatsachen die Wahrhaftigkeit seiner dichterischen Nachgestaltung zu erhärten. Und hier rühren wir an die künstlerische Leistung des Erzählers Bernd Isemann, die der historischen Bedeutsamkeit des Inhalts gleichkommt.

Aus dem untrüglichen und von den Ahnen wie von der Geburtslandschaft überkommenen wachen Bewußtsein des oberrheinischen Grenzdeutschen heraus und aus der jahrhundertealten Kontinuität der gefährdeten Grenzlage kam ihm sein klarer Blick für die Verworrenheiten des in theologisch-partikularistischem Zank und gegenreformatorischen Umtrieben versunkenen 16. Jahrhunderts und zugleich seine Fähigkeit gegenständlicher Gestaltung ohne jede Abstraktion, die er wohl auch altem alemannischem Blutserbe verdankt. Darum ist Isemanns Buch mehr und etwas ganz anderes als nur ein „historischer Roman" schlechthin, weil er jenseits allen „historischen Bewußtseins" den ewigen Blutstrom deutscher Geschichte in uns aufrauschen läßt.

Wenn der Hünenburgverlag, Straßburg, der übrigens unter Leitung von Dr. Friedrich Spieser die „Straßburger Monatshefte" als die führende Zeitschrift für das deutsche Volkstum am Oberrhein herausgibt, vom gleichen Verfasser kurz darauf einen zweiten Roman veröffentlichen konnte, so zeugt das von der erstaunlichen geistigen Fruchtbarkeit des Elsaß mitten im Kriege, zugleich aber auch von der reichen künstlerischen Vielfalt des bisher den meisten nur als Lyriker bekannten Bernd Isemann. Das neue Buch *„Die Ameisenstadt"* nennt sich im Untertitel „ein Tier-Roman" und liegt also scheinbar sehr weitab von seiner großen geschichtlichen Erzählung, und doch erkennt man bei genauerem Zusehen in der Art der Darstellung die gemeinsamen Grundzüge: derselbe Dichter, der dort durch liebevollste Versenkung in Akten und Dokumente der Vergangenheit lebendig redende, handelnde und fühlende Menschen, ja die ganze bunte Welt des 16. Jahrhunderts neu erschuf, der hat hier — wie etwa Albrecht Dürer in seinen Tier- und Pflanzenstücken — unter genauer Beachtung der Ergebnisse wissenschaftlicher und eigener Naturbeobachtung die Welt der Ameise in die Welt des menschlichen Fühlens und Verstehens transponiert, ja — ohne je in die altgewohnte und bequeme Manier einer geistreichen und allegorisierenden Vermenschlichung abzugleiten — das Leben zweier verschiedengearteter Ameisenvölker gleichsam zu einem geschichtlichen Ablauf zu dramatisieren und in einem Dutzend Hauptakteuren Gestalt werden zu lassen verstanden. So vermag, wenn sie von echtem dichterischem Atem angehaucht wird, auch das kleinste Stück lebendiger Natur als Sinnbild und Entsprechung im menschlichen Kosmos erkannt und gedeutet zu werden. Ein neuer, kühner und gelungener Versuch zur Vertiefung der echt germanischen Kunstgattung des Tier-Romans.

Bernd Isemann gehörte einst zu dem Kreis elsässischer Jugend um den Künstler und kulturpolitischen Kämpfer Friedrich Lienhard, der als Grenzlanddeutscher zu Beginn unseres Jahrhunderts einer neuen, von verstädtertem Literatentum und ödem Materialismus befreiten

Digitized by Google

deutschen Kultur den Weg bereitete durch sein vielseitiges Schaffen als Lyriker, Dramatiker, Erzähler und Journalist und nicht zuletzt durch seine Wander- und Landschaftsbücher und seine streitbare Schrift gegen die — damals eine undeutsche Oberflächenkultur versinnbildlichende — „Vorherrschaft Berlins". Uns hat 1935 schon Hellmuth Langenbucher eine ehrlich prüfende und dankbar anerkennende Arbeit über Friedrich Lienhards Anteil am Kampf um die deutsche Erneuerung geschenkt. Nun hat ein engerer Landsmann des bedeutenden Elsässers in einer Art Bekenntnisschrift seinem verehrten Freund und Meister ein Denkmal gesetzt: Ernst Barthel schrieb über „Friedrich Lienhard — die Künstlerseele aus dem deutschen Elsaß" (Alsatia-verlag, Kolmar). In seinem weniger von abwägender und vergleichender Kritik als von liebevoller Begeisterung getragenen Buche gibt er dem deutschen Leser von heute dankenswerte Hinweise und Anregungen, das gesamte Werk und die vielschichtige Persönlichkeit Lienhards als eine lebendige Kraft deutschen Wesens zu erkennen und in sich aufzunehmen. Was Barthel dabei vielleicht dem Künstler Lienhard zuviel zollt an Beachtung und Bedeutsamkeit für unsere Gegenwart, das entzieht er leider dem kulturpolitischen Kämpfer, der uns heute in vielen Dingen so nahesteht. Ein kritischer Leser des gedankenvollen Buches wird jedoch daraus vieles in einem neuen Zusammenhange sehen und verstehen lernen.

Dem Erlebnis des vorigen Weltkrieges verdankt die schöne Erzählung *„Julie Gorgas"* von Gerhard Scholtz (Rütten & Löning-Verlag, Potsdam 1942) ihre Entstehung, die sich etwas irreführend „eine zeitlose Geschichte" nennt. Denn es ist die Geschichte der Liebe eines jungen deutschen Artillerieleutnants, der mit seiner Batterie im Sommer und Herbst 1918 auf dem Gehöft des alten Herrn Gorgas und seiner Tochter Julie in der Nähe der deutsch-französischen Grenze im Quartier liegt und dann als Soldat die harte Pflicht der Sprengung und Vernichtung des alten Ahnensitzes elsaßdeutschen Bauerntums zur Sicherung des deutschen November-Rückzuges befehlen und durchführen muß. Vor so schwerer Aufgabe gegenüber dem ehrwürdigen Besitzer und der liebenden und geliebten Julie erschließen sich dem jungen und ritterlichen Deutschen — der übrigens vom Erzähler in eine prachtvolle und echte Frontkameradschaft mit seinen Batterieangehörigen hineingestellt wird — die quälenden und von jeder Zeit neu aufgerissenen — darum aber doch nicht zeitlosen! — Fragen und Konflikte des westlichen und besonders elsässischen Grenzdeutschen, die wohl nur durch die kluge, taktvolle und ritterliche Haltung jedes einzelnen Deutschen gelöst werden können, der in dieses Land kommt. „So müßten sie alle sein, gerade, tapfer, wie er war, schlicht im Wesen und aufgetan für die Dinge des breiten Lebens" — so heißt es einmal von dem früheren Kommandeur des alten Gorgas, der seine Soldatenzeit einst im „Haeseler-Regiment" abgedient hatte. —

Die in Ichform wie aus persönlichen Tagebuchaufzeichnungen heraus mit großem seelischem Einfühlungsvermögen und in einem gehaltenen und zuchtvollen Deutsch geschriebene Erzählung ist also wirklich mehr als nur „eine zeitlose Geschichte"; sie ist ein liebevoller Deutungsversuch elsaßdeutschen Wesens, wie man ihn dem reichsdeutschen Leser zur besinnlichen Lektüre schon lange einmal gehofft hatte empfehlen zu können.

Wenn der Herausgeber des ersten Bändchens *„Antlitz und Sprache"* der im Verlag Hans Pfleger, Metz, erscheinenden „Schriftenreihe des Kulturwerkes Westmark, Aranz Fahnemann, ihm den Untertitel einer „Auswahl aus dem Schrifttum der Westmark" hinzufügt, so hat er in diese Landschaft scheinbar das Elsaß nicht mit eingeschlossen; denn von den 28 Autoren, die sämtlich außer Gedichten nur in sich abgeschlossene kleine Prosastücke erzählenden oder beschreibenden Inhalts beisteuerten, sind die meisten Lothringer und die übrigen Saarländer und Pfälzer. Von ihnen sind mit Namen und Werk dem reichsdeutschen Leser schon länger bekannt Lina Staab, Johannes Kirschwang, Roland Betsch und E. M. Mungenast, denen wir die von R. Schneider-Baumbauer und Rolf Werbelow achtungsvoll hinzufügen müssen; ihrem nachgelassenen Werk — beide starben inzwischen allzufrüh für Deutschland den Soldatentod — möge die verdiente Beachtung geschenkt

Digitized by Google

werden. — Ein kurzes Nachwort liefert Quellenangaben und Hinweise auf Art und Titel anderer Werke der hier zu Worte gekommenen Autoren. Das schöne und charaktervolle Auswahlbändchen zeigt im übrigen klare, sensible und formal sehr kultivierte Züge im Antlitz des jungen westmärkisch-lothringischen Schrifttums, das die Sprache des Reiches, aber auch die einer großen landschaftlichen Tradition spricht, in deren Chor wir leider nur die frische und ursprüngliche Stimme der reichen alemannischen Volks- und Mundartdichtung dieses Raumes vermissen.

Fritz Peuckert.

Neues Runenschrifttum

Wer sich in die wissenschaftliche Runenforschung einarbeiten will, muß nach einer umfassenden Denkmälerkunde trachten. Sie schützt vor manchem Fehlschluß. Als ich im Sommer 1929 im Britischen Museum zu London vor dem aus der Themse gehobenen Skramasachs mit der wichtigen Futharkinschrift stand, begriff ich nicht, wie man dieses unverkennbare Kurzschwert je als „Themsemesser" hat bezeichnen können. Den Anlaß dazu haben wohl die Abzeichnungen gegeben. Da es nur wenigen Forschern vergönnt ist, an alle Runendenkmäler heranzukommen, sind Zeichnungen als Ersatz natürlich unentbehrlich. Zuverlässiger als selbst die sorgfältigsten Abzeichnungen sind Lichtbildaufnahmen; denn das Lichtbild „lügt nicht". Aber auch da kann man arge Enttäuschungen erleben. Manches Denkmal sträubt sich infolge seiner Beschaffenheit gegen solche Aufnahmen. So war es denn seit langem ein heißer Wunsch aller deutschen Runenforscher, einen mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit erstellten Runenatlas in die Hand zu bekommen. 1939 ist dieser Wunsch endlich erfüllt worden. Das Reichs- und Preußische Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, die Deutsche Forschungsgemeinschaft und das Archäologische Institut des Deutschen Reiches haben durch Beihilfen und Druckkostenzuschüsse die Herstellung dieses naturgemäß kostspieligen Werkes ermöglicht. Im Verlage von Otto Harrassowitz zu Leipzig sind 1939 *„Die einheimischen Runendenkmäler des Festlandes"* (XVI, 519 S., Lex. 8°, mit 44 Tafeln und 1 Karte, 48 RM.) erschienen. Mit der Herausgabe sind betraut worden der Leiter des Instituts für Vor- und Frühgeschichte an der Universität München Prof. Dr. Hans Zeiß und der Leiter des Instituts für Runenforschung der Universität Gießen Dr. Helmut Arntz. Die Zusammenarbeit eines Denkmalforschers und eines Runenkundlers ist durch die besonderen Verhältnisse des Runenwesens bedingt worden. Bei der Zeitbestimmung der Denkmäler z. B. sowie bei der Echtheitsfrage ist das Urteil des Altertumskundlers oft unentbehrlich. Der Band behandelt 43 Denkmäler: 7 ostgermanische, 28 deutsche und 9 friesische. Als Beispiel für die Vielseitigkeit der Bearbeitung jedes Denkmals sei aus dem Forschungsteil A die Lanzenspitze von Dahmsdorf (Nr. 1) im Museum zu Müncheberg gewählt. Unter I ist das einschlägige Schrifttum verzeichnet, unter II die Grundlage, unter III der Fundort und das Grabinventar, unter IV die Stammeszugehörigkeit, unter V der Typus, unter VI die Datierung, unter VII die Fundgeschichte, unter VIII die Echtheit, unter IX die Lesung und unter X die Deutung behandelt. Die Gesamtdarstellung allein dieser Nr. 1 umfaßt 18 Seiten. Dem Forschungsteil A folgt ein zusammenfassender Teil B, ein Register und ein Tafelanhang nebst Fundkarte. Es sei besonders auf den Abschnitt f (S. 505) des Registers mit dem Formenverzeichnis der sämtlichen Runen verwiesen, das für manchen Runenfreund sehr lehrreich sein dürfte. Die Abbildungen sind mit allen neuzeitlichen Hilfsmitteln aufgenommen und im Bedarfsfalle noch infrarote Platten zu Hilfe genommen worden, um sperrigen Denkmälern auch das Letzte zu entlocken. Das alles beleuchtet die hingebende Sorgfalt, die die Herausgeber aufgewendet haben, um ein mustergültiges Werk zu schaffen. Das ist ihnen denn auch voll gelungen. Sie haben damit der Runenforschung ein verläßliches und maßgebendes Rüstzeug geliefert.

In einem Falle ist der Inhalt inzwischen überholt worden. Auf S. 25 ist angegeben worden, man wisse nicht, was aus der Lanzenspitze von Kowel geworden sei; vielleicht sei sie nach Amerika verkauft worden. Unter dem 8. 1. 1940

Digitized by Google

wurde ich vom „Ahnenerbe" zu Berlin gebeten, eine in Warschau aufgefundene Lanzenspitze mit einer Runeninschrift zu prüfen. Zu meinem Erstaunen und mit tiefer Bewegung erkannte ich in dem mir vorgelegten Stück die so lange verschollene Speerspitze von Kowel. Wie mir im Sommer 1943 vom „Ahnenerbe" mitgeteilt wurde, hatte bereits der Auffinder des kostbaren Denkmals, Prof. Dr. Paulsen, sein Wesen erkannt.

Die Förderung des Werkes durch öffentliche Mittel und seine Eigenart hätten bedingen sollen, daß sein Inhalt rein sachlich gehalten wurde. Aber restlos ist es Arntz nicht gelungen, seinen Hang zu abschätzigen Urteilen zu beherrschen. Das ist bedauerlich bei einem Buch, das auf ein Menschenalter wenigstens berechnet ist.

Um die Fachgelehrten über runische Neufunde sachgemäß und mit der erforderlichen Bebilderung zu unterrichten, sowie um alle Neuerscheinungen an Büchern und Aufsätzen über Runisches durch die Mithilfe breiterer Kreise zum Ausbau seiner *„Bibliographie der Runenkunde"* (Otto Harrassowitz, Leipzig 1937, 24 RM.) zu gewinnen, hat Arntz 1939 ein Jahresheft gegründet. Nr. 1 ist unter dem Titel *„Berichte zur Runenforschung"* (Otto Harrassowitz, Leipzig, 3 RM.) erschienen. Das Heft enthält einen Bericht von H. Arntz über das „Steinchen von Zierchow" (Pommern, Kr. Schlawe), das vier Runen aufweist und vermutlich als Schütznis getragen worden ist; 13 Abbildungen sind beigegeben. Aus einem weiteren Aufsatz von Arthur Nordén zu Stockholm „Die Frage nach dem Ursprung der Runen im Lichte der Val-Camonica-Funde" geht hervor, daß die nordländischen Gelehrten den Mutmaßungen deutscher Runenkundler, es sei wenigstens ein Teil der Schriftrunen aus vorrunischen Zeichen ableitbar, abwartend oder ablehnend gegenüberstehen. Im Heft 2/3, das des Krieges wegen 1941 als Doppelheft erschienen ist, begründet Nordén seine Stellungnahme ausführlicher und handelt besonders von den Inschriften von Himmelstadlund und Karstadt. Dieses Heft trägt den kürzeren Titel *„Runenberichte"* und enthält 15 Tafeln. Sehr beachtlich sind darin 1. der Aufsatz von G. Baesecke zu Halle a/S. über das „Abecedarium Nordmannicum", das er nicht als „magisch" beeinflußt, sondern als ein Merkgedicht grammatischer Art ansieht, sowie über die Hrabanischen Runenalphabete, 2. der Beitrag von Hans Jaenichen „Zum Ogom" und 3. der von Boeles „Zu den friesischen Runendenkmälern". In Heft 4/1942 ist u. a. ein Aufsatz von A. Hofe über vier Runenkalender des Waisenhauses zu Halle enthalten.

Der Berliner Germanist Prof. Dr. Gustav Neckel hatte 1909 und 1929 die deutsche Runenforschung stark belebt und daneben in vielen Zeitschriften und Zeitungen dem runischen Wissenshunger breiterer Kreise gesunde Nahrung geboten. Aus Anlaß seines 60. Geburtstages gab Kurt Helmig Schlottig eine Festschrift heraus: *„Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft"* (Otto Harrassowitz, Leipzig 1938, 192 S., 14 RM.). Sie gibt einen Einblick in den Stand der Forschung und ist auch für Runenfreunde weiterer Kreise zu empfehlen. Aus dem reichen Inhalt seien die folgenden Aufsätze erwähnt. Der Isländer Alexander Johannesson („Einige Bemerkungen zur Runenforschung") weist auf die Unsicherheit vieler Deutungen von Inschriften in den älteren Runen hin und zeigt sie z. B. an einigen Deutungen Wolfgang Krauses auf. G. van Langenhove zu Gent („Allgemeines zur Runenlehre") ist gleichfalls enttäuscht darüber, daß die Ergebnisse einer hundertjährigen Forschungsarbeit nicht im richtigen Verhältnis zu der aufgewandten Mühe stehen; aber er hofft, auf sprachlichem Wege dem ursprünglichen Futhark der gemeingermanischen Zeit näherkommen zu können. Wir kennen ja die Runennamen nur aus einer Zeit, da die alte Einheit der Sprache sich schon in Einzelsprachen aufgespalten hatte. Er folgert, daß die ursprüngliche Runenreihe rein religiösen Wesens gewesen sei und den Eingeweihten den gemeingermanischen Glauben vergegenwärtigt habe; die Runenmeister seien die Würdenträger eines Geheimkultes gewesen. Helmut Arntz („Wilhelm Grimm und die deutschen Runen") würdigt angemessen die Bedeutung des Begründers der deutschen Runenforschung und macht so den knappen und oberflächlichen Satz wieder gut, mit dem

Digitized by Google

er ihn in seinem Erstlingswerk abgetan hatte. Wolfgang Krause zu Göttingen („Die Runen als Begriffszeichen") legt dar, daß zum mindesten 6 von den 24 alten Buchstaben am sichersten als Begriffszeichen angesprochen werden können; sie tragen Namen, deren Inhalt von vornherein eine besonders häufige Verwendung im altgermanischen Lebensraum und Lebensgefühl nahelegt. Hans Kuhn zu Köln („Das Zeugnis der Sprache über Alter und Ursprung der Runenschrift") zeigt, daß unter den Fachwörtern der Runenschrift kein einziges Lehnwort aus einer fremden Sprache ist; das „zeugt dagegen, daß die Germanen ein fremdes Schriftwesen mit Haut und Haar übernommen haben". K. H. Schlottig („Sind die Ehu-Brakteaten undeutbar?") macht einen Deutungsvorschlag zu einem Teil der von Kriegern als Schützinsse getragenen Edelmetallscheibchen. Fr. von der Leyen zu München („Zur Überlieferung des Abecedarium Nordmannicum") sieht in dem Schriftdenkmal einen Beleg für den Glauben aller Germanen der ausgehenden Heidenzeit an die zauberische Kraft der Runenzeichen und Runennamen. Edmund Weber zu Spandau („Ein alemannischer Runenbrief?") zeigt, daß dem schon so gründlich ausgeschöpften Schrifttum der alten Südländer doch wohl noch ein Zeugnis für das Briefschreiben in Runen bei den Alemannen des 4. Jahrhunderts abgewonnen werden kann.

Das 19. Jahrhundert hindurch und zu Anfang des 20. sah man in den Runen Buchstaben einer Alltagsschrift. Aber dann zeigte der Norweger M. Olsen, daß die Runen eine dem Übersinnlichen zugewandte Seite gehabt haben müßten, denn die Runen des Kylversteines befanden sich im Innern des Grabes und waren somit nicht für Lebende bestimmt. Immer deutlicher trat darauf in Erscheinung, daß die Runen in den Nordlanden als Kraftträger zur Beeinflussung der Umwelt empfunden worden sind. Das Schrifttum über Runenmagie schwoll immer mehr an. Jetzt scheint das Pendel wieder zurückschwingen zu wollen. Darauf deutet das Buch von Sigurd Sierke zu Königsberg (Pr.) *„Kannten die vorchristlichen Germanen Runenzauber?"* (Ost-Europa-Verlag Königsberg i/Pr. 1939, kart. 6 RM., 127 S.). Man stutzt zunächst über die Frageform des Titels. Beim Lesen wird man inne, daß sie die Bedingtheit der zur Zeit herrschenden Lehrmeinung aufzeigen soll. Denn Sierke erkennt zwar an, daß die Runen auch zu magischen Zwecken gedient haben; aber er geht gegen zu weit getriebene Verallgemeinerung dieser Erkenntnis an: „So wichtig diese Betrachtungsweise für das Verständnis der Runen ist, so darf doch nicht übersehen werden, welche Gefahren darin liegen, auf einem Gebiet, wo wir infolge der Lückenhaftigkeit des Untersuchungsstoffes allzuoft vor Rätseln stehen, wo das Einmalige eine große Rolle spielt, nur in diesen Gedankengängen Erklärung zu suchen und zu finden. Daher kann hier nicht genug gewarnt werden vor der Vorstellung, die sich allzuhäufig im Schrifttum findet: was wir nicht erklären können, ist offenbar magisch. Magie darf nicht die Sammelentschuldigung für unser Nichtverstehen werden." So rechnet denn Sierke zur Magie nur, was so erklärt werden muß. Er stellt fest, daß zwei Drittel aller Grabinschriften Gedenksteine sind: nur 9 (10) von 43 Grabsteinen wenden sich gegen Grabräuber und Wiedergänger. Wesentlich ist, daß er die Fundumstände nachgeprüft und ermittelt hat, daß sie nur zu einem Teil einwandfrei bekannt sind. Er sieht in der Lage eines Steines im Grabe noch keinen zwingenden Grund, seine Inschrift magisch zu fassen. Was Sierkes Buch von seinen Vorgängern weiter unterscheidet, ist die Einteilung nach dem Werkstoff. Der Verfasser ist dabei zu Folgerungen gelangt, die die sinnige Allbetrachtung unserer vorchristlichen Ahnen auch von der Runenseite her neu zu belichten vermögen. Er sagt S. 123: „Bestimmte Arten von Zauber sind anscheinend an bestimmte Werkstoffe gebunden. Daß Grabzauber an den Grabstein, Amulettzauber an Schmuckanhänger und Schmuckstück gebunden sind, ist verhältnismäßig naheliegend. Neuartig aber ist die Feststellung, daß Fruchtbarkeits- und Liebeszauber den Werkstoff Knochen und Bein bevorzugen, eine Tatsache, die wiederum ein besonders enges Band zwischen Liebes- und Fruchtbarkeitszauber knüpft. Neben diesem animalischen Fruchtbarkeitszauber steht der Wetterzauber auf Stein, der einen guten Jahresablauf bezweckt. Wie

Digitized by Google

sinnvoll ist es, daß der animalische Fruchtbarkeitszauber sich eines animalischen Werkstoffes bedient, der Wetterzauber aber, der die Fruchtbarkeit der Erde fördern soll, seinen Werkstoff, den Stein, aus der Erde nimmt!" Sierke urteilt am Schluß seiner Schrift S. 123: „Der Germane, der sich nicht untätig und fatalistisch den Zufällen des Schicksals überliefern wollte, suchte es selbst zu meistern, indem er Zauber anwandte. Aber er weiß auch, daß der Zauber, wenn er echt und gut bleiben soll, nicht schrankenlos zu rein persönlichen Zwekken mißbraucht werden darf, daß er insbesondere nicht gegen den friedlichen Mitmenschen und die Gemeinschaft gerichtet sein darf. Das ist der große Unterschied zu der „Zauberei" des Mittelalters, mit der dieser urtümliche Zauber nichts gemein hat."

Aus Sierkes Worten in seiner Einleitung und im Schlusse weht den Leser der Geist abstandsbewußter Ehrfurcht vor den alten Ahnen an, deren Blut doch noch zu einem Teil in unseren Adern pulst. Wir hoffen, daß dieser Geist einmal in allen unseren Hochschullehrern lebendig wird. Sierke ist denn auch der erste deutsche Runenforscher, so weit ich sehe, der die verhängnisvolle Rolle gekennzeichnet hat, die der Jude S. Feist im Runenschrifttum gespielt hat. Er schreibt S. 108, Anm. 28, über Feist: „Nach dem Grundsatz: *ex oriente lux* wurde von ihm dem germanischen Menschen ein natürlicher Ausdruck des Selbstbewußtseins abgesprochen." In der Tat hat Feist es immer wieder darauf abgesehen, das aufkeimende germanisch-deutsche Selbstgefühl zu ersticken. 1929 behauptete er, die Germanen hätten die Runen — zugleich mit der Sprache! — von einem Zweige des Illyro-Venetischen zur Zeit der Herrschaft dieses indogermanischen Volkes in Osteuropa übernommen. Im November 1925 schrieb er im Zentralorgan der Juden in Deutschland unter dem Titel: „Vom Germanen zum Deutschen": „Sind die heutigen Deutschen also in geistiger Hinsicht ... noch als Germanen anzusehen? Das wird keiner behaupten wollen." 1919 hatte er die erste Zeile der großen Nordendorfer Spange *loga thore* nach hebräischer Art rückwärts gelesen, dabei *ero tha gol* herausbekommen und gedeutet: ‚Erde da besang.' Ich habe diese geistreichelnde Spielerei nie für mehr als eine Art jüdischen Börsenwitzes der Runengeschichte gehalten. Feist hat ihn seinen arischen Mitforschern mundgerecht gemacht mit der Bemerkung: „Rückläufige Schreibung ist in Zauberinschriften nicht selten anzutreffen." Damit und mit dem Zauberwort „magisch" hat er seine Zeitgenossen geblufft und innerlich wohl über ihre Harmlosigkeit gelacht. Erst Hermann Güntert hat 1934 diese Lesung und Deutung abgelehnt mit dem Bemerken: „aber das verwehrt doch die Richtung der Buchstaben." Arntz hat 1939 gleichfalls Feist abgelehnt mit dem Satz: „Wir kennen keinen einzigen Fall, wo mit Sicherheit gegen die Runenrichtung zu lesen wäre; Wenderunen bleiben immer Ausnahme." Eben dieser Feist ist es nun gewesen, der 1919 geschrieben hat: „Zwar gibt es noch Phantasten wie Ludwig Wilser und R. von Lichtenberg, welche die Runenschrift in die urarische oder (was für sie das gleiche bedeutet) urgermanische Zeit zurückverlegen wollen ... Die germanische Runenschrift stammt vielmehr, worin ausnahmslos alle ernst zu nehmenden Gelehrten übereinstimmen, aus einem oder mehreren der südeuropäischen Alphabete." Feist hat also die Ausdrücke „Phantast" und „ernst zu nehmende Gelehrte" in das Runenschrifttum eingeführt. Sie tragen somit jüdischen Geruch an sich.

Die Frage nach dem Ursprung und dem Alter der Runenschrift ist so alt wie die Runenforschung selbst. Jedes Menschenalter hat sie mit seinen Erkenntnismitteln zu beantworten gesucht. 1934 brachte Prof. Dr. G. Baesecke zu Halle a/S. die Schöpfung der Runenschrift mit dem Kimbernzug in Beziehung. Seine Annahme wandelten Prof. Dr. Franz Altheim zu Halle a/S. und Erika Trautmann 1939 dahin ab, die Verbindung von vorrunischen Sinnbildern und Schriftzeichen, wie sie in der Val Camonica in den Alpen vorhanden ist, habe von 102 auf 101 v. Zw. den entscheidenden Anstoß „für die Übernahme eines norditalischen Alphabets durch die Kimbern" gegeben. Unter den seit 1928 sich folgenden Entlehnungslehren erscheint gewiß die Kimbernmutmaßung

Digitized by Google

als die wahrscheinlichste. Aber es sei erwähnt, daß noch 1936 der Runengelehrte Kapteyn eine Zurückführung der Runen bis in die ältere Eisenzeit oder gar bis in die letzte Bronzezeit in Aussicht gestellt hat und neuerdings Prof. Dr. Wilhelm Hauer zu Tübingen einen westindogermanischen Ursprung der Runenschrift vertritt. Gegen Altheim ist eingewendet worden, die Kimbern hätten schwerlich in dem „entscheidungsschwangeren Halbjahr von 102 auf 101 Zeit und Muße" gehabt, das Futhark zu schaffen. Gegen diese und andere Einwände haben die Verfasser ein Heft *„Kimbern und Runen"* (Ahnenerbe-Stiftung-Verlag, Berlin-Dahlem, 65 S., 29 Abbildungen, 1 Karte, 3,50 RM.) verfaßt. Es enthält im ersten Abschnitt „Die Elchrune", im zweiten „Die Felsinschriften von den Würmlacher Wiesen", im dritten „Losorakel" und im vierten „Runen auf Lanzenspitzen". Im ersten weisen die Verfasser nach, daß das Zeichen für z im gemeingermanischen Futhark, das Baesecke als „Elchrune" angesprochen hat, als unzweifelhaft heiliges Zeichen in einer bronzezeitlichen Felsritzung in Östergötland und ebenso in der Val Camonica vorhanden ist. Das ist hochbedeutsam, denn dadurch ist ein weiterer Buchstabe der Runenreihe als ursprünglich vorrunisches Sinnzeichen ermittelt. Dankenswert ist die Wiedergabe von vier Kerbhölzchen von der Kelchalpe bei Kitzbühel. Sie vermitteln eine Anschauung von den „Losen", die die Germanen bei der Schicksalsbefragung laut Tacitus benützt haben. Sie stammen von „fruchttragenden" Bäumen: Fichte, Tanne, Haselnuß und Vogelbeere. Altheim hält die Hölzchen für rätischen Ursprungs und möchte sie dem zweiten Jahrhundert v. Zw. zuweisen. Daß den Germanen das norditalische Alphabet durch Händler oder schreibkundige Sklaven auf dem Wege über den Handel Schritt für Schritt zugekommen sei und sie sich das übernommene geistige Fremdgut eingeschmolzen hätten, lehnen die Verfasser ab; sie halten nichts von diesem „mechanischen Entwicklungsgedanken". Man kann ihnen darin beipflichten. Noch immer haben Männer die Geschichte gemacht. Das gilt meines Erachtens auch für die Kulturgeschichte und damit für die Schrift. Die Wanderung der Kimbern und Teutonen nach dem Süden geschah ja nicht in einem durchgehenden Treck. Zwischen den einzelnen Abschnitten machten sie für längere oder kürzere Zeit Halt. So hatten sie Zeit und Muße, die neue Umwelt zu beobachten. Sie kamen dabei mehrfach mit Stämmen in Berührung, die eine Schrift besaßen: mit den keltischen Bojern, den Skordiskern und mit den Römern; sie gingen überdies mit keltischen Stämmen Bündnisse ein, die einen Kulturaustausch begünstigten. Die Verfasser meinen nun, daß es merkwürdig sei, daß die Germanen gerade das bereits im Rückzuge vor dem lateinischen Abc befindliche Alphabet der Alpengebiete übernahmen, und folgern, es sei von den aus dem Norden gekommenen Stämmen bevorzugt worden, weil es nicht nur mit lateinischen Buchstaben, sondern auch mit einer Reihe von Sinnbildzeichen durchsetzt war; die ihnen von der Heimat her vertrauten „vorrunischen Sinnbildzeichen" hätten bei ihrer Entscheidung mitgesprochen. „Hier sprach sie eine uralte Verwandtschaft an, und so zogen sie das als solches bereits dekomponierte norditalische Alphabet dem lateinischen und griechischen vor." Hier ist folgendes zu bedenken: Es hat sich ergeben, daß mindestens ein Viertel des Futharks von vorrunischen Sinnzeichen hergeleitet werden kann. Das gilt auch von der n-Rune, die zwanglos aus dem + durch Schräglegung des Querstrichs zu gewinnen ist. Durch die „Elchrune" ist ein weiteres Glied in dieser Kette gewonnen. Wir tun daher gut, die weiteren Forschungsergebnisse abzuwarten. Falls die Kimbern wirklich noch keine Schriftzeichen besaßen, als sie mit der Südwelt in Berührung kamen, so trifft für sie zu, was W. C. Grimm ahnungsvoll geschrieben hat: „Es wäre unbegreiflich, daß die Deutschen bei der frühen und häufigen Berührung mit den Römern ein ohne Zweifel sogleich bemerktes Bildungsmittel sich nicht zugeeignet hätten." Die Herzöge der Kimbern, Teutonen und Ambronen waren geistig hochstehende Männer. War ihnen wirklich die Kunst, Briefe zu schreiben, neu, so mußten sie den hohen Wert einer solchen Fertigkeit rasch erfassen. Da sie nicht dauernd beieinander sein konnten, aber ein ständiger Nachrichtendienst zwischen ihnen drin-

Digitized by Google

gend geboten war, so sind gewiß Boten hin- und hergegangen. Daß unter Umständen eine schriftliche Botschaft einer mündlichen vorzuziehen war, diese Erkenntnis darf man ihnen zutrauen. So liegt es nahe, anzunehmen, daß sie die Möglichkeit eines Briefaustausches mit den geistigen Führern ihrer Stämme erörtert haben. Die Lösung der vom Zwang der Verhältnisse gestellten Aufgabe bot sich dar in dem Umstande, daß die beim Loswurf verwandte Reihe der heiligen Marken zum ganz überwiegenden Teil auch als Anlautzeichen verwendet wurde, um Stabreime zu finden. Das Futhark entsprach ja auch dem germanischen Lautstand viel besser als irgendeine fremdvölkische Buchstabenreihe. Sieht man die Dinge von diesem Blickpunkt an, so fällt jeder Zwang fort, die norditalischen Alphabete zu bemühen. So hoch ich auch Baeseckes und Altheims Scharfsinn und Fachkenntnisse achte und schätze, so halte ich es doch bis zur überzeugenden Belehrung vom Gegenteil mit Ludwig Wilser und Gustav Neckel, die die Boden- und Eigenständigkeit der Runenschrift aus guten Gründen vertreten haben. Albert Kiekebusch hat 1935 geurteilt, daß der Einfluß der Römer auf die Kultur der freien Germanen nicht überschätzt werden dürfe: „Im Kunsthandwerk aber wahrten sie stets ihre Eigenart, bildeten fremde Vorbilder nach eigenem Geschmack um und erwiesen sich gerade dadurch als wahre Meister sowohl in der Herstellung metallischer wie keramischer Erzeugnisse." Hans Kuhn hat aus den rein germanischen Fachwörtern der Runenschrift, wie oben vermerkt worden ist, erschlossen, daß die Germanen nicht ein fremdes Schriftwesen mit Haut und Haar übernommen haben können. Im Futhark sind, wenn die „Elchrune" auf die „Alben" geht, vier altgermanische Gottheiten vertreten. Mit Karl Weule (1915) anzunehmen, die Kimbern hätten wie ein afrikanischer Negerstamm die neuen, von Rom und Hellas gekommenen Zeichen für wirksamer als ihre alten Marken gehalten, ist mir unmöglich. So kann ich mich denn Altheims Folgerung nicht anschließen. Aber zum Schluß sei noch auf die meisterhafte Darstellung Altheims über die Ereignisse nach der Niederlage der Teutonen und der Kimbern hingewiesen: die Schlachten hatten bei diesen Stämmen den Sinn und die Weihe eines Gottesurteils. Die Frauen brachten ihre Kinder und sich durch Erhängen oder Erwürgen dem Gotte zum Opfer, der ihnen den Sieg versagt hatte.

Edmund Weber.

Die deutsche Glocke

Volksbuch der deutschen Heimat. Gauverlag Bayreuth, 1943. Pr. RM. 3,50.

Das Kalenderbuch mit seinen unterhaltenden und erbaulichen Geschichten und einfachen, einprägsamen Bildern ist den meisten Menschen von heute wenig mehr als eine schwache Kindheitserinnerung. Das sagt nichts gegen seinen Wert für unsere Zeit, denn seine Stelle wird nur zu oft von einem Schrifttum eingenommen, dessen Daseinsberechtigung nicht einzusehen ist. *„Die deutsche Glocke"*, im Untertitel mit Recht „Volksbuch der deutschen Heimat" genannt, kann nach Inhalt und Form ein guter Nachfolger des alten Volkskalenders genannt werden, ja es ist vielfach besser. Rührseliges und allzu handgreiflich Pädagogisches fehlt ganz. Die Verfasser der zahlreichen Beiträge sind Träger bekannter Namen oder entsprechen immerhin der Verpflichtung, die in der Nachbarschaft zu ihnen liegt. Altbekanntes aus dem Schatz der deutschen Dichtung und gute Proben aus dem jüngeren und zeitgenössischen Schrifttum, darunter der geistige Niederschlag des gegenwärtigen Krieges, das alles bildet in diesem reich bebilderten Bande eine geistige Marschverpflegung, die nicht nur Gehalt besitzt, sondern auch immer von neuem genossen werden kann.

Dr. Heinz Oeppert.

Unsern Kindern zur Freude

Schon zu den Allerkleinsten, die mit Bilderbüchern noch nichts anzufangen wissen, spricht das Kinderlied, und es hat seinen guten Sinn, daß es durch die Mütterschulungskurse den jungen Müttern wieder nahegebracht wird. So kann es auch nicht verwundern, daß trotz der kriegsbedingten großen Sparsamkeit immer noch Sammlungen von Kinderliedern erscheinen. Der Bärenreiter-Verlag bringt gleich drei solche Sammlungen neu her-

Digitized by Google

aus, und wenn man einmal nach dem Kriege wieder frei wird wählen können, wird jede von ihnen eine besondere Aufgabe zu erfüllen haben. Heute muß freilich oft eine für die andere stehen.

„Heia sauso", Kinderlieder und Reime (1.20 RM.) wird dem Durchschnitt der Mütter wohl am angemessensten sein. Das Büchlein ist mit farbigen Zeichnungen ausgestattet, die Lieder sind dem täglichen Gebrauch angepaßt und nicht gar zu kurz, dafür nicht so zahlreich. Es sind meist Reime und Lieder, die die Mutter kennt und oft vielleicht dann nicht allein zusammenbringt. Ganz anders *„Die goldene Brücke"* (Bärenreiter-Ausgabe 375, 1.35 RM.), die 130 Lieder und Spiele enthält, oft mehrere Fassungen in landschaftlich bedingten Variationen und dem interessierten Leser mancherlei Stoff liefert. Die kleinen Randzeichnungen, die Vielfalt und die Sorgfalt der Auswahl wird aber auch diesem Büchlein manche Mutter zum Freunde machen, und vielleicht noch mehr die Frauen, die für Kindergärten und Tagesstätten nach passenden Spielen und Liedern suchen. Ein bißchen schade ist es, daß häufig nur eine Strophe gebracht wird, wo es mehrere gibt, denn Kindern sind lange Lieder gerade recht, besonders wenn die Handlung im Bänkelsängerstil ausgesponnen wird. Die dritte Sammlung *„Mutter Sonne"*, neue Kinderlieder von Walter Pudelko (1.20 RM.) wird mehr die 5—9jährigen ansprechen, die aber um so mehr, denn hier ist das Leben des Kindes und das Leben in der Natur in wirklich kindgemäße Lieder gefaßt, dazwischen Necklieder, alles leicht faßlich, oft den Kindern ohnehin bekannt, daß es sicherlich viele Freunde finden wird.

Im Verlag Rütten & Loening, Potsdam, sind eine Anzahl neuer Kinderbilderbücher herausgekommen — im Struwwelpeter-Originalverlag — für Kinder, die über das Struwwelpeteralter hinaus sind. Da sind zunächst zwei Prosa-Bilderbücher zu nennen, herausgegeben von Karl Hobrecker, Text nach alten Vorlagen von Paul Alverdes, mit farbigen Bildern von Wolfgang Felten: „Schlupp, der böse Hund" und „Mauz, die verlorne Katze". Es sind einfache, kindgemäße Erzählungen, über deren Inhalt nicht viel zu sagen ist. Das Auftreten einiger Struwwelpetergestalten gibt der Schlupp-Geschichte noch einen besonderen Reiz. Sehr ansprechend sind die Bilder, die bei aller Kindlichkeit und Farbigkeit der künstlerischen Kritik standhalten, und es ist sehr zu begrüßen, daß Wolfgang Felten auch für den gleichen Verlag Märchenausgaben bebildert hat. Uns liegt vor *„Schneewittchen"* und *„Dornröschen"*, und die Bilder zu den altvertrauten Märchen werden in vielen Kinderstuben Jubel auslösen. Im gleichen Verlag werden aber auch die größeren Kinder mit gutem Lesestoff versorgt. Der Kurator der Reichsjugendbücherei, Karl Hobrecker, der auch die beiden oben genannten Bücher herausgab, betreut die Reihe „Jugendklassiker", die nun ihren zweiten Band vorlegt: *„Rübezahl"* mit 16 ganzseitigen Bildern von K. J. Blisch. Der erste Band war Henrik Conscience: *„Der Löwe von Flandern"*, mit Bildern des gleichen Künstlers. Gerade der geringe Umfang der Buchproduktion läßt eine derart sorgfältige Auswahl und achtsame Ausstattung des Jugendschrifttums sehr begrüßen.

Dr. Elisabeth Achterberg-v. Pusch.

Der bolschewistische Weltbetrug

Theorie und Wirklichkeit der sowjetischen Arbeitsverfassung von Dr. Hans Karl Leistriz. (Deutscher Rechtsverlag GmbH., Berlin-Leipzig-Wien, 1943, 155 Seiten.)

Der Kampf gegen den Bolschewismus ist nicht nur ein Kampf der Waffen, sondern eine geistig-weltanschauliche Auseinandersetzung, die durch die Dauer und Härte des Krieges, durch die Besetzung weiter bisher sowjetischer Gebiete und durch die Führung der 25 Jahre lang sowjetisch erzogenen Menschen dieses Raumes immer mehr an entscheidender Bedeutung gewinnt.

Mit der Behandlung der sowjetischen Arbeitsverfassung in ihrer ideologischen Begründung, ihrer staatlichen Forderung und ihrer praktischen Wirklichkeit geht der Verfasser das Kernstück des bolschewistischen Systems an, denn die Sowjetunion war angeblich das Land des sozialen Fortschritts, das Paradies der Arbeiter und Bauern, das Vorbild für

Digitized by Google

die sozialistische Gestaltung der Arbeitsordnung. In der Betrachtung der ideologischen und politischen Grundlagen der sowjetischen Arbeitsverfassung zeigt der Verfasser eine genaue Kenntnis der marxistisch-bolschewistischen Ideologie. Er geht hier der geistigen Auseinandersetzung nicht aus dem Wege, sondern führt den klaren Nachweis, daß der Marxismus und in seiner Fortführung der Bolschewismus unzulänglich ist, die weltanschauliche Grundlage einer sozialistischen Arbeitsordnung zu bilden.

Bei sachlich-fachlicher Behandlung der sowjetischen Arbeitsverfassung liegt der besondere Wert des Buches in der systematischen Heranziehung der sowjetischen amtlichen Unterlagen, in dem Eingehen auf die juristischen, praktischen und sozialpolitischen Fragen der sowjetischen Arbeitsverfassung und der sozialen Lebensgestaltung, und in dem Nachweis der tatsächlichen Verhältnisse. Höchst aufschlußreiche, bisher unveröffentlichte statistische Angaben der ökonomischen Abteilung der Stadtverwaltung Charkow und des Traktorenwerkes geben Einblick in den Umfang der Bürokratie in den Betrieben (August 1941), in die Gliederung der Arbeiterschaft des Traktorenwerkes (1. 2. 1941 und 1. 8. 1942), zeigen in fünf Zusammenstellungen die Lohnverhältnisse, in einer Tabelle die steuerlichen und sonstigen Abzüge und in zwei Aufstellungen die Preise für Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände, unterschieden in den offiziellen Staatspreis und den Marktpreis, und die normale Verteilung der Ausgaben eines Sowjetarbeiters. Eine Geheimstatistik über die Beschäftigten der Stadt Charkow nach der Zählung von 1939 — getrennt nach Ukrainern, Russen und Juden — zeigt, wie sich die Gruppen in den politisch-wirtschaftlichen Spitzenstellungen einerseits und in der typischen Arbeiterklasse andrerseits verteilen.

Geschrieben aus dem unmittelbaren persönlichen Erleben der bolschewistischen Wirklichkeit, vertieft durch eine gekonnte Behandlung der sowjetischen Arbeitsverfassung, des Kernproblems des bolschewistischen Systems und durch die politische Klarheit in der weltanschaulichen Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus verdient dieses Buch stärkste Beachtung. „Der bolschewistische Weltbetrug" ist kein zugkräftiger Titel, sondern die Zusammenfassung einer eingehenden Untersuchung der Theorie und der Wirklichkeit der sowjetischen Arbeitsverfassung.

Braun.

Herausgeber: Reichsleiter Alfred Rosenberg, Berlin / Hauptschriftleiter: Dr. Eberhard Achterberg, Berlin Anzeigen: Joh. Bartenschlager, München / Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 35, Margarethenstraße 17: Fernruf 21 95 51 / Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 22, Thierschstr. 11 Bezugspreis: zweimonatlich RM. 2,40 ohne Bestellgeld · Anzeigenpreise laut aufliegendem Tarif Nr. 5 Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei München
Für nicht angeforderte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Digitized by Google

Tägliche Zahnpflege

ist auch im totalen Kriege nicht weniger wichtig als zuvor, denn kranke Zähne vermindern unsere Leistungen. Verlangen Sie die Aufklärungsschrift: „Gesundheit ist kein Zufall" kostenlos von der Chlorodont-Fabrik, Dresden

gefahrsicher beleuchten, heißt Unfälle verhüten. Hierzu finden anderweitig entbehrliche OSRAM-Lampen zweckgerechte Verwendung. Schon 15 u. 25 Watt genügen meist.

OSRAM

Viel Licht für wenig Strom!

GUSTLOFF-WERKE

Nach dem Kriege wieder durch den Fachhandel zu beziehen.

UND ALS GESCHENK

eine Geschenkpostsparkarte!

Wie viele Anlässe dazu gibt es das ganze Jahr hindurch: Geburtstag, Taufe, Schulbeginn - Ostern und Weihnachten - Berufsanfang, Hochzeiten usw.!

Sie erhalten bei jedem Amt und jeder Amtsstelle des Postsparkassendienstes unentgeltlich eine **Geschenkpostsparkarte** auf den Namen dessen, den Sie beschenken möchten. Freimarken auf ihr im Gesamtbetrag von 3 bis 100 RM machen sie zu einem wertvollen und zeitgemäßen Geschenk, das jederzeit zu haben ist.

Der in Freimarken entrichtete Betrag wird als Einlage auf ein schon bestehendes oder ein neues Postsparbuch angenommen.

DEUTSCHE REICHSPOST

Postsparkassendienst

Digitized by Google

PANZER oder
PARFÜMS?

Unsere guten deutschen Parfüms bringen wichtige Devisen ein. Mit Devisen werden rare Rohstoffe für unsere Rüstung gekauft. Und damit ist die Frage auch schon beantwortet: während des Krieges verzichten wir auf

MOUSON LAVENDEL
Mit der Postkutsche

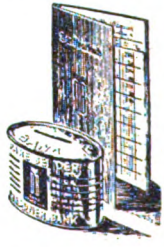
DR. MADAUS & CO. RADEBEUL/DRESDEN

20 JAHRE KRAFTRÄDER

DRESDNER BANK

HAUPTSITZ BERLIN

Vertreten
in allen Teilen Großdeutschlands



Banksparbuch und Heimsparbüchse helfen Vorsorge zu treffen für die Wechselfälle des Lebens

Digitized by Google

DIE SPARKASSEN

verwalten 55 Millionen Sparkonten mit 55 Milliarden RM Spareinlagen

gewähren Betriebskredite, Darlehen und Hypotheken
erledigen Überweisungen bargeldlos durch Spargiro
vermitteln Bausparverträge mit den öffentlichen Bausparkassen
beraten in allen Geld- und Kreditangelegenheiten

Die deutschen öffentlichen — Seit 160 Jahren — mündelsicheren Sparkassen

Schloß-
Zylinder

dürfen nicht
geölt werden,

sie danken es Ihnen durch
jahrzehnte langes gutes
Schließen!

COMMERZBANK

Gegründet 1870

Niederlassungen in den größeren Städten des Reiches

Eröffnung von Banksparkonten
Führung Eiserner Sparkonten

Digitized by Google

Bertelsmann - Feldausgaben

HANS GRIMM

Die Olewagen-Saga

Mit einer Einleitung des Dichters
159 Seiten. Preis kart. RM. 1,20

Der Schicksalsweg eines Bauerngeschlechts in Südwest

C. F. MEYER

Jürg Jenatsch

Eine Bündnergeschichte
309 Seiten. Doppelband. Preis kart. RM. 2,—

Im 30jährigen Kriege bewahrt Jürg Jenatsch seinen Graubündnern die heißgeliebte Freiheit

KURT ZIESEL

Verwandlung der Herzen

Roman. 326 Seiten. Doppelband.
Preis kart. RM. 2,—

Schicksal und Aufgabe der Weltkriegsgeneration sind hier eindrücklich nachgezeichnet.

Zu beziehen nur durch den Buchhandel

C. BERTELSMANN GÜTERSLOH

Neuzeitlich eingerichtete, erst in den letzten Jahren erstellte Laboratorien der Pharmakologie, Pharmazie, Bakteriologie und Chemie bieten einem bestgeschulten Mitarbeiterstab die Voraussetzung, die Erkenntnisse von Forschung und Praxis in den Dienst der europäischen Volksgesundheit zu stellen. Das Ergebnis dieser Gemeinschafts-Arbeit sind die

ASTA

ARZNEIMITTEL

ASTA-WERKE A.G. CHEM. FABRIK
FREIBURG i. BR.

EUROPA

Handbuch der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung des neuen Europa

Herausgegeben vom Deutschen Institut für außenpolitische Forschung

mit einem Geleitwort von

Joachim v. Ribbentrop

Reichsminister des Auswärtigen

Beiträge namhafter Autoren aus allen europäischen Ländern, etwa 320 Seiten und 135 Bilder. Halbleinen RM. 20,—

Liefermöglichkeit vorbehalten.

Goethe Buchhandlung Weimar

Eine Walther

ist sorgsamste Pflege wert. Neue Waffen sind ja erst nach dem Sieg wieder beim Fachhandel erhältlich

WALTHER

CARL WALTHER
WAFFENFABRIK
Verkaufsstelle:
BERLIN W 50, Rankestr. 5

Digitized by Google

In der Reihe
„Gestalten und Probleme der europäischen Geschichte"
erscheint als neuer Band:

RICHARD KONETZKE

Das spanische Weltreich

Grundlagen u. Entstehung

256 S. mit 4 Bildbeigaben und Karten
geb. 5,80 RM.

Bestellungen
nur durch Buchhandlungen

VERLAG
GEORG D. W. CALLWEY
MÜNCHEN

Veröffentlichungen des Deutschen Instituts für Außenpolitische Forschung:

Adolf Rein

Europa und das Reich

91 Seiten, Geb. RM. 4,—

Der Verfasser gewinnt von seinem Standpunkt außerhalb Europas ganz neue Gesichtspunkte bei der Betrachtung Europas und der Stellung des Reiches innerhalb Europas. Die Betrachtung beginnt beim deutschen Kaisertum des Mittelalters und endet mit einem Ausblick auf die durch die gegenwärtigen Verhältnisse geschaffene Lage.

Carl Bilfinger

Die Stimsondoktrin

47 Seiten, geb. RM. 1,80

In dieser Schrift wird dargelegt, daß die Stimsondoktrin eine Erscheinungsform des angelsächsischen Imperialismus ist, und es wird an instruktiven Beispielen gezeigt, wie die Doktrin in der politischen Praxis gehandhabt wird.

ESSENER VERLAGS ANSTALT

Die junge Front

Gedichte junger Soldaten

Herausgegeben von
Georg von der Vring

100 Seiten. — Gebunden RM 2,80
broschiert RM 2,40

Die jungen Dichter-Soldaten, deren Stimmen in diesem Band vereint erklingen, gestalten die tiefen Erlebnisse unserer Kriegszeit in einer Frische und Schlichtheit, die aus soldatischem Dasein erwächst und ihrem Volk in der Heimat viel Wesentliches und Schönes gibt.

R. PIPER & CO. / VERLAG
MÜNCHEN

Neuerscheinung

Onni Okkonen

Die finnische Kunst

46 Seiten Text. 193 Seiten Abbildungen
Ganzpappband RM. 10,—

In hervorragend technischer Ausführung wird von einem der besten Fachleute, dem Professor Onni Okkonen, ein ausführlicher Einblick in die finnische Malerei, Plastik und Baukunst, wie sie im Laufe der vergangenen Jahrhunderte entstanden ist, gegeben.

Bezug nur durch den Buchhandel

Wilhelm Limpert - Verlag - Berlin SW 68

Digitized by Google

THEATER AM GÄRTNERPLATZ
MÜNCHEN
(Bayerische Staatsoperette)
Das führende Operettentheater

ADRIAN BRUGGER MÜNCHEN

Theatinerstraße 40
Gabelsbergerstraße 55

Einrichten von Zeichenbüros
und Lichtpausereien.
Eigene Photokopie-
und Lichtpauseanstalt
Modellbau

THESPIS

Wie Sie in Lichtspielhäusern vorteilhaft werben können — ganz gleich, ob in München oder im großdeutschen Wirtschaftsraum — erfahren Sie durch die

THESPIS-REKLAME
G. m. b. H.
Größtes Spezialunternehmen
Süddeutschlands
München 22
Maximilianstr. 5 · Ruf 23038 - 23039

GALERIE ZINCKGRAF
MÜNCHEN 2 · LENBACHPLATZ 5-6

Erstklassige Gemälde alter und moderner Meister

An- und Verkauf

Digitized by Google

Zeichen und Name für

Thomas-Porzellan

Thomas
Thomas
Bavaria

Porzellanfabrik F. Thomas
MARKTREDWITZ / GAU BAYREUTH
INHABER: ROSENTHAL-PORZELLAN AG

Sachgemäße Körperpflege ist die Voraussetzung jeder Leistung. Darum ist auch die Zahnpflege für den schaffenden Menschen von großer Bedeutung. Kleinen Schäden vorbeugen, heißt die Arbeitskraft erhalten. Die Gesunderhaltung der Zähne ist eine Pflicht, die dem eigenen Wohl ebenso wie dem der Allgemeinheit dient.

Blendax-Zahnpasta
BLENDAX-FABRIK MAINZ/RH.

Merz
UND DAS SIEBENECK

SIND WELTMARKEN FÜR

Arzneimittel

hinter denen eine mehr als 30jähr. wissenschaftliche und praktische Erfahrung steht.

MERZ & CO. CHEM. FABR.
FRANKFURT A. M.

FISSAN

enthält als einziger Puder das durch wissenschaftliche Milchauswertung neu gefundene labile Milcheiweiß. Für die Bereitung jeder einzelnen Packung werden rüstungswichtige Kohle und Strom benötigt, die jeden verpflichten:

Sei sparsam mit FISSAN – so sparsam wie mit Kohle!

Digitized by Google

Auch bei jeder Tablette

Silphoscalin

soll man dran denken

daß zur Herstellung von Heilmitteln viel Kohle gebraucht wird. Deshalb nicht mehr Silphoscalin nehmen und nicht öfter als es die Vorschrift verlangt! Vor allem aber, wirklich nur dann, wenn es unbedingt nottut. Wenn alle dies ernstlich befolgen, bekommt jeder Silphoscalin, der es braucht, in den Apotheken, und zugleich wird erfüllt die

Parole: Spart Kohle!

Carl Bühler, Konstanz, Fabrik pharm. Präparate.

EINE „ZWEISCHNEIDIGE" SACHE —

so eine Rasierklinge. Beide Seiten sind gleichwertig, und bei einiger Aufmerksamkeit können sie auch gleichmäßig genutzt werden. Wer eine Apparatseite bevorzugt, darf das Umlegen der Klinge nicht vergessen. Aus der **GOLD-STERN**-Rasierkunde.

GOLD·STERN

LYRA-ORLOW-BLEISTIFTFABRIK, NÜRNBERG

SCHREIBFREUDE

die Ihr Füllhalter Ihnen bereitet, hängt auf die Dauer von der Füllung ab, die Sie ihm geben. Besonders geeignet ist die dünnflüssige und farbstarke

UHU

Füllhalter-Tinte

---

3 HERZBLÄTTER

Die Schutzmarke unserer Präparate

TOGAL-WERK GERH. E. SCHMIDT
fabrik pharmaz. u. kosm. Präparate
MÜNCHEN

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP.
Herausgeber Alfred Rosenberg

Heft 162 | 2. Doppelheft 1944 | 15. Jahrg.

Arnold Schleiff:

Die Geburt der Geschichte aus dem Tragischen

Es gehört zu den Erfahrungen aller Wissensgebiete, daß eine Objektivität, wie sie viele Gelehrte der vergangenen Generation noch voller Stolz einzig als Kennzeichen echter Wissenschaft forderten, ein Unding ist. Der denkende Mensch stellt sich nicht abseits von sich selbst, um den Gegenstand seiner Forschung zu ergreifen; er nimmt vielmehr jenen Gegenstand in sich auf, formt, gestaltet und vollendet nach seinem Geist. Es bedarf dieses gar keines Beweises, sobald das Gebiet der historischen Wissenschaft betreten wird. Daher konnte es nahe liegen, daß der Historie in der Zeit jener vergangenen Generation vereinzelt der Charakter der Wissenschaft abzusprechen versucht wurde. Denn keine historische Arbeit ist so, daß man sich mit der Frage nach ihrer „Richtigkeit" begnügen könnte; man muß zuerst nach dem, der sie schrieb, fragen. Alle historischen Arbeiten sind standpunktgebunden — sogar einfache Quelleneditionen sind dies noch irgendwie — und sind von einem ganz bestimmten Manne zu ganz bestimmter Zeit geschrieben. Denn der sogenannte Gegenstand des Historikers ist das Leben, das menschlicher Geist gestaltete; und auch bei kühlster Betrachtungsweise gibt solches Lebendige den Menschen nicht frei. Auch das vor vielen Jahrhunderten Gewesene läßt den Menschen nicht teilnahmslos, zwingt ihn in seinen Bann, stößt ihn ab oder zieht ihn an. Geschichtsdeutung und Weltanschauung gehören eng zusammen; Zeiten, in denen die Weltanschauung in die Krisis geriet, sind auch immer Zeiten, in denen der Geschichtsbegriff sich neu formte.

Darum ist die Frage, wie der Historiker seinen Gegenstand gestalten soll, so umstritten und schwierig. Aber vor ihr liegt das schwierigere Problem: was ist Geschichte? Die Tatsache, daß es überhaupt Geschichte gibt, kann nicht einfach hingenommen werden. Diese beiden Fragen sind nicht zwei Seiten des gleichen Problems; obwohl sich durch die Erhellung des Schwierigeren auch die Frage nach den Wegen der Geschichtsschreibung mit lösen muß und wird.

Digitized by Google

Grundlegend ist die Erkenntnis, daß Geschichte sich von allem anderen Geschehen sonst unterscheidet. Vieles passiert auf der Erde. Aber weniges ist „Geschichte". Wie unterscheidet sich das, was bloß einfach passiert, von jenem anderen? Menschliche Handlungen, Leiden, Taten und Gedanken liegen vor. Um diese zu erfassen, bedarf es des Grübelns über die vielen Urfragen des menschlichen Lebens.

Entstanden jene menschlichen Handlungen in Freiheit? Alles Geschehen sonst wächst aus dem unabänderlichen Gesetz von Ursache und Wirkung. Wie steht darin die menschliche Handlung? Der Historiker muß diese Frage beantworten: es sei denn, ihm sind die geschichtlichen Fakta zusammengewürfelte, bunte Mosaiksteine. Er muß diese Frage mit einem offenen Ja zu der Freiheit des menschlichen Geistes beantworten. Ohne diese würde das geschichtliche Geschehen herabsinken in die Sphäre des einfach Naturwissenschaftlichen, das ausnahmslos dem Gesetz der Kausalität gehorcht. Der menschliche Geist ist in der Lage Neues zu schaffen. „Neues" heißt: außerhalb jenes Gesetzes von Ursache und Wirkung Liegendes. Keine Mutationen sind das, sondern Taten, aus der Freiheit und unerforschlichen Tiefe menschlichen Geistes geschöpft; es ist schließlich „Schöpfung". Luther hat als erster den Begriff des „Neuen" klar erkannt und ihn mit Schöpfung in Verbindung gebracht. Aber er stellte ihn allein Gott zur Verfügung. Denn er wie alle Jahrhunderte vor ihm wußten nicht, daß der freie menschliche Geist und Wille täglich schafft und handelt. Der Geschichtsbegriff war bestimmt durch den Gedanken eines schon vorliegenden Endes, das jedes freie Schaffen eines „Neuen" durch den Menschen unterband. Darum lautete für das Mittelalter die Grundfrage: wozu geschieht Geschichte überhaupt — zu welchem Ende führt die Geschichte? Die dem ganz religiös gebundenen Denken einzig mögliche Antwort war: das Ende. Von dem Ende her wird alles Geschehen gesehen und gedeutet. Man könnte dieses historische Verfahren mechanistisch nennen, wenn nicht der hohe und fromme Geist des Mittelalters solchen teleologischen Geschichtsbegriff geformt hätte, wie einen Dom, der zu Gott aufragt. So stark war dieser Geschichtsbegriff, daß Jahrhunderte von ihm zehrten, wenn sie ihn auch oft bis zur Unkenntlichkeit oder Karikatur umformten. Hegels Gedanke, daß das Ziel das Bewußtwerden des Absoluten sei, oder Kants sittliche Vervollkommnung als Endziel stehen im Gefolge jenes alten, stolzen Gedankens. Aber auch Comte's Verwirklichung der positivistischen Weltanschauung oder Karl Marx' sozialistische Gesellschaftsordnung als Endziel alles menschlichen Lebens und Strebens sind Kinder davon. Irgendwie liegt darin der mechanistische Gedanke, daß alles programmgemäß seinem vorher schon bestimmten Ziele zueilt. Der Grundgedanke Augustinus freilich, der der erste große Systematiker einer teleologischen Geschichtsdeutung ist, daß nämlich der Glaube an die Freiheit des menschlichen Willens und Geistes eine Ketzerei ist, ist abgeschliffen bis zur Unkenntlichkeit.

Dem Mittelalter war nichts Widersinniges an solcher Geschichtsdeutung. Das Verständnis von der Zeit, das jene Jahrhunderte hatten, stützte sie. Es gab keine Zeit des Menschen, sondern alle Zeit war allein Gottes Zeit.

Digitized by Google

Gott sah die Zeit von Anbeginn bis zum Ende schon vor sich; wie einen Teppich — der jüdische Philosoph Maimonides gebraucht dieses Bild — überschaute er sie. Das Ende war immer schon da. Was war für den Menschen da die Zeit? Ein Stück aus diesem Teppich, der vor Gottes Augen ausgebreitet lag, den der Mensch freilich nicht zu überblicken vermochte. Daraus formte sich des mittelalterlichen Menschen Verhältnis zu all den bitteren und süßen Problemen des eigenen Lebens; es gab keine freie Tat aus Verantwortung, es gab keine unerlösbare Schuld, es gab keine Tragik. Alles war vorher gesehen im Plane Gottes, alles muß sich lösen, „erlöst werden". Daß der Humanismus und die Reformation Martin Luthers gerade eine Krisis der Geschichtsdeutung bedeuten mußten, ist darum allzu klar. Dem Mittelalter war der Ablauf der menschlichen Geschichte von Anbeginn über die Heroen der Bibel und Christus selbstverständlich gewesen. Jetzt wird diese heilige Geschichte verbreitert; daß auch Caesar oder Scipio den Hauch Gottes, den heiligen Geist für ihre Taten empfangen haben, ist von Dante in seiner Divina Comedia angedeutet und von Petrarka oft ausgesprochen. Und bei Luther findet sich das Gleiche, auf Heroen der deutschen Geschichte auch ausgedehnt. Solche Verbreiterung bedeutet aber schon Zerstörung. Der Gang der heiligen Geschichte, die gradlinig ihrem vorgesetzten Ende zueilen soll, ist in Zweifel gezogen, vernichtet. Kann man sich wundern, daß der deutsche Pietist Gottfried Arnold aus der Kirchen- eine Ketzer-Historie machte? Und weiter: der Humanismus, auch Petrarka als Vornehmster, entdeckte das „Jetzt", entdeckte, daß „ich" in „meiner" Zeit lebe. Die Zeit verrinnt; sie ist nicht mehr statisch, wie ein Teppich. Das Leben wird als Eigenes, Vereinzeltes bewußt und hochgemut empfunden; obwohl aber gerade damit auch die Sorge, die Angst um das unwiederbringliche Dahineilen der Zeit erwacht. Die bange Frage nach dem inneren Wesen der Zeit entsteht mit der Lust, der Freude am zeitlichen Leben. Der Mensch lebt sein eigenes Leben in jedem Augenblick. Lust und Leid, Schönheit und Schuld werden mit allen Sinnen aufgenommen. „Es ist eine Lust zu leben", hätte das der heilige Bernhard oder Thomas von Aquino sagen können?

Nun erlebt der Mensch aber bewußt die Fülle des „Jetzt", mit aller Not und Angst und aller Lust, und verzichtet auf die tägliche Ausrichtung auf das Ende, das τελος, nun wird ihm in diesem Jetzt und Hier die Verantwortung für sein empirisches und transzendentes Ich in die Hand gegeben. Der dunkle Untergrund der Schuld hebt sich von dem schönen Leben ab. Dem einmal aus der Zeitlosigkeit Gottes herausgerissenen Menschen will keine Erlösung mehr zureichend erscheinen. Es wächst solche Verantwortung auch über das eigene kleine Ich hinaus, über Generationen hin, und auch in die Breite, die Brüder umfassend. Das Wissen, daß man „Unwillkürliches verschulden" kann — wie Kleist es ausdrückt — quält den Menschen. Der Mensch empfindet erschüttert den Widerspruch jeder Existenz in sich, den Widerspruch zwischen dem unabänderlichen Verrinnen der Zeit und seinem Verlangen nach dauerndem Wert, den Widerspruch zwischen Gut und Böse,

Digitized by Google

zwischen Willen und Vermögen, zwischen Freiheit und Bindung. Der Mensch findet sich im tragischen Konflikt, der unlösbar ist.

Nicht jedes Menschen Leben ist tragisch; denn nicht jeder empfindet den Konflikt gleich stark, in den ihn die verschiedenen Ansprüche bringen, die vor dem Leben stehen. Aber keines Menschen Leben passiert einfach. Jedes Menschen Leben ist ein Schicksal, und sei es ein noch so kleines, namenloses. Dieses Wort ist vielgebraucht, vieldeutig und abgeschliffen. „Schicksallos ... atmen die Himmlischen" —, wie Hölderlin in Hyperions Schicksalslied sagt —, weil Gott zeitlos ist; schicksalslos war der mittelalterliche Mensch, weil er an der Zeitlosigkeit Gottes Anteil hatte. „Doch uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn; es schwinden, es fallen die leidenden Menschen ... jahrlang ins Ungewisse hinab", heißt es in jenem Lied Hölderlins weiter. Schicksal ist nicht ein Deckname für Gott oder Dämon, sondern die Art des Lebensvollzuges jedes Menschen. Je unmittelbarer einer aus der Ursprünglichkeit der Gegensätze dieser Existenz lebt, desto dunkler — und namhafter ist sein Schicksal und desto eher können wir von Tragik reden.

Wir schreiben Geschichte, indem wir von Schicksalen berichten. Freilich, das kleine namenlose Schicksal wird kaum genannt werden von dem Geschichtsschreiber. Es gibt aber keine Grenzen hierbei; je eingehender ein Geschichtsschreiber zu Werke geht, desto mehr geringfügige Schicksale wird er namhaft zu machen haben. Auch die kleine Einzeluntersuchung, auch die Dorfchronik, in der schließlich fast jedes Menschen Erwähnung getan wird, enthält „Geschichte".

Aber die Weltgeschichte wird über diese Schicksale hinweggehen. In ihr geht es um die größten Taten und Veränderungen, um das Neue, das menschlicher Geist und Wille zu schaffen vermochte. Der große Mensch stößt mit der anders gearteten Umwelt zusammen. Sein Geist, sein Wille, sein Glaube gestaltet aus solcher Begegnung. Mag der Konflikt in ihm selber entstanden sein, oder zwischen ihm und einem von außen Herangetragenen — immer wird über solchem Konflikt der Schein tiefer Tragik liegen. Denn immer muß neben dem Siegen auch das Entsagen stehen. Ein gesetzmäßiger Ablauf von Ursache und Wirkung ist nicht vorhanden. Aber wie ein unerforschliches Gesetz ist es, daß allem Großen, das menschlicher Geist und menschlicher Wille zu gestalten vermochte, gegenüber steht die Anspruchslosigkeit, der Verzicht. Großes, Gewaltiges, Erhabenes, Wertvolles oder Gutes werden geschaffen, aus den Tiefen geschöpft, errungen, erkämpft und menschliches Leid, Not, Entsagung, Tränen und Blut dafür eingesetzt und gegeben. Das aber ist die tiefste Tragik. Scheinbar regellos schaltet der freie Geist des Menschen, „Neues" setzend. Aber nur das, was echt aus dem letzten Ursprunge des Lebens kam, hat Bestand. Dies zu erkennen ist die große und vornehmste Aufgabe des Geschichtsschreibers. Denn nicht: zu welchem Ziele Geschichte geschieht, sondern: was Geschichte ist gilt es überall zu bedenken.

So wie der Geschichtsschreiber sein Leben und Schicksal sieht, in dem Maß wird er auch das Schicksal der Vergangenheit begreifen und deuten

Digitized by Google

können. Wiederum ist es der Geist und Glaube des Menschen, der entscheidet. Dessen Geschichte und Schicksal ist am leichtesten zu schreiben, dem man sich geistig und seelisch nahe fühlt. Die Geschichtsschreibung trifft hier mit der Dichtkunst zusammen. Große Tragödien — Schillers oder Shakespeares oder Kleists — sind zugleich auch Geschichtsdeutung. Aber ein Unterschied besteht doch. Denn die Geschichtsschreibung verlangt, daß genau die Quellen gewertet werden, daß die Zusammenhänge mit dem Vergangenen aufgedeckt werden; nur so kann in vollem Ausmaße das „Neue" erfaßt werden. Und überall gilt es zu prüfen, ob das Neue aus der ursprünglichen Tiefe menschlicher Tragik geschöpft wurde.

Die Loslösung der Geschichtsschreibung von dem Begriff einer Teleologie ist also nicht eine völlige Auflösung jeder geschichtlichen Einheit. Es ist vielmehr eine stete neue Bindung, ein stetes neues Aufsuchen der wahren Wurzeln menschlicher Existenz. Und nur so ist es zu verstehen, daß Völker nicht in gesetzmäßiger Folge entstehen und vergehen, jung sind, alt werden und sterben. Wo menschlicher Geist und Tatkraft, Glaube und Frömmigkeit in der Lage ist, ein auswegloses und dunkles Schicksal zu formen, auch die bitterste Tragik zu tragen und zu deuten, ist echtes Leben eines Volkes, echte Geschichte. Nicht auf die Zahl der vergangenen Jahrhunderte der Völker kommt es an.

Dieses prüfend und bedenkend ist die Geschichtsschreibung auch Richterin über alles große menschliche Handeln und Denken.

Digitized by Google

Wilhelm Brachmann:

Glaube und Geschichte

Unter allen uns bekannten Lebewesen hat nur der Mensch Geschichte, ja, er ist Geschichte. Damit ist die Perspektive auf den Ausgriff in das jeweils noch weithin Unbekannte, das vor dem Menschen liegt, eröffnet. (Kant nennt es im Unterschiede vom Regressiven das Progressive, das letztlich an das Wagnis mit unbekanntem Ausgang gebunden ist und infolgedessen nichts mit dem im Grunde flachen Fortschrittsglauben des Liberalismus zu tun hat.) So betrachtet, darf man Geschichte nicht mit bloßer Historie verwechseln. Hat es doch Historie mit dem abgeschlossenen Progressus zu tun, der so nicht wirklicher Progressus ist. Demgegenüber erscheint Geschichte immer als etwas Werdendes. Von Geschichte sprechen heißt demnach von werdender Geschichte reden. Werdende Geschichte ist aber nach einem ungemein erhellenden Wort Alfred Rosenbergs Politik. Ist nun der Mensch selbst Geschichte, dann ist damit zum Ausdruck gebracht, daß er im Grunde ein politisches Wesen, also ein Zoon politikon, ist, wie die Griechen zu sagen pflegten.

Daraus ergeben sich weittragende wissenschaftliche Folgerungen. Ist der Mensch grundsätzlich und primär als politisches Wesen anzusehen, dann ergibt sich daraus von selbst der Primat des Politischen, des wagenden Tuns, das der Staatsmann für sein Volk unternimmt. Hier ist also eindeutig ausschließlich der Politiker und nicht der Wissenschaftler, der Forscher und Gelehrte, zuständig. Warum das so ist, darüber hat sich nun wieder die Wissenschaft zu äußern. Das geschieht beispielsweise in der Herausarbeitung des Wesens des progressiven Denkens. Vom Progressus kann nun aber auch die bloße Historie betroffen, in ihn kann sie erneut hineingenommen werden, wenn nämlich das geschichtliche Geschehen einer bestimmten Zeit verbindlich gewordene Resultate der abgeschlossenen Historie, der gewordenen Geschichte, noch einmal auf die Waagschale der werdenden Geschichte legt. Das pflegt aber nicht nur ganz gelegentlich, sondern verhältnismäßig sogar recht häufig zu geschehen. Wie also Geschichte die Tendenz hat, Historie zu werden, ist es der Historie eigentümlich, eines Tages doch wieder in den Bereich des Geschichtlichen einbezogen zu werden. Daraus folgt, daß, obwohl zwischen Geschichte und Historie streng unterschieden werden muß — käme doch ohne diese Unterscheidung, um nur das Wichtigste zu nennen, der Primat der Politik in Gefahr —, die Grenzen zwischen Historie und Geschichte fließend sind. Daraus folgt weiter, daß trotz der nicht weniger sorgsam zu übenden Unterscheidung zwischen Politik und Wissenschaft auch der Wissenschaftler für das Politische aufgeschlossen, also politischer Mensch sein muß, will er nicht im Historismus und Positivismus steckenbleiben.

Digitized by Google

Indem nun nicht mehr bloß Historie, sondern Geschichte und also Progressus gesagt ist, der übrigens grundsätzlich unendlicher Progressus, Progressus in infinitum, ist, richtet sich das Augenmerk ganz von selbst auf des Menschen Fähigkeit, ohne sicheres Wissen um Ausgang und Folgen etwas zu „wagen". Dieser Wagnischarakter ist nun aber für das menschliche Leben überhaupt kennzeichnend, das sich als solches als geschichtlich und in diesem Sinne als politisch erweist. Wer etwas „wagt", kann jedoch natürlich auch Fehlschläge erleiden oder irren. Unbeeinträchtigt von Rückschlägen und ausgesprochenen Irrtümern leben nur die, die dem Tun anderer gleichsam tatenlos zusehen. Wollten sie ihr Verhalten auf der spezifisch politischen Ebene in Erscheinung treten lassen, dann könnte es ihnen allerdings passieren, daß eines Tages die, für die sie nun verantwortlich zeichnen, von stärkeren politischen Mächten hinweggefegt würden. Genau betrachtet, gilt das nun aber in Anbetracht des geschichtlichen und also politischen Charakters des Lebens überhaupt. Darum ist beispielsweise die als etwas so ganz Persönliches und gleichsam Privates erscheinende Frage des Zeugens und Gebärens eine eminent politische Frage. Was heißt also überhaupt „privat"? Gibt es das, kann es das noch geben, nachdem der politische Charakter des menschlichen Lebens erkannt ist? Dieser erscheint also im Wagnis.

Damit erhebt sich die wichtige Frage, worin dieses Wagnis gründet. Nicht gründet es in einem Wissen, wo es darum geht, einem unbekannten Ausgang und unbekannten Folgen entgegenzuschreiten. Es gründet auch nicht in der bloßen Bereitschaft zum Wagnis. Das wird durch die Notwendigkeit der Verantwortung, die zugleich eine innerseelische Wirklichkeit von erheblichem Gewicht ist, ausgeschlossen. Wer leichtfertig ist, weiß noch gar nicht, was ein Wagnis ist. Es gründet aber auch nicht oder doch nur eingeschränkt in einer Art geschichtlicher Wahrscheinlichkeitsrechnung. Lehrt doch die historische Vernunft, daß in der Geschichte immer wieder gänzlich Unvorhergesehenes, ja Unvorhersehbares aufgetreten ist und sicher auch in Zukunft auftreten wird, was ebenso angenehme wie höchst unangenehme Überraschungen im Gefolge haben kann. Es ist also weder mit einem ganzen oder halben, noch allerdings auch mit der Ablehnung jedes Wissens wirklich weiterzukommen.

Aber auch bloße Ansprüche oder auch noch so verständliche Wünsche, ja selbst an und für sich vielleicht glänzend zu rechtfertigende Überzeugungen, wie beispielsweise die Überzeugung, die Weltgeschichte müßte in einem bestimmten Falle ihren „Sinn" verlieren, wenn dies oder jenes Ereignis einträte oder ausbliebe, führen hier nicht zum Ziel. Legt doch diese Überzeugung vorerst lediglich von der Weltanschauung dessen, der sie vertritt, Zeugnis ab, womit jedoch über die geschichtliche Wirklichkeit als solche noch nichts ausgesagt ist. Im vorliegenden Falle handelt es sich übrigens um eine im Geiste des Platonismus konzipierte, ontologisch verhaftete und schon deshalb ungeschichtliche Weltanschauung, die auf der vorgegebenen bloßen Meinung beruht, die Geschichte stelle so etwas wie ein „System" und also ein „Sein" dar, bei welchem es letztlich, um mit

Digitized by Google

Platon zu sprechen, „gerecht" zugehen müßte. Auch das Tor der Ansprüche, Wünsche und Überzeugungen führt so nicht ins Freie.

Sollte da nicht vielleicht ein in sich fest gegründeter Glaube weiterbringen? Dazu ist zu sagen, daß auch er, sofern er mit einem Gott oder göttlichen Wesen im Ansatz rechnet, um derentwillen bestimmte Dinge dann niemals geschehen werden, in jedem Falle aber alles, was geschieht, nicht ohne ihren Willen zustande kommt, dem soeben gegen den Platonismus geltend gemachten Verdikt anheimfällt.

Ein durch sein wissenschaftliches Gewicht besonders hervorragendes Beispiel dafür stellt die deutsche protestantische systematische Theologie etwa des letzten halben Jahrhunderts dar[1].

Das Problem Glaube und Geschichte kommt innerhalb der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der von David Friedrich Strauß ausgelösten Leben-Jesu-Bewegung in Gang. Seitdem stellt die Mitte dieses Problems Jesus Christus dar.

„Die bewußte Abwehr des Straußschen Angriffs auf die Grundlagen des Christentums auf Grund der Erörterung des Problems Glaube und Geschichte setzte mit M. Kähler ein, dessen Versuch, für den Glauben ein ‚sturmfreies' Gebiet zu gewinnen, innerhalb der deutschen protestantischen Theologie ein Thema angeschlagen hat, das dort auch heute noch in Geltung steht. Das bezeugen die Theologien P. Althaus' und K. Heims. Aber selbst Ritschlianer wie W. Herrmann und der mehr religionsgeschichtlich gerichtete G. Wobbermin sind von Kählers Problemstellung nicht unbeeindruckt geblieben. Sein Einfluß reicht jedoch noch weiter. Kähler hat, in unverkennbarer Wendung gegen den Ritschlianismus, im Interesse neutestamentlicher Glaubensaussagen dem ‚Religionismus' den Kampf angesagt, der dann auf neuer Ebene von K. Barth wie auch von den durch ihn beeinflußten Theologen, in erster Linie von E. Brunner und F. Gogarten, aufgenommen wurde. Alle hier genannten Theologen legen betont Wert auf Wahrung der biblisch-kirchlichen Tradition, so verschieden diese auch jeweils gedeutet werden mag. Eine Sonderstellung nimmt demgegenüber trotz des gegenteiligen Anscheins A. Ritschl ein, der zwar im Hinblick auf die Verabsolutierung der urchristlichen Epoche mit den anderen Theologen übereinstimmt, sich aber von ihnen dadurch grundsätzlich unterscheidet, daß er sie nicht aus ihr selbst, sondern im Rahmen der Kantischen praktischen Philosophie versteht. Demgegenüber wird nun auch die Verabsolutierung der urchristlichen Epoche von der religionsgeschichtlichen Schule aufgegeben, so von E. Troeltsch, der ihr in systematischem Betracht Bahn gebrochen hat, wie auch von K. Bornhausen und R. Otto, wobei zu bemerken ist, daß sich gerade diese religionsgeschichtlichen Theologen voneinander stark unterscheiden. Das wird verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß nach dem Abrücken von dem biblisch begründeten dogmatischen Absolutheitsanspruch der urchristlichen Epoche nicht nur, sondern des Christentums überhaupt den mancherlei Einflüssen der allgemeinen Religionsgeschichte, vor allem der europäischen und insbesondere der deutschen Glaubensgeschichte auf die theologische Systematik Bahn gebrochen war. Fraglos geht diese Weite des Horizonts innerhalb des neueren deutschen Protestantismus einerseits auf Ritschls Kantianismus, andererseits in besonders hervorragendem Maße auf Schleiermacher zurück. Aber auch der Einfluß der Religions- und Geschichtsphilo-

[1] Vgl. dazu meine Arbeit „Glaube und Geschichte". Eine religionswissenschaftliche Untersuchung über den deutschen Protestantismus. Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M., 1942, die im folgenden benutzt ist.

Digitized by Google

sophie Hegels wird in diesem Zusammenhange recht hoch zu veranschlagen sein, in erster Linie bei Troeltsch.

Es ergibt sich, daß Kähler und Barth einerseits, Ritschl und Troeltsch andererseits als Kulminationspunkte in der Entwicklung des neueren deutschen Protestantismus zu betrachten sind, zu denen die übrigen genannten Theologen in mehr oder weniger großer Nähe stehen. Es ergibt sich ferner, daß das Problem Glaube und Geschichte, das Kähler grundsätzlich aufgeworfen und erstmalig monographisch behandelt hat, als das Zentralproblem zunächst wenigstens für die mit ihm in direkter oder indirekter Kontinuität stehenden Theologen gelten muß. Es ist aber auch, obwohl auf anderen Grundlagen, das Problem Ritschls und vor allem der religionsgeschichtlichen Schule, die sich nach Infragestellung des christlichen Absolutheitsanspruches in unmittelbarer Nähe zu dem Kritiker des 19. Jahrhunderts versetzt fand, der das Aufkommen des Problems Glaube und Geschichte als theologisches Abwehrproblem verursacht hatte: zu D. Fr. Strauß[2]."

Die von der deutschen protestantischen Theologie dargebotenen Lösungen des Problems Glaube und Geschichte erweisen sich schon nach dieser Übersicht als zum wenigsten bemerkenswert mannigfaltig. In den Einzelheiten liegen die Dinge etwa so, daß Ritschl die Person gegen die nicht personhaft, im antik-mittelalterlichen Substanzdenken verhaftete Ontologie ins Feld führt, während Kähler ein sturmfreies Gebiet für den geschichtsbezogenen, von der Geschichtswissenschaft her freilich nur zu leicht zu gefährdenden christlichen Glauben zu gewinnen bestrebt ist. Demgegenüber versucht Troeltsch, den Antagonismus zwischen christlichem Glauben und allgemeiner Geschichte in einen religiösen Pluralismus aufzulösen, während es bei Barth sogar zur Einklammerung des Problems Glaube und Geschichte kommt. Daß diese Einklammerung gleichsam Alarm für jede christliche Theologie bedeutet, die nicht gewillt ist, ihren wissenschaftlichen Anspruch preiszugeben, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Auch Herrmann, der das innere Leben Jesu beschwört, ferner Althaus, der sich wissenschaftlich in die paradoxe Formel vom eschatologischen Widerfahrnis rettet und dabei gleichsam überschlägt, um wohl niemals wieder ganz fest auf die Füße zu kommen, ebensowenig wie übrigens Heim mit seinem überperspektivischen (!) Raum oder auch Wobbermin mit seiner von ihm im Grunde nicht gewollten Flucht vor der Geschichte in eine übergeschichtliche Wahrheit, zeigen keinen Ausweg aus der Sackgasse. Das tut noch am ehesten Otto mit seinem Rückgriff auf das religiöse Apriori und vornehmlich Bornhausen, der Religionsphilosoph des Personalbezuges der Religion, der Gott und praktische Vernunft ineinssetzt, während Brunner mit seinem Versuch, die Geschichte wenigstens als christliche Geschichte und Gogarten mit seinem Unternehmen, sie als konkrete Situation anzuerkennen, wissenschaftlich scheitern.

Danach zeigen sich zwei Grundtendenzen. „Die eine ist die: im Verfolg der wissenschaftlichen Arbeit der Neuzeit hat auch die protestantische Theologie versucht, mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen der letzten zweihundert Jahre Schritt zu halten. Das bedeutet, daß der Versuch, eine Theologie gleichsam im Namen Gottes unter der Voraussetzung der undiskutierbaren Wahrheit der kirchlichen Lehre zu schreiben, als ‚unwissenschaftlich' aufgegeben und demgegenüber ein Verfahren eingeleitet wird, bei welchem die religiöse Fähigkeit des Menschen im Brennpunkte steht, um von dieser Ausgangsbasis her die kirchliche Lehre religiös zu durchdringen. Kähler und Barth sind der Überzeugung, daß es auf diesem Wege zur Zerstörung der kirchlichen Lehre kommt, und zwar deshalb, weil so Gott und

[2] a. a. O. S. 16 f.

Digitized by Google

Jesus Christus um ihre nicht vom Menschen, auch nicht vom religiösen Glauben des Menschen her zugängliche Gottheit gebracht werden. Hierin liegt von der kirchlich-theologischen Tradition her gesehen ihr Recht. Ritschl, Troeltsch und die sich an sie anschließenden Theologen gehen demgegenüber unbeirrbar dem Wege der Wissenschaft des religiösen Glaubens nach. Hierbei lösen sie sich immer mehr von der kirchlich-theologischen Tradition, um dann religiöse Sachverhalte als solche christlicher Prägung anzusehen. Das gelingt freilich immer wieder nur so, daß gewisse Voraussetzungen nicht aufgegeben werden, die die Christlichkeit auch dieser Theologien garantieren sollen. Auch diese Voraussetzungen sind aber nur von der Tradition vermittelte und zugleich willkürliche Setzungen. Diese Position lehnen Kähler, Barth und die sich an sie anschließenden Theologen als zweideutig und unrein ab. Aus diesem Grunde vertreten sie die zweite in der neueren deutschen protestantischen Theologie festzustellende Grundtendenz, die die Theologie auf die mittelalterliche Theologie zurückführen will. Beide Tendenzen treten schon in Ritschl und Kähler scharf auseinander, und je nach der Stärke, mit welcher sich die folgenden Theologen zu dem einen oder dem anderen bekennen, bekommt ihre Theologie das Gesicht. Es ist also festzustellen, daß die innere Bewegung in der neueren deutschen protestantischen Theologie aus der Auseinandersetzung zweier sich widerstreitender Grundtendenzen zu verstehen ist. Die von Ritschl verkörperte Tendenz erweist sich dabei in der Reinheit ihrer Absicht und allerdings nur in dieser Reinheit als zukunftsträchtig[3]."

Dem ist folgendes hinzuzufügen: „Die Tatsache, daß ihr mit zunehmender Theologisierung und das heißt dann Ontologisierung ihrer Grundlagen die Religion als Religion entgleitet, ist der protestantischen Theologie der Gegenwart nicht verborgen geblieben. Sie hat auch erkannt, daß dieser Prozeß unaufhaltsam fortschreitet, solange die Theologie um die genuin theologische Meisterung des Problems Glaube und Geschichte bemüht ist. So läßt die theologiegeschichtliche Entwicklung neuerdings ein Zurücktreten dieses Problems bei gleichzeitigem Hervortreten einer radikal glaubens-theologischen Orientierung der protestantischen Theologie sichtbar werden, die gelegentlich sogar im Hinblick auf die Geschichte vom religiös verstandenen Glauben her argumentiert. Außer bei G. Wehrung ist dieses Vorgehen besonders bei dem ‚Herrmannianer' Fr. W. Schmidt zu beobachten. Demgegenüber bemüht sich der ‚Wobberminianer' Th. Odenwald um die theologiegeschichtliche Einordnung der Glaubenstheologie in die deutsche protestantische Theologie seit Schleiermacher. Im Zuge dieser Entwicklung hat es neben F. K. Schumann und besonders W. Koepp F. Kattenbusch bei stärkerer Bindung an Luther als an Ritschl unternommen, wieder mehr den Realismus des Glaubens in Gestalt der Geltendmachung der Personhaftigkeit Gottes zu betonen.

Während also die deutsche protestantische Theologie bisher das Problem Glaube und Geschichte in der Weise zu lösen versuchte, daß sie es entweder in das Licht eines nur theologisch zu verstehenden Glaubensbegriffs oder eines religiös durchdrungenen Geschichtsbegriffs rückte, faßt sie im Rahmen der Glaubenstheologie seine Lösung unter dem Gesichtswinkel eines religiös verstandenen Glaubensbegriffs ins Auge. Dabei wird der Religionsbegriff über Ritschl und Schleiermacher hinweg im Zusammenhang mit der ‚Lutherrenaissance' der Zeit nach dem Weltkriege mehr als bisher im Lichte der Erkenntnisse Luthers gesehen und geprägt. Indem nun aber der hier in Rede stehende Glaube christlicher, d. h. also mit dem geschichtlichen Jesus Christus in unlöslichem Zusammenhang stehender Glaube sein will, vermag auch er der mit dem

[3] a. a. O. S. 76 f.

Digitized by Google

Problem Glaube und Geschichte aufgegebenen Problematik nicht zu entgehen, die zu vermeiden die glaubenstheologische Orientierung aber gerade versucht worden ist."

Abschließend ist dazu zu sagen, daß man an all dem erkennt, „welchen umfassenden Verlauf die Erörterung des Problems Glaube und Geschichte in der deutschen protestantischen Theologie seit Ritschl genommen hat. Zugleich wird deutlich, daß alle Schwierigkeiten immer wieder darauf zurückgehen, daß der hier in Rede stehende Glaube christlicher, d.h. auf den geschichtlichen Jesus Christus bezogener Glaube ist. Deutschlands neuere Wissenschaftsgeschichte und seine neuere Geschichte auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Durchdringung des religiösen Bereiches können offenbar so lange zu keinem gegenseitigen Ausgleich kommen, als dieser Bereich einseitig und ausschließlich unter christlichen Vorzeichen gesehen wird. Setzt man dagegen in der Religionswissenschaft an, die innerhalb der neueren Wissenschaftsgeschichte beheimatet ist, so braucht der Ausgleich nicht erst gesucht zu werden, weil er im Ansatz gegeben ist. In diesem Zusammenhange geht es dann übrigens auch um die Bedeutung des Erkenntnisaktes als solchen für die Religion und für die Religionswissenschaft. Damit richtet sich unser Augenmerk in so grundsätzlicher Weise, wie das in keiner Theologie irgendeiner Zeit jemals denkbar gewesen wäre, auf den Menschen. Als Mensch leben, heißt aber, geschichtlich leben. Ob und inwieweit diese Feststellung religiöse Aussagen umschließt und notwendig macht, muß daher die Ausgangsfrage für eine Religionswissenschaft sein, die ihren Anspruch angesichts der geschichtlichen Wirksamkeit der christlichen Theologie zu vertreten hat. In diesem Sinne ist dann das Problem Glaube und Geschichte religionswissenschaftlich gestellt"[4].

Darin ist nun natürlich letztlich das Ende der Theologie als Wissenschaft behauptet, wobei daran zu denken ist, daß die Gründe für diese These jener Phase der theologischen Entwicklung entnommen sind, welche die Theologie auf ihrem wissenschaftlichen Gipfel zeigt.

Wie stellt sich nun aber die religionswissenschaftliche Lösung des Problems Glaube und Geschichte dar? Dazu sei folgendes bemerkt.

„Wohl nicht zufällig ist es gerade in Indien zur Ausbildung selbst ‚atheistischer' Religionen gekommen, in denen das Selbst an die Stelle des vom Menschen radikal unterschiedenen ‚Gottes' getreten ist. Auch ‚atheistische' Religionen vermögen jedoch praktisch Religionen zu sein, indem in ihnen das Selbst jene Stelle einnimmt, zu welcher das psychologische Ich in dem von Schleiermacher so gekennzeichneten religiösen Verhältnis der ‚Abhängigkeit' steht. Der theoretische Verzicht auf jede Art von theologisch intentionierten Aussagen und der praktische Tatbestand des Frommseins brauchen sich also nicht notwendig auszuschließen. Ist doch mit dem Bezug auf das Selbst der Personalbezug der Religion durchaus gewahrt. Sofern es nun aber auf dem Gebiete der Religion allein auf das religiöse Moment als solches und nicht, wenigstens nicht in erster Linie, auf lehrhafte Feststellungen ankommt, ist im Rahmen dieser Konzeption der religiöse Charakter der Religion sogar überzeugender festgehalten als da, wo der Personalbezug der Religion im bezug auf eine Person der Geschichte besteht, von der ausdrücklich erst gesagt werden muß, daß mit ihr Gott in die Geschichte eingetreten ist. So verdient die Möglichkeit, statt mit unerweisbaren Transzendenzbezügen zu argumentieren, die Objektbeziehung der Religion in das Selbst zu verlegen, jedenfalls in einer Wissenschaft von der Religion, die als solche nicht bei Gott, sondern beim Menschen einsetzt, ernsthaft Berücksichtigung[5]."

[4] a. a. O. S. 94.

[5] a. a. O. S. 111.

Digitized by Google

Danach ergibt sich, daß die „geschichtliche Existenz selbst und nicht eine imaginäre transzendente Welt" „den Ausgangs- und Beziehungspunkt der Religion" darstellt. „Die Möglichkeit dazu bot das vom Menschen selbst, nicht aber auf Grund einer Offenbarung aus der transzendenten Welt mit den ihm als geschichtlich lebendem Wesen eigenen Mitteln erschlossene Selbst. Diese Beziehung auf den Menschen in seiner geschichtlichen Existenz wird dabei so ernst genommen, daß dabei auch die Möglichkeit entfällt, das Selbst in irgendeinem Sinne ‚übergeschichtlich' zu nehmen. Sie scheitert an der Tatsache, daß der Mensch nicht nur ein geschichtlich lebendes Wesen ist, sondern zugleich ein Wesen, welches um sein geschichtliches Existieren weiß. Die sich an dieser Stelle zu Worte meldende, keineswegs nur den Geschichtsphilosophen, sondern auch den Historiker betreffende geschichtsphilosophische Frage verwandelt sich von selbst in das erkenntnistheoretische Problem des Aufweises einer Instanz, vor der es zum Wissen des Menschen um sich selbst als geschichtlich existierenden Wesen kommt. Diese Frage ist aber eine in der Geschichte aufbrechende geschichtliche Frage, deren Intention verfehlt wird, wenn man sie mit dem Begriff ‚übergeschichtlich' in Verbindung bringt. In dieser Hinsicht hat die dialektische Theologie Klarheit geschaffen, indem sie für all das, was in der Theologie ‚übergeschichtlich' genannt zu werden verdient, bloße und das heißt grundlose ‚Anerkenntnis' fordert. Das Paßwort der Religionswissenschaft muß demgegenüber ‚Erkenntnis' heißen[6]."

Soviel zur neueren deutschen protestantischen Theologie und zu der an ihr zu übenden religionswissenschaftlichen Kritik.

Was folgt nun daraus für die Frage, worin das geschichtliche Wagnis gründet? Nimmt man einmal den sich durch die indische und auch durch die kantische Philosophie bietenden Hinweis auf das Selbst bzw. auf das intelligible Ich als gegeben an, dann handelt es sich hier zwar um eine Instanz, auf die man nur hinweisen kann und die lediglich logisch-erkenntnistheoretische Realität besitzt, zugleich aber um eine Instanz, die gleichsam als ruhender Pol mitten in der Erscheinungen Flucht figuriert. Nur im Zusammenhange mit der geschichtlichen Welt erscheint nämlich die Rede vom Selbst als sinnvoll, wie umgekehrt nur auf Grund jenes Selbst von Geschichte gesprochen werden kann. Ist das richtig, dann erweist sich damit das Selbst als das einzig gleichsam unerschütterbare Element der Geschichte selbst, was praktisch in der Tatsache des Selbstvertrauens zum Ausdruck kommt, das in mehr gründet als im Vertrauen zum bloßen empirischen Ich, mit dem es die Psychologie zu tun hat. In dem hier ins Auge gefaßten Sinne ist Vertrauen aber nichts anderes, als was beispielsweise Martin Luther im Unterschiede von der fides (Glaube) fiducia (Gläubigkeit) nennt. Man kann daher auch sagen: zum Wesen der geschichtlichen menschlichen Existenz gehört da, wo diese sich als solche selbst versteht, das Moment der Gläubigkeit — nicht also ein bestimmter Glaube, sondern das Glauben — unverlierbar und unabdingbar mit hinzu. Daraus folgt dann, daß das geschichtliche Wagnis in des Menschen Fähigkeit zu glauben gründet. Glaube und Geschichte gehören also zusammen.

Wenn damit auch der Umkreis der hier ins Auge gefaßten Problematik in der Hauptsache umschrieben und abgeschritten ist, so gilt es nun doch,

[6] a. a. O. S. 119.

Digitized by Google

das Ergebnis gegen mögliche Mißverständnisse zu sichern. Davon kommen vornehmlich zwei in Betracht.

Erstens kann gar nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß die Rede vom Glauben im Zusammenhange mit der Geschichte eine denkbar nüchterne und sachliche Rede ist, die einen nicht weniger nüchternen und sachlichen Tatbestand bezeichnet. Mit ihm ist eine weder mit den positivistischen Mitteln des Intellektualismus noch auch mit den ekstatischen Mitteln der Schwarmgeisterei aller Art zu ergreifende Wirklichkeit gemeint, wie sie im Verlaufe der deutschen Geistes- und Glaubensgeschichte wiederholt in Erscheinung getreten ist. Genannt seien hier im übrigen so verschieden geartete Geister wie Meister Eckhart, selbst Luther, ferner Leibniz, Kant, Fichte, Hegel, Goethe, Friedrich der Große, Bismarck, um nur einige Große aus unserer Historie zu nennen. Sie alle sind nämlich zugleich Repräsentanten jenes Glaubens oder wenigstens auch jenes Glaubens, der letztlich in dem Faktum des Selbstvertrauens im dargelegten Sinne gründet, ja mit ihm zusammenfällt. Sollte das nicht im Grunde dasselbe Vertrauen und damit derselbe Glaube sein, der die heutige Führung des Großdeutschen Reiches und vor allem die es tragende und bestimmende Bewegung, diese politische Repräsentantin deutscher Glaubenskraft in unserer Zeit schlechthin, erfüllt? Sein Zusammenbruch fiele mit dem Aufhören der deutschen Existenz zusammen. Daran wird erkennbar, was Glaube hier heißt: er ist das Gegengewicht gegen ausgemachte drohende Sinnlosigkeit und Volkstod.

Zweitens erweist sich hier die Abgrenzung gegenüber jenen Perspektiven als unumgänglich, wie sie neuerdings beispielsweise P. Althaus im „Deutschen Pfarrerblatt" oder auch katholische Kirchenmänner mit dem Hinweis auf „Feindesliebe auch jetzt" geltend gemacht haben. Denn worauf gründen sich alle diese Überlegungen? Doch darauf, daß man dem deutschen Selbstvertrauen nicht alles anvertrauen will und darf, sollen bestimmte, im übrigen in sich gewiß sehr gewichtige und auch bemerkenswerte Theologomena nicht gefährdet werden. Hier ist nun darauf hinzuweisen, daß in unseren Darlegungen allerdings ganz ausdrücklich vom Glauben in einem gänzlich untheologischen Sinne die Rede war, wobei uns bewußt ist, daß hier immer wieder das viel gebrauchte Argument auftauchen muß und möglich ist, dieser Rede vom Glauben fehlten der zureichende Grund und nötige Tiefgang. An dieser Stelle kommt es dann aber doch immer wieder darauf an, wie man sich selbst als Glaubenden versteht, entweder nämlich so, daß man auf jene Theologomena bzw. auf die mit ihnen bezeichnete Sache zurückgreift, oder aber — nach vorangegangener Einsicht in den Gesetztheitscharakter dieser Theologomena, der sie als etwas gleichsam Willkürliches erscheinen läßt — so, daß man schlicht sieht, wie weit man mit dem Selbstvertrauen im Sinne der a priori ausgeschlossenen Selbstpreisgabe kommt. Sollten wir uns nicht am Ende mit diesem Wenigen bescheiden, weil ein legitimes Mehr, das dann auch in fragloser wissenschaftlicher Geltung steht, nicht zur Verfügung ist?

Digitized by Google

Abschließend sei festgestellt, daß die Kräfte deutschen Selbstvertrauens und damit natürlicher deutscher Glaubensfähigkeit insbesondere heute in einem geschichtlichen Kampf auf Tod und Leben stehen, in welchem sie sich zu bewähren gehalten sind und ja auch schon vielfach bewährt haben. Dabei kann niemand an der Tatsache vorübergehen, daß es sich letztlich um die Auseinandersetzung zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus handelt. Aus ihrem Eigenen heraus stehen diese beiden Mächte heute im wohl kompromißlosen Kampf. Demgegenüber erscheint die Position der Angelsachsen diesseits und jenseits des Atlantik in der Hauptsache als vom Widerspruch gegen den Nationalsozialismus, weil er Sozialismus ist, nicht aber als aus einer in sich homogenen und bemerkenswerten eigenen Ideologie bestimmt. Wie die Dinge liegen, käme danach ein Unterliegen der deutschen Kraft, und das heißt primär: des deutschen Glaubens an eine europäische Zukunft unter deutscher Führung, der Bolschewisierung Europas gleich. Nach dieser Richtung hin erweist sich übrigens die Schrift des schwedischen Gelehrten K. Olivecrona über „Europa und Amerika" (Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1943) insofern als bemerkenswert instruktiv, als sie bereits im Mai 1941, also vor dem Kriegseintritt Sowjetrußlands und auch Amerikas, geschrieben ist. Außergewöhnlich aufschlußreich, ja erregend sind aber dann vor allem die Ausführungen, die der schweizerische Journalist P. Gentizon in „Le Mois Suisse" (Montreux, Mai 1943) gemacht hat, deren deutsche Übersetzung erstmalig in den „Nationalen Monatsheften" (Zürich, Juni 1943) und dann in der Zeitschrift „Die Auslese" (Berlin, September 1943) erschienen ist. Angesichts dieser Ausführungen bekommt das, was in unseren Darlegungen Glaube heißt, Gelegenheit, sich selbst kennenzulernen und vor der Geschichte zu erproben.

Gentizon schreibt u. a.: Von außen habe Europa keine Hilfe zu erwarten; insbesondere deute alles darauf hin, daß England und Amerika nicht imstande wären, den Aspirationen einer siegreichen Sowjetarmee einen Damm entgegenzusetzen. „Die Sowjetunion kämpft einzig und allein, um Europa zu bolschewisieren, während die Engländer und Amerikaner darauf ausgehen, das faschistische und das nationalsozialistische Regime in die Knie zu zwingen und sie durch liberale und demokratische Regierungen zu ersetzen. Der Krieg der Sowjets ist infolgedessen keineswegs der gleiche Krieg wie derjenige der Engländer und Amerikaner." Gentizon fügt hinzu: „Je mehr der Krieg sich in die Länge zieht und je höher sich die Ruinen auftürmen, desto größer wird die Gefahr. Es wäre daher unverantwortlich, den Ernst der Stunde zu verkennen. Der Kommunismus kämpft nicht, um mehr oder weniger geographische Grenzen wiederherzustellen. Er kämpft, um Europa seinen Willen aufzuzwingen. Sein Sieg wäre das Signal zu einer europäischen Katastrophe. Diese Katastrophe aber würde nichts anderes bedeuten als die Rückkehr zu den ältesten Formen der Sklaverei."

Inzwischen hat nun der amerikanische Vizepräsident Wallace „die Vision eines dritten Weltkrieges an die Wand gemalt für den Fall, daß es den großen Demokratien und der Sowjetunion nicht gelingen würde, vor Abschluß des gegenwärtigen Krieges sich in befriedigender Weise zu verstän-

Digitized by Google

digen". Gentizon bemerkt dazu: „Es springt in die Augen, daß Deutschland im Falle einer Niederlage gezwungen sein wird, die bolschewistisch-asiatische Doktrin anzunehmen", zumal bisher nur die Angelsachsen die Vernichtung des Reiches angedroht hätten, während Sowjetrußland lediglich seine Bolschewisierung im Auge habe. Daß auch sie einer Vernichtung gleichkäme, kann nun freilich nicht zweifelhaft sein. Gentizon selbst hält es jedoch für „logisch", „daß Deutschland, wenn es gezwungen würde, die Knie zu beugen, ohne Zweifel einen Wechsel der Doktrin dem Tode vorzöge. Aber niemand kann verkennen, was das bedeuten würde: es wäre eine wahre Umstülpung des ganzen Gravitationszentrums unseres Kontinents. Das geographische Herz Europas wäre dann nichts anderes mehr als ein Abgrund, in welchen alle Staaten Europas einer nach dem anderen unweigerlich hinabstürzen würden". Auch das sei eine „elementare Wahrheit, vor welcher sich die Welt beugen muß".

Wir sind auf die Perspektiven und Prognosen Gentizons, über deren Recht oder Unrecht wir im übrigen nicht zu befinden haben, eingegangen, weil sie mit bemerkenswertem Ernst geschichtliche Möglichkeiten aufzeigen, die, verzichtet man einmal ganz bewußt und entschlossen auf ihre Erweichung, einsichtig machen können, daß das Glauben zugleich immer ein Dennoch des Glaubens ist, wie als erster übrigens, wenn auch in anderen Sinnzusammenhängen, aber auch wieder nicht so entfernt, wie man zunächst meinen sollte, Luther erkannt hat. Die Wissenschaft kann sich hier insofern als förderlich erweisen, als sie diesen Zusammenhang als solchen wenigstens in etwas aufzuhellen vermag.

Digitized by Google

Otto Bittner:

Führung und Ordnung im Werden des Reiches

Führend beeinflußte nur eine einzige Macht die Geschichte des Reiches: die Macht der Rasse.

Vielfältig und zusammengesponnen ist die Verwurzelung des Volkes in die mannigfachen Blutströme. Die Rasse des Reiches jedoch ist die nordische.

Im Volk verwebt sich das nordische Rassentum anderen, sie einbeziehend, überlagernd, oftmals allerdings in Ausläufern diesen anderen auch unterworfen. Beharrend aber bleibt das eigenartig Nordische, dessen Mischungstypen in ihren verschiedenartigen Ordnungen die Stämme deutschen Blutes formen.

Vor dem gleichsam neu entdeckten Einen, dem Volk, ist das Phänomen der Stammbindung der Deutschen vielfach vernachlässigt worden. Dennoch vermag gerade die Betrachtung der Stämme und der anderen, engeren Ordnungen des Volkes uns vielfältige Erkenntnisse der eigenen Art und der ihr gemäßen Ordnung zu vermitteln.

Übernimmt man landläufige Einteilungen, so lernt man die deutsche Geschichte kennen als die Folge von Herrschaftszeiten der fränkischen Kaiser, der sächsischen Kaiser vorerst. Staufer, Welfen, Luxemburger, Habsburger und Hohenzollern folgen, Geschlechter also, die nicht mehr Kaiser und Könige eines Stammes sind, sondern Sippen höherer Ordnung, Führersippen damit, deren Gefüge über die Stammesbereiche weit hinaus das Abendland überlagert. Das bloße Erscheinungsbild zeigt für das Stammeskaisertum auch noch eine ausgeprägte Bedeutung der Stammesherzoge und ihrer Stämme: Erinnern wir uns etwa an die Stellung der Schwaben und ihrer Führer in dieser Zeit. Später aber treten die Führersippen so weit in den Vordergrund, daß ihre Bereiche souverän über stammhafte und territoriale Belange (und durch diese hindurch) Selbständigkeit gewinnen.

Der Leser wird schon bei einem Satze gestutzt haben: dort nämlich, wo ich von den Führern der Schwaben sprach. Ich weiß, daß ich damit eine wenig übliche Bezeichnung gewählt habe. Nicht ohne Absicht. Denn diese Bezeichnung ist nicht unlogisch, sie ist nur ein Zeichen einer aktuellen Betrachtung eines historischen Sachverhaltes.

Wir müssen an dieser Stelle jedoch bereits ein wenig in die grundsätzlichen Erwägungen eintreten, die dieser Aufsatz anregen will. Geben wir zu, daß etwa das bekannte Reichsbild des Westfälischen Friedens eine Zerstückelung des Reiches in an dreihundert eigennamige Ordnungen zeigt, so werden wir uns am Rande bewußt, daß wir auf diese „Höhe" der territorialen Zersplitterung bisher mit einer starken Befangenheit geblickt haben. Einer Befangenheit, die es uns möglich machte, es auch wissenschaftlich einfach zu übersehen, daß es sich nebenbei um eine Vielheit und Fundgrube von Machtordnungen auf unserem Volksboden handelt, deren jede für uns Heutige zwar politisch ein Greuel ist, der wissenschaftlichen Betrachtung aber eine germanische Ordnungsform zeigt, und damit Zugang zu den Gesetzen germanischer Ordnungsgestaltung bietet.

Wir haben uns im gebotenen Rahmen auf das Oberflächliche zu beschränken und dieser Oberfläche bloß Anregungen und Vermutungen zu entnehmen, bestimmt, uns weiter zu führen. Gerade auf unserem Gebiet handelt es sich noch längst nicht darum, Thesen aufzustellen oder Erkenntnisse vorzutragen, sondern darum, Erkenntnisse zu vermitteln, indem wir Grundlagen für sie bezeichnen.

Digitized by Google

Wir sprachen darum ausdrücklich von „Reichs"-Geschichte. Sehen wir das „Reich" als den „Gesetz gewordenen Willen unserer Rasse" (Benatzky), so wäre nichts klarer als der Schluß vom Gesetz auf den Willen, vom Willen aber auf die Rasse selbst. Wir haben zwar, bezwungen von der Notwendigkeit der politischen Forderung den Willen des Volkes (heute und hier!) als einzige Grundlage des Reiches von morgen erkannt. Das Anliegen dieses Aufsatzes weist jedoch in die entgegengesetzte Richtung, zur politischen Erkenntnis also, der Feststellung der Art aus der Feststellung der ihr gemäßen Ordnung.

Wir sind im heutigen, politischen Kampf an Vorwürfe gewöhnt: Die angeregte Betrachtung mag im Kampf gegen einige von ihnen wesentlich sein.

Unsere Feinde behaupten da etwa: Die politische Führung sei dem Volkswillen wesensfremd, sie sei nämlich undemokratisch nach innen und imperialistisch nach außen. Das Volk wird deshalb im Ausland nach Bedarf als vergewaltigter Klub der Dichter und Denker gesehen, dem der machtlose Naturschutzpark die einzige, artgemäße Lebensform sei, oder aber als Bund von Blutdürstigen, Stiefeltretern und Tyrannen, die wiederum nur in diversen demokratischen Museen neben Sauriern und Waranen einer pazifistischen Zukunft entgegengeführt werden könnten. Es wird, wie man immer wieder sieht, propagandistisch ein nicht geringer Gebrauch davon gemacht, daß unsere „politische Art und Weise" nicht genug klargestellt ist. Nach Bedarf sind wir „Romantiker" oder „Wandalen", wobei die Wandalen und ihre Staatsgründung entsprechend dem Sprachgebrauch des mittelmeerischen Geschichtsschreibers Victor Vitensis etwa so wie britische Bomberkapitäne geschildert werden, die Romantiker aber als ein friedsames, Magiern und Maurern westlicher Herkunft ergebenes Dichtervölkchen.

Wir verfügen nun aber immerhin als „Reich" über eine mehr als tausendjährige Geschichte. Eine Geschichte, in der wir nicht immer „ohnmächtig" und „zersplittert", sondern auch manchmal sehr wohl in der Lage waren, unseren Willen zum Gesetz bedeutender Räume zu machen, die nicht unseres Volkes eigentlicher und engerer Lebensraum waren. Bewußt spreche ich vom Willen des Volkes. Denn dieser bildete ja das jeweilige „Reich" auch dann, wenn er nur durch die Vermittlung von Herrschergeschlechtern in Herrschaftsräumen in Erscheinung trat, solange nicht die überstaatlichen Querverbindungen der Dynastien stärker waren als ihre Volks- und Stammesverbindungen und dann die Dynastie selbst zu einer übervölkischen und überstaatlichen Macht in Anlehnung an die anderen, überstaatlichen Mächte gebracht wurde.

Die Geschichte aller Ordnungen des Volkes ist für uns im eigentlichen Sinn „Reichsgeschichte". Nehmen wir getrost jede, nur geschehene Weise der Machtbildung von Deutschen und über Deutsche als Reichsgeschichte in diesem umfassenden Sinn an: sie vermag immer zweifach als Grundlage der Rassenerkenntnis zu dienen. Als Grundlage der Führererkenntnis und der Erkenntnis des Gefolgschaft leistenden Volkes. Wir unterscheiden hier absichtlich. Denn es wäre schwierig, etwa den Halbprzemysliden Karl IV. von Luxemburg deshalb, weil er deutscher Kaiser war, auch persönlich als völkischen Repräsentanten zu sehen. Dennoch war sein persönlicher Führungs- und Ordnungsgedanke, wie er in seinem Reichsaufbau durch Stärkung der Territorialfürsten gegen Reichsstadt und Hanse zum Ausdruck kommt, „Reichsgedanke" eines Europäers, der vom Territorium her denkt und das Volk aus seinem eigenen Mischblut nur als Objekt nicht als Subjekt der Politik sehen kann. In diesem Augenblick der Wendung der Reichsordnung von der Volksordnung zur autonomen Dynastie sehen wir daher auch das Entstehen vom Volk unabhängiger, internationaler Herrschaftsideen, die gerade in Karls Freundschaft mit dem Reichsfeind Waldemar Atterdag von Dänemark zum Ausdruck kommt.

Digitized by Google

Wir wollen uns auf diesem Wege politischer Nutzung geschichtlicher Erkenntnisse von Zweckhaftigkeiten der Feststellung besonders fernhalten: denn es ist schon unter gewöhnlichen Umständen bedenklich, zu anderen als schildernden Zwecken politische Reaktionen zusammenzufassen und dauernde, politische Ideen mit dieser Kombinatorik zu untermauern. Diese Bedenklichkeit darf uns jedoch nicht so weit führen, daß wir das gegenteilige Streben ebenfalls verurteilen. Denn unser politisches und historisches Denken geht von einer Kontinuität aus: der der Rasse. Bereit, im Einzelfalle sogar den jeweils maßgebenden, rassefremden Einfluß auf die Geschichte des Reiches festzustellen, müssen wir es doch auf das entschiedenste ablehnen, die ganze Reichsgeschichte, betrachtet wie immer, mit manchen Autoren zu beklagen als eine Geschichte von Verirrungen, aus der jeweils als weiße Raben etwa drei Kaiser oder drei Philosophen als „in Ordnung" hervorgehoben werden. Wir bekennen uns zur Kontinuität der Rasse und damit aber auch zur Totalität ihrer Geschichte. Hätten wir doch jeden Führungsanspruch vor uns selbst verwirkt, wenn es nicht einmal uns selbst gelänge, unser Reich und unsere Kraft in jeder Phase unserer Geschichte wiederzufinden, sei es mit, sei es gegen den aktuellen Herrschaftszustand, immer aber in der Geschichte.

Glücklicherweise rennen wir mit dieser Behauptung oft schon offene Türen ein. Dennoch müssen gerade wir uns hier sehr nachdrücklich auf sie besinnen.

Wir meinen, damit nun ein Grundproblem berührt zu haben. Ist es uns doch schon zur Gewohnheit geworden, das Recht und die Ordnung des Reiches in der Geschichte schlechthin als volksfremd zu bezeichnen, ohne daß wir uns jemals gefragt hätten, was denn die ständige widerstandslose Duldung derartiger Systeme über uns selbst aussage.

Für den Anfang unserer Reichsgeschichte mag es zutreffen: Das germanische Reich als Vormacht des europäischen Raumes nahm sofort eine seltsame Stellung ein, in der sich Außenpolitik und Innenpolitik, öffentliches und privates Recht kaum mehr gegeneinander abgrenzen lassen. Für Karl den Großen war die Welt kein völkerrechtliches Problem, sondern eine Machtfrage. Er trat mit einem kraftvollen Herrschaftsanspruch auf, den er für den abendländischen Bereich mit der Übernahme der römischen Cäsarenwürde legitimierte. In diesem Schritt wurden sofort weitere, ungermanische Formen und Inhalte mitübernommen. Die politische Aufgabe war jedoch um nichts geringer als die Ordnung des gesamten, abendländischen Raumes nach der Vormacht hin. Denn schon streiften an der Küste des Reiches die Wikinger, schon machte sich ein „äußerer" Feind angreifend bemerkbar. Daraus mußte eine Straffung der Reichsordnung zweckmäßig werden, wie denn auch das zentrale System der karolingischen Verfassung nicht mehr überboten worden war. Karl aber beherrschte noch sowohl Ordnung wie Inhalt, während seine Nachfolger von der ungeheueren, zentralisierten Organisation erdrückt wurden und ihr nicht mehr ihren persönlichen, germanischen Führercharakter aufprägen konnten. Nehmen wir es getrost als Tatsache an: Das römische Staatsrecht war zwar nicht germanisch, es war aber ein geschliffenes und neutrales Instrument in der Hand jeder starken Persönlichkeit für jeden staatspolitischen Zweck. Auch ein germanischer Führer konnte es zur Durchsetzung seines Willens mit Erfolg verwenden, wie es denn auch oft genug geschehen ist. Schwächlinge wurden jedoch von der fremden Ordnung erwürgt, die Ordnung wurde sofort zum automatischen Beamtenstaat, das Reich zum Imperium.

Die innere Ordnung des karolingischen Reiches schuf jedoch sofort zwei Grundtypen von Führungs- bzw. Ordnungsformen, die für die Reichsgeschichte dauernde Bedeutung erlangen sollten: Stammesherzog und Markgraf oder eben Stamm und Mark an sich. Die Unterscheidung zwischen den Ordnungen der Marken und des

Digitized by Google

weiterhin stammesmäßig geordneten „Inlands" ist folgenreich geworden. Die Marken, Wehrgebiete des Grenzlandes, sind vorweg immer wieder aus dem ganzen Reich besiedelt worden. Die Markenstämme, die späteren Brandenburger und Preußen, Schlesier, Österreicher, sind nicht als Schwaben, Franken, Baiern oder Sachsen, sondern als Zusammenfassungen aller dieser Stämme anzusehen, die von der damaligen Reichsordnung in den damaligen Ostraum gerufen wurden.

Sie fanden dort eine durchwegs militärische Ordnung vor. Die Markgrafen waren innenpolitisch ja immer sehr stark: Sie hatten nicht auf wohlerworbene Rechte zu achten, gegründete Städte waren von allem Anfang an ihre und nicht des Reiches Städte und selbst, wenn sie Reichsfreiheit oder eine andere materielle Unabhängigkeit erlangten, blieb doch ihr Verhältnis zu dem Gründer und Landesherren innig, mag man nun Lübecks Stellung zu den Welfen, die Haltung von Rostock und Wismar zu den mecklenburgischen Herzögen oder die freie Reichsstadt Wien betrachten. Die Markgrafen verfügten weiter immer über umfassende Vollmachten und eine hinreichend starke Militärmacht. Kam in ihren Ländern ein Adel hoch, der sich gegen sie stellte, so bot dessen Überwältigung meist recht geringe Schwierigkeiten. Anderseits genoß der Adel, der sich nach dem Landesherrn richtete, sofort eine besonders günstige, offiziersähnliche Stellung, die ihn aus Streitigkeiten mit gleichgestellten, reichsfreien Ordnungen wie Städten oder auch Bistümern heraushielt. Das „gemeine Volk" endlich war ja auch meist nur auf irgendwelche Versprechungen hin ins Land gekommen. Meist waren es Unternehmungslustige, Kräftige, Auswanderer im Reich, denen Schutz und auch immer eine gewisse, höhere Freiheit geboten wurde. Stand zwar wie überall ein relativ strenges grundherrliches Regime über ihnen, so war dort durch die ständige Gefahr der Mensch kostbarer als anderswo und seiner wurde besser geachtet.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß der Markenverfassung bis zum letzten Mann etwas von jener „Freiheit des Soldaten" innewohnte, die auch nur der Soldat versteht und sie dort findet, wo der Außenstehende eben von Kommiß und dergleichen mehr redet. Eine wesentliche Zeit deutscher Geschichte ist damit innerlich von dem Widerspiel zwischen Stamm und Mark beherrscht worden; die ständigen außenpolitischen Aufgaben der Marken, die mit einem vergleichsweise geringen Aufgebot an Menschen bewältigt werden mußten, boten ihnen Gelegenheit, immer frisches Blut in den Führungskreis aufsteigen zu lassen. Aber auch abseits des Soldatischen gedieh manches: Die „unfreien Städte" lagen abseits der großen Handelslinien an Rhein und See. Gerade die nach dem Südosten blickenden brachten eine eigene, gewerbliche und handwerkliche Kultur zur Reife, getragen von Männern, die zwar keine autonomen Handelsherren, sondern — oft genug — deren entlaufene Gesellen waren. Nebenbei bemerkt war es hier sehr wesentlich, daß diese, von einer einheitlichen Gewalt beherrschten Gebiete zuerst eine durchaus einheitliche Finanzpolitik zu spüren bekamen: Die Bankiers des Südostens waren — von Tirol bis in die Slowakei — die Fugger, deren eigentliches wirtschaftliches Terrain die habsburgischen Erblande waren. Die Ausbildung des Banksystems in Verbindung mit der Markenherrschaft findet ihr Spiegelbild in dem norddeutschen Bund freier Städte, der Hanse, aufsteigend aus einem herrschaftsmäßig vielfach durchbrochenen Stammesboden. Eines der interessantesten Beispiele einer Auseinandersetzung beider Systeme ist die Geschichte der politischen Beziehungen zwischen Hanse und Deutschem Ritterorden, welchletzterer ja trotz seiner Sondergestalt ein Idealfall der „Mark" in unserem Sinne ist.

Während sich im Gebiet der vier Stämme des Reichsinneren auf beschränktem Raum eine Unzahl von Ordnungen wider einander absetzte, die nur mehr vom römischen Recht und seinen Gestaltformen auseinandergehalten wurde, standen die Mar-

Digitized by Google

ken nach Osten unberührt. Im Südosten karolingische Marken, im Nordosten Marken der welfischen, brandenburgischen, ordensritterlichen Ordnung. Im Westen stand nichts. Unberührt blieb, so weit man sehen kann, der lotharingische Raum ja keineswegs von Ordnungsversuchen. Doch nur den Herzögen von Burgund ist es für einen Atemzug der Geschichte gelungen, den Westen als Mark zu schließen. Das Werk verging mit Karl dem Kühnen oder besser mit seinem Kanzler Niklas Rolin. Die lothringischen Herzöge und spanischen Residenten, die in der Folge des Kampfes um diesen Raum als Vertreter des Reiches zu betrachten sind, hatten Führungs- und Ordnungsgewalt ja nur in beschränkten Gebieten und kurzen Augenblicken. Dennoch aber bietet die Geschichte des burgundischen Kreises des Reiches Maximilians und Karls V. zwar keinen richtigen Beweis einer einheitlichen Politik mehr, sie ist aber doch bedeutungsvoll als der bis in die Tage Maria Theresias fortgesetzte Versuch der Habsburger, Westmarken zu schaffen, die den Ostmarken gleichwertig waren. Immer wieder wurde dieser Versuch jedoch zunichte, weil das Hauptinteressengebiet Habsburgs der Osten des Reiches bleiben mußte und eine konkrete Machtbildung im Westraum über kurz oder lang von Frankreich oder England her zerschlagen worden wäre. Wagt jemand zu entscheiden, was aus der ganzen Reichsgeschichte geworden wäre, wenn Wien die ursprünglichen Wünsche Friedrichs des Großen nach einer Westexpansion Preußens zum Rhein und den Niederlanden hin anerkannt hätte? Denn die Niederlande sind in der Markengeschichte bedeutungsvoll geworden: Wie sehr wurde doch der Aufbau Preußens, Schlesiens unter den Zollern gerade dadurch gefördert, daß in hellen Scharen gerade niederländische Kolonisten aus Flandern, Holland, aber eben besonders aus den habsburgischen Niederlanden ins Land kamen und eine bevölkerungsmäßige Querverbindung herstellten, aus der dann Friedrich der Große die machtpolitische Konsequenz hätte ziehen können. Es mag sein, daß Friedrich der Große dann seinen siebenjährigen Krieg niemals hätte führen müssen, weil er als der größte Feldherr im Reich den Westen nach Prinz Eugen weiter gesichert hätte ... Doch sind dies wenig fruchtbare Spekulationen, aus denen für unseren Zweck nur festzustellen bleibt, daß es zu einer geschlossenen, machtvollen Mark im Westen niemals gekommen ist.

Für die Habsburger, die in den Ostmarken standen, war ja bereits das Innere des Reiches, das bairische und schwäbische Stammesgebiet, machtmäßig Ausland und die weltverlorenen Besitzungen in Schwaben und im Elsaß weit abgelegen. Nach Westen, ins Reich hinein wandernd, geriet man in ein Gewirr von Freiheiten und Gerechtsamen meist handelspolitischer Natur, die aber durch Geld gestützt und demgemäß recht wehrhaft waren. Die Markenführer haben diese Städte und Bistümer, Reichsritter und Reichsfreien durch Einsatz ihrer vielgeschmähten Hausmacht durch Jahrhunderte immer wieder vor der drohenden Fremdherrschaft gerettet.

In allem jedoch — und dies wiederum als durchaus logische Folge des geschilderten Zustandes gesehen — verfielen die Marken einer gewissen, innerlichen Verfremdung. Ihre Führungsordnung war zum Segen des Reiches nicht freiheitsbestimmt. Sie stand nicht als Freiheit gegen das Reich, sondern als Disziplin für das Reich.

Betrachten wir das Gegenbild: Franken, Sachsen und Schwaben hielten die Kaisermacht nacheinander in Händen. Die letzteren als Staufer schon im Widerspiel mit den Welfen, die von Bayern und Sachsen her die rheinisch-schwäbische Hausmacht der Staufer flankierten, sind ursprünglich jedenfalls ausgesprochene Schwabenführer gewesen und von ihrer schwäbischen Macht zur Höhe ihrer Weltpolitik getragen worden. Sie waren damit Kaiser, die von der Mitte des Karolingerreiches ausgingen — und damit von der handelspolitischen Achse zwischen Italien und Flandern — gleichzeitig aber Kämpfer der Westgrenze, die sich im Aufstieg

Digitized by Google

Frankreichs und im Niedergang Burgunds immer deutlicher ausprägte. (Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man in der geschichtlichen Zusammenschau auch weiterhin den Stamm der Schwaben als geschichtsbestimmend ansieht: Gingen doch vom schwäbischen Raum und von schwäbischen Geschlechtern nahezu alle Probleme der neueren Reichsgeschichte und oft genug ihre Lösungen aus. Des schwäbischen Stammes ausgesprochener Gegensatz zu seiner Umgebung, sein Reichtum an Führergestalten, aber auch die unglückliche politische Lenkung dieser Führergestalten nach innen und der daraus entspringende Partikularismus wurden für die politische Rolle der Schwaben im Reich bestimmend.)

Kennzeichnend für den ganzen schwäbischen, fränkischen und hier auch den obersächsisch-thüringischen Raum ist die erschütternde Kleinräumigkeit, in der sich gerade noch die stärksten Sippen einen Fetzen Landes als ihren persönlichen Ordnungsbereich sichern können. Die Stärksten aber eben nur; das Gros, das vielleicht nur machtpolitisch weniger begünstigt, persönlich aber reichlich ebenso befähigt gewesen sein mag, entzog sich den Mächtigeren in die Städte und Bistümer, vornehmlich aber in erstere, in denen keine, auch keine geistliche Oberhoheit zu spüren war.

Die Wahl, vor die dieser Raum bis in die jüngste Zeit hinein seine Menschen gestellt hat, hieß „Einordnen oder Auswandern!". Zum Segen der völkischen Substanz der Reichsmarken vollzog sich die Auswanderung durch Jahrhunderte. Zum Unsegen wurde sie im 18. und 19. Jahrhundert, wo der Strom der Auswanderer immer stärker nach Übersee floß.

◆

Verfolgen wir die Zweiheit von Stamm und Mark in diesem Sinne, so halten wir vorerst fest, daß sich innerhalb des geschlossenen Stammes eine Ordnungsvielheit, innerhalb der Mark eine Ordnungseinheit darstellt. Wir führen dies letztere neben den historischen Gründen, die wir angedeutet haben, vor allem darauf zurück, daß die Mark nie so engräumig war wie das Stammesgebiet, und daß sie durch ihre einheitliche Ordnung und Führung gewissermaßen nur auf den Bevölkerungsdruck wartete, um sich weiterzudehnen. Dementsprechend rief sie diesen Bevölkerungsdruck durch Einwanderungswerbung in den Stammesgebieten bewußt hervor. Die Werbung der Banater Schwaben, der Siebenbürger Sachsen müssen wir in diesem Sinne aber als ebenso positiv ansehen, wie die Werbung der Niederländer durch Preußen und Schlesien, obwohl der Fortzug dieser letzteren die eine Mark schwächte, um die andere zu stärken. Denn wir können feststellen, daß durch die niederländische West-Ost-Wanderung sehr oft stark westische und nicht mehr rein germanische Menschen in den germanischen Raum gebracht und durch ihre neue Vorpostenstellung zur Anlehnung und zum Hineinwachsen in das ausgesprochene Deutschtum geführt wurden. Denn den friesisch-fälischen, rein germanischen Menschen des Nordwestens war immer eine ganz besondere Seßhaftigkeit eigen, sie schlossen sich auch den Querwanderungen nicht so sehr an, wie Flamen und vor allem Wallonen, die damit ihr Volkstum letztlich zu beiden Seiten Deutschlands für dasselbe und in dasselbe einsetzten. Die über den ganzen norddeutschen Raum hin so entstehende west-fälische Mischung hat sowohl in ihren westischen wie in ihren fälischen Spitzentypen rein deutsche Menschen entstehen lassen, da gerade dieser Raum in seiner Mitte eine starke völkisch-nordische Rassengrundlage hat und das nordische Blut schon immer eher an den Grenzen als in der sicheren Mitte seines Lebensraumes zu finden war.

Die rassenpolitische Bedeutung der werbenden Kraft der freien Ordnung mag an diesem Beispiel dargestellt sein. Denn ist es nicht auffällig, daß die Markenstämme die letzten Jahrhunderte der deutschen Geschichte geformt haben, wenn immer sie

Digitized by Google

aus den Stämmen des Reichsinneren Führer und Gefolgsmänner zu ihren Grenzen riefen.

Die Mark steigerte sich zur reinen Macht. Die Markenführer wurden zu Dynasten, ihre Sippenpolitik Weltpolitik. An ihre Höfe kam ein über ganz Europa hin verschwägerter Welt-Adel, der seine Linien in allen Nationen aufwies, der in diesen Nationen teils aus den vorhandenen Führerschichten hervorgegangen war, teils aber auch, anderswoher kommend, unter die Führerschichten und Herrschergeschlechter der anderen Nationen geheiratet hatte. Nation — hier absichtlich nicht Volk! — war für diese Führer ein durchaus relativer Begriff. Zu wesentlichsten Teilen waren sie ja rassisch einheitlich, Sprossen des großen nordischen Stromes, der sich über das ganze Abendland hin ergossen und den verschiedensten Völkern ihre Führer gegeben hatte. Aber die Entwicklung dieses „europäischen" Adels in den Marken verlief gleich der des Markenführertums selbst. Er schuf eine oft betont heimatfremde Zwischenschicht, die nach oben, auf den Herrscher ausgerichtet in dem Unten nur Substanz oder Objekt sah. Freilich wurde von unten Kommendes aufgenommen: Aber viel öfter kamen irgendwelche als ebenbürtig angesehenen Häuptlinge des zu kolonisierenden Markenvorlandes in den eigentlichen Markenadel hinein und es ist bedauerlich aber notwendig, festzustellen, daß das „Volk" bis in die neueste Zeit eine Versippung mit dem fremden Volkstum aus gesunden Gründen abgelehnt, der Adel aber diese selbe Versippung mit der fremden Führung längst vollzogen hatte.

Wir haben hier nur in kurzen Zügen auf einen Entwicklungsabschnitt hingewiesen, der zu einem Weg gehört, den wir als Internationalisierung des Markensystems bezeichnen wollen. Man hat früher und für frühere Zeiten den Begriff einer „Internationale des Rittertums" prägen wollen und dabei vergessen, daß es sich in diesem Abschnitt noch ganz eindeutig um eine rassisch einheitliche, nordische Führerschicht handelte, die sich eben über ganz Europa ausbreitete, und überall führend die an sich zog, die nach ihrem Gesetz zu leben gewillt waren. Die politische Union zwischen Mark und Vorland, die Vereinheitlichung der beiderseitigen Adelsklassen, hat eine eigene Führerschicht geschaffen, die nur unter einer absoluten Herrschaft denkbar war und gleichzeitig die völkische Kampfaufgabe der Mark sabotieren mußte. Denn während der eigentliche Markenadel in seinem Land heimatfremd war und nur seinem Herrscher gehörte, waren ja diese Fremden Führer ihrer Vorlandsnation, ihrer eigenen, völkischen Kraft entsprossen und vor allem treu. Sie konnten dem gemeinsamen Herrscher auf alle Fälle eine völkisch einheitliche und schlagkräftige Macht bringen und repräsentieren, während das Volk der Marken, die Deutschen des sich bildenden Staates, ohne eine blutgebundene Vertretung war und unter den verschiedensten Führern kämpfen mußte, Führern, die oft genug der eigentlich feindlichen Nation angehörten. Was Wunder, daß der Markenadel in seiner unglücklichen Situation auf die Gebiete der Ordnung und Verwaltung abgedrängt wurde und daß die Ordnung, die er in den Marken schuf, dem absoluten System eine internationale Ordnung gesellte?

In drangvoller Enge, in einer Enge, die voll vom Drang nach oben und außen war, standen inzwischen die rein deutschen Stämme des Reichsinnern. Rassenpolitisch sind die Folgen dieser Enge leicht abzusehen: Die nordischen und westischen Menschen, die Menschen der Einsamkeit und der Bewegung sonderten sich ab. Soweit es ihnen nicht gelang, in dem vielfältigen und komplizierten Ordnungs- und Führungssystem der Stammestradition Platz zu finden und zu behalten, suchten sie sich ihre Wege außerhalb. Die beharrenden Menschen, die fälischen und die alpinen Deutschen vermählten sich zumal im bayrisch-schwäbischen Raum immer enger. Auch hier bilden sich wieder zwei genau erkennbare Spitzentypen, die gewöhnlich als ostisch- und nordisch-dinarische Deutsche bezeichnet werden. Die letzteren, die

Digitized by Google

ich persönlich lieber nordisch-alpin nennen möchte, finden ihre Freiheit in der Einsamkeit der Höhen, die ja dem Härtesten und Einsamsten wenn auch keinen Reichtum, so doch Freiheit zu geben vermögen. Doch nur ein Bruchteil findet in die Berge, die, nach einem alten Wort, „höher sind als die Kronen". Die Erfolg und Gefolgschaft suchenden finden etwa gegen Ende des Siebenjährigen Krieges keinen Platz mehr in Deutschland und die Französische Revolution und, im Gefolge ihrer Ideen, die amerikanische Freiheit, entwindet sie dem Reich. Sie werden zu Verächtern der Zufriedenen im begrenzten Gebiet ihres flachen und unterjochten Ländchens und wandern.

Die einen werden von den Russen an die Wolga gerufen, die anderen von den Amerikanern in den Mittleren Westen. Nur wenige gehen den schweren und immer schwereren Weg nach den Marken des Reiches. Schwaben- und Sachsenzug nach der unteren Donau zeigen den Weg dieser Letzteren. Schon aber hat sich ihnen gegenüber in der Mitte der dazugehörigen Mark, in Wien, die Markenpolitik in eine vereinheitlichende Staatspolitik gewandelt, eine Politik, vor deren Gesetz und Obrigkeit die Staatsbürger gleich sind, und die diese Gleichheit anstrebt durch einen Kampf gegen Sonderrechte und Sonderaktionen. Es bedarf überdurchschnittlicher Führer, wie des Prinzen Eugen und hier vor allem auch des Lothringer Grafen Florimund von Mercy, um diesen Menschen noch ihr deutsches Leben zu sichern.

Kennzeichnend in mehr als einer Hinsicht ist jedoch die letzte Schöpfung ihrer Politik, die k. und k. Militärgrenze.

Wir stellen fest: Vorerst zum Schutz der vorgeschobenen Reichsmarken gegen die Türken, später aber immer ausgeprägter als soldatische, auch nach innen wirksame Grenzorganisation wird im Balkan- und Karpatengebiet eine eigene, soldatische Zivilorganisation geschaffen. Sie steht unter Militärverwaltung und ist militärisch aufgebaut. Von der Krain bis in die Walachei ziehen sich die Militärbezirke. Ihre Dörfer, Siedlerdörfer zumeist, stehen in soldatischer Ordnung. Die Siedler sind zu dauerndem Wehrdienst und Arbeitsdienst verpflichtet und erhalten hierfür Landnutzung und Hausrecht in ihrer Dorfgemarkung.

Bemerkenswert ist, daß im Gebiet der Militärgrenze jedoch eine, wie man sagt, „slawische" Bevölkerung, die Menschen der Balkanberge und ihres näheren Vorlandes, vom Reich her und unter soldatischer Führung der Mark zusammengeschlossen werden. Es sind Serben, Kroaten, Slowenen, Istrianer, Dalmatiner, Angehörige der Bergvölker des Balkans, gewohnt, unter dem ständigen Druck von Osten her die Waffen zu ergreifen und nun zusammengeschlossen von der diesem Druck entgegengebildeten Reichsordnung. Diese Bevölkerung ihrer teilweisen, sprachlichen Artung wegen mit dem Sammelnamen „Slawen" zu belegen und sie damit der Steppe und dem Russentum zuzuordnen, ist zu einem Brauch geworden, einem Brauch, der bei näherer Betrachtung immer weniger begründet erscheint. Wir können hier nicht die ausführlichen Darlegungen Janko J a n e f f s wiederholen, der den bündigen Beweis gegen die oft tendenziösen Versuche zur Vereinheitlichung der Ostvölker antritt. Doch wollen wir bemerken, daß diese Völker zwar im Gefolge der Goten so weit wir wissen aus der Steppe gekommen sind, und daß sie in dem ungeheueren Druck der von ihnen besetzten Rassenschwelle oft sprachlich und politisch die Rückbindung nach der Steppe lange genug gesucht haben —, daß jedoch diese „Bergskythen" (Janeff) in ihrem rassischen Erscheinungsbild selbst dem oberflächlichen Blick des Durchreisenden völlig verschieden von den eigentlichen „slawischen" Menschen erscheinen. Sie sind weder gedrungen noch ostisch, sind groß und schmal gewachsen, dunkel und in ihrem Auftreten so sehr ähnlich der nordisch-alpinen Mischung, daß man vom rassenkundlichen Standpunkt leicht über die ganzen Gebirge des Südens und Südostens die dinarische Einheitlichkeit feststellen kann. Dieser

Digitized by Google

dinarische Block steht zwischen vier andrängenden Gewalten: Norden, Nordosten, Südosten und Südwesten. Grundsätzlich dem Südosten entgegengerichtet und vor allem in den Türkenkriegen bewährt, haben sie in ihren eigenen Behauptungskämpfen die Waffen auch nach allen anderen Richtungen erhoben — an den tausendjährigen Krieg um die Adria sei hier nur erinnert. Geöffnet waren sie jedoch immer nach dem Norden.

Wer die Städte dieses Gebietes betritt, wird sofort versucht sein, ein „orientalisches Milieu" zu entdecken. Die eifrigsten Entdecker sind allerdings meist die, die den Balkan schon in Bayern zu wittern beginnen und die die sehr ausgeprägte und typisch dinarische L e b e n s f o r m für den rassischen Ausdruck etwelcher vorderasiatischer Einströmungen zu halten pflegen. Die Typen des Bergbauern, des Kriegers und des Händlers, die sich in dieser Lebensform ausgeprägt haben, unterscheiden sich jedoch als d i e tragenden Typen des dinarischen Raums schon durch ihre bäuerliche Bodenverbundenheit, ihr wehrhaftes Einzelmenschentum von allem wüstenländischen. Dieser Mensch — er hat seine Darstellung gleichermaßen in den Werken des Serben Mestrovic wie in denen des Tirolers Egger-Lienz gefunden — ist nicht nur äußerlich ähnlich, so oft man das behaupten hört. Man stelle etwa die instinktive Kampfstellung des dinarischen Menschen der österreichischen Alpen gegen den stark vom slawischen Norden her geprägten „Wiener" fest und vergleiche aber die zähe Liebe damit, mit der die Balkanmenschen an Wien als an ihrer Mitte und ihrer Reichshauptstadt hängen.

Das alpine Menschentum ist sehr — oft auch zu sehr — vom Mittelländischen her betrachtet worden. Die — doch erst in jüngster Zeit vollzogene — politische Vereinigung des italischen Raumes hat ihr Teil dazu getan, daß der tatsächlich grundsätzlich andere, süditalienische Mensch auf einmal zum Repräsentanten vorerst des Römertums, dann der Alpen und endlich auch noch des Rhein- und Alpenvorlandes wurde. Denn den typischen „Römerköpfen" ist eben dieser alpine Mensch viel ähnlicher als das Gros derer, die heute Süditalien bewohnen.

Wir möchten doch die Behauptung wagen, daß die einheitlichen Lebensbedingungen des Hochgebirges aus den von allen Richtungen her anströmenden Rassen, Völkern und Stämmen bestimmte Typen ausgelesen haben, den bäuerlichen und kriegerischen Bergbewohner, der nicht nur einen ganz bestimmten Charakter hat, sondern der auch politisch immer zum Reich und zur artgemäßen Sammlung seiner Kräfte drängte. Es ist eine Tragik sondergleichen, daß diese Alpenmenschen zwar immer mannigfachste Begabungen zeigten, daß sie aber nie wirklich große, politische Begabungen hervorgebracht haben: Gerade ihre Führungskräfte wurden meist ausgenützt aber nicht eingesetzt und betrachten wir die Gesichter der sogenannten Staatsmänner des Balkanraumes, so fällt uns vor allem auf, daß hier und nur hier ein Typ sich breit macht, der mit den Bauern und Soldaten der Berge nicht verwandt ist. Wievielen mag dies schon ganz nebenbei aufgefallen sein: Schmal, verschlossen, dunkel und hart stehen die mißtrauischen Bauern auf irgendeinem Bild vor einem dicken, beweglichen, eleganten Agitator, der sie dann außenpolitisch repräsentiert und behauptet, in der Lage zu sein, für sie zu sprechen. Von diesen politischen Hasardeuren, die unter sich etwa den verflossenen polnischen Volksführern viel ähnlicher sind als auch nur einem einzigen ihrer Wähler, von diesen typischen Städtern, die sich in ihren Hauptstädten und nur dort ein Glashaus von französischem Luxus schufen, ging auch der den Völkern selbst völlig wesensfremde, antideutsche Nationalismus dieser Staaten aus. Spracherfinder, Kulturapostel und nicht zuletzt eine nach dem Nordosten orientierte Kirchenpolitik haben ihr übriges dazu getan, um aus den Alpen- und Balkanmenschen Slawen steppenhafter Prägung zu machen.

Digitized by Google

Die k. und k. Militärgrenze nun sehen wir als den letzten Versuch des Reiches, hier von der soldatischen Gemeinsamkeit der Bergbewohner auszugehen und vorerst eine Einheit der Form zu schaffen, in der das Bauern- und Soldatentum der Bergmenschen sein Leben finden konnte. Denn, täuschen wir uns nicht, Wehrbauern können nicht aus jeder völkischen Substanz geformt werden. Die Vermählung von Bauerntum und Soldatentum in jedem einzelnen von Mann zu Mann ist, wo immer wir sie finden, Ausdruck der Rasse, die das Reich trägt!

Die k. und k. Militärgrenze ist der Vereinheitlichung erlegen. Die Wiener Vertreter der „inneren Internationale" des Habsburgerreiches waren ihr nicht grün. Und wie konnte es anders sein? Hier standen verschworene Kämpfer einer Reichseinheit, die sie selbst innerlich ablehnten, so getreue Beamte dieser Einheit sie auch waren.

Wir haben noch etwas zu erwähnen, das in diesem Zusammenhang bedeutungsvoll ist: die Rolle der viel zu wenigen Deutschen in diesem Raum. Ist es nicht eigenartig, daß sich gerade dort die ältesten deutschen Sprachinseln erhalten haben? Ist es nicht wiederum eigenartig, daß sich an der adriatischen Küste des Habsburgerstaates Menschen mit für deutschen Zungen schwer aussprechbaren Namen um die Marine des Habsburgerstaates sammelten? Ein tiefes Sinnbild ist die Gestalt des Admirals von Tegetthoff, des größten deutschen Seehelden des 19. Jahrhunderts. Er kommt aus Marburg an der Drau, ist selbst Abkömmling westfälischer Soldaten, hat aber auch schon Blut vom Blut des „Balkans" in sich. In seiner Mannschaft stehen deutsche und küstenländische Offiziere, seine Matrosen sind Istrianer und Dalmatiner, Angehörige der Fischerbevölkerung der kroatischen Küsten. Diese Fischer — nach ihnen nannte man Tegetthoffs Flotte „Pescatori-Flotte" — sind schon vor vielen Jahrhunderten berühmte und gefürchtete Seeräuber gewesen. Ihr ewiger Kleinkrieg gegen die Republik Venedig hatte schon zu Ausgang des Mittelalters ihre besten Kräfte auf die türkische Seite gedrängt. (Der türkische Befehlshaber in der Schlacht bei Lepanto, Uluch-Ali, war ein dalmatinischer Renegat, sein Besieger, der deutsche Admiral Don Juan d'Austria, kämpfte mit venezianischen Galeeren!) Tegetthoff, der dem Habsburgerreich die Seeherrschaft in der Adria erringt, steht noch an der Spitze von Mannschaften der kaiserlichen Militärgrenzbezirke. Als er im Schicksalsjahr 1871 stirbt, war eben auch die Militärgrenze den Bemühungen der Reichsverwaltung erlegen. Als 1918 die Reichsflagge an der Adria gestrichen wird, ist das Reich zum ersten Male seit fünfhundert Jahren von der Adria gewichen, denn im 15. Jahrhundert wurde die Grafschaft Telmans, das heutige Castel Duino bei Triest, reichsunmittelbar.

Wir haben durch diese Schilderung zu zeigen versucht, wie auch im Südosten die Reichsordnung eine Rasse zusammenfaßte, die heute durch die verschiedensten Sprachen und Nationalitäten zerrissen ist. Denn nur die Reichsordnung hatte zu jeder Zeit jene innere Weite, in der sich Völker und Rassen finden konnten — Völkerbünde und Völkerbündnisse, in deren Zeichen der blutigste, etatistische Imperialismus aufkam, scheinen ihr gegenüber eng und verkrampft.

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir immer nur von Beispielen ausgehend und unsystematisch, gleichsam tastend vorgehen können und nur da und dort das Grundproblem der Wechselbeziehungen von Ordnung und Rasse erfassen. Denn die Rasse ist ja das Gegebene. Die Ordnung kann innerhalb der Rasse, aber insbesondere innerhalb der vorliegenden Rassenmischungen typenbildend wirken. Sie schafft damit in gewisser Hinsicht eine Umwelt mit allen ihren Bedeutungen. Es ist aber nicht die Umwelt der Milieutheorie, die zu ihrer vollen Wirksamkeit vor allem passive Menschen erfordert und deshalb im eigentlichen nordischen Wirkungsraum und demgemäß in Deutschland nie entsprechend bedeutungsvoll werden

Digitized by Google

konnte. Das Ordnungsmilieu ist gestaltend und gestaltbar. Denn wir müssen vorweg feststellen: Die Umwelt „Stadt", „Land", „Küste", „Gebirge" sind für den Menschen gegeben, er vermag sich ihnen allenfalls durch Flucht zu entziehen, aber er kann für sich allein nichts aus ihnen machen, das ihren Charakter grundlegend verändert. Die Stadt der Zukunft und die wünschenswerte Lebensform des Landvolkes werden, wenn sie erreicht sind, nicht aus dem Willen der einzelnen Städter oder Bauern entstehen, sondern sie werden vorerst Ordnungen sein, die von der Führung persönlich gesetzt werden. Diese ordnende Macht der Führung ist in der Wissenschaft von den Ordnungen, vornehmlich der Wissenschaft vom öffentlichen Recht anonymisiert und entpersönlicht worden. Wir sprechen platterdings von „Absolutismus" und „Demokratie", von Sammelnamen, die es uns vergessen lassen, daß jede dieser Ordnungsformen letzten Endes Schöpfung einer ordnenden Persönlichkeit war und so stark war wie sie selbst oder auch der Wille ihrer Nachfolger, am Vorgegebenen festzuhalten. Man betrachte beispielsweise die Verschiedenheit von Benennungen eines Systems als „friderizianisch" oder als „aufgeklärten Absolutismus": Hier eine gestaltende Persönlichkeit, auf die der Kreis der Befugnisse abgestellt war, die eine Führerordnung schaffen und halten konnte, die unter dem schwächlichen Nachfolger in der gleichen Stellung eine Farce werden mußte, weil ein auch nur um ein weniges Kleinerer mit den großen Prärogativen des Königsamtes Friedrichs nichts anzufangen wußte. — Dort ein Name, der ebenso auch für den Sonnenkönig Ludwig XIV. zutreffen konnte, wenn sich dieser in einer gnädigen Stunde einmal die Wahrheit sagen ließ. Was denn anderes ist Ordnung als das Verhältnis des Führenden zu seiner Gefolgschaft? Wo sie aber der Führung oder der Gefolgschaft ermangelt, wo sie Form und Apparat, Staat an sich wird, wollen wir sie nicht Ordnung, sondern Organisation nennen. Denn wo Fremdes ist, ist ein Fremdwort am Platz.

Die Gestalter der Ordnungen aber werden so wie die in der Ordnung stehende Gefolgschaft erkennbar sein aus der Betrachtung der Ordnung selbst. Wir haben das Beispiel des Habsburgerreiches so ausführlich behandelt, weil gerade dort sich oft unter Schwächlingen zeigte, wie die Staatsorganisation anonym wurde, und nebenan Führerpersönlichkeiten, die nicht Kaiser waren, wie Wallenstein oder Prinz Eugen Ordnungen schufen, die Führungsordnungen waren. Denn es sei eben an dieser Stelle gesagt, daß die Ordnung der k.k. Militärgrenze geschaffen wurde von Albrecht von Wallenstein, der mitten im Dreißigjährigen Kriege, 1630, die Kraft zu dieser Gesetzeskonzeption fand.

Das Gesetz also und damit das Recht als Ausdruck der schöpferischen Persönlichkeit hinter dem Buch und dem Wortlaut zu sehen — wir haben begonnen, dies an den durchaus persönlichen Gesetzen zu sehen, durch die Adolf Hitler Großdeutschland innerlich ordnete. Von dieser Warte aus können wir aber das Gesamtwerk der Reichsordnungen unserer Geschichte scheiden, und sehen, wo sie das Werk von Hofräten und Kanzleien war, woanders aber aus ihnen das Gesicht ihres Schöpfers — eines Führers — spricht.

◆

Es mag in diesem Zusammenhang nun weiter davon ausgegangen werden, daß die Rechtsschöpfungen der deutschen Städte — vornehmlich der Hansestädte — ein wesentliches Instrument des Reiches selbst geworden sind. Aus mannigfachen Werken ist es uns bekannt, wie die Rechte Magdeburgs, Lübecks, Wiens durch Verleihung weitergegeben wurden an die Handelsniederlassungen im Ostraum, wie sie eine einheitliche Städteordnung und damit vor allem eine Lebensform schufen, die in ganz Deutschland die gleiche war. Denn bedenken wir: Bauer und Herr lebten überall verschieden miteinander. Privilegien und Schwächen, Härten und Fron-

Digitized by Google

gesetze sind von Landschaft zu Landschaft verschieden. In der Stadt jedoch, die damals noch ein wehrhafter Zusammenschluß freier Männer war, entwickelte sich ein Gleiches, eine deutsche Lebensordnung. Und verfehlt ist es, gerade in diesen Schöpfungen etwa ein anonymes Handelsrecht zu sehen. Zunächst — wie alle deutschen Rechtsschöpfungen — sind die Stadtrechte nicht abstrakt. Sie gehen auf den Fall hin, nennen ihn beim Namen, versuchen sich nicht an der Definition von Rechtsverhältnissen oder Rechtszuständen, sondern sie sagen einfach, was geschehen solle, wenn dieser oder jener genau bestimmte Fall eintrete. Vor der „Lücke im Gesetz" hatten diese Rechte keine Angst. Sie wurden immer umfangreicher, waren geordnete Spruchsammlungen und wenn irgendwo ein neuartiger Fall geschah, dann wurde dieser Fall geregelt und das Urteil entsprechend bekanntgegeben. So entstand eine vielfältige Umfassung und Durchdenkung des gesamten, echten völkischen Lebens der Städte, der sich keiner in ihrem Bereich entziehen konnte. Anonym konnte dieses Recht ebenfalls nie werden, denn es kam nicht von oben, war also dem Markenrecht entgegengesetzt, das immer die Gefahr in sich barg, dynastische Organisationsform zu werden.

Wenn man heute diese Aufgliederung für sich betrachtet, scheint sie sinnvoll: Die Städte sahen sich ja ähnlich. Die Landschaften hatten damals noch viel mehr wie heute von Tal zu Tal mit besonderen Bedingungen zu rechnen, die nicht gleich ausgeübt werden konnten. In dieser mußte der Diebstahl besonders hart verfolgt werden, in jener der Lust zur Auswanderung der Bauern entgegengetreten werden. Dort waren viel öffentliche Arbeiten zu verrichten, hier gingen die Bauern in einer gesegneteren Natur ihrer Wege.

Die Stadtordnung aber als einheitliche Gemeinschaftsordnung hat sich, gleichwertig der Marktordnung des Südostens, im mittleren und nördlichen Ostraum ihre Wege gebahnt. Es waren naturgemäß nur Wege zur Vereinheitlichung der Mitten. Rund um die nach dem Vorbild freier Reichsstädte lebenden Hansestädte und Freistädte des Ostens lebte ja ein völkisch andersgeartetes Landvolk unter durchaus der Steppe angepaßten Verhältnissen, Sklaven seiner Grundherren. Der deutsche Grundbesitzer lebt ja zumal im mittleren Osten gern nach der Fasson der dort eingeborenen Grafen und Herren, übernimmt also ihre Ordnung der Bevölkerung gegenüber. Die Städte aber, um das Ding beim Namen zu nennen, sind nicht polnisch, sondern deutsch. Und wir müssen feststellen, daß in der Geschichte der Ostkolonisation Verstädterung immer Verdeutschung bedeutet hat. Die Bildung eines slawischen Proletariats in den Städten bis weit in das Reich hinein, ist ja in dieser Zeit noch nicht sichtbar, die Städte sind deutsche Burgen und deutsche Mitten in fremdem Land, die für sich die deutsche Ordnung halten.

Nebenan aber steht die Entwicklung der Marken von der Markgrafschaft zur Dynastie, vom Soldatenstaat zum Untertanenstaat, vom Offiziersadel zum Grundherrenadel, im ganzen — die innerliche Angleichung der Mark an das Vorland. Diese Entwicklung zum Abschluß und zum Gegenteil gewendet zu haben, ist das Verdienst dreier preußischer Führer: Friedrichs, Steins und Bismarcks.

Doch vorher wollen wir noch einige abschließende Worte zu der Entwicklung der Städteordnung sagen: Weitaus bedeutungsvoller, als die Geschichte den Zustand sah, scheint uns die Zusammenfassung des mittleren Ostens unter Friedrich August von Sachsen, August dem Starken also. Die damals schon hochentwickelte, städtische Industrie Kursachsens, die am Hofe Augusts des Starken Antrieb und Anregung erfuhr, griff in diesem Augenblick der Geschichte machtvoll nach den noch immer deutsch geordneten Städten des polnischen Raumes. In ihrem Gefolge steht eine Wechselwirkung wirtschaftlicher Art, eine Bürgerwanderung großen Stils nach den aufblühenden Industriezentren Polens, die aus dieser Zeit ihre deutsche Prä-

Digitized by Google

gung gewonnen haben, die sie heute noch besitzen. Doch diese Industrie bedurfte nicht nur der Gründer, sie bedurfte auch der Arbeitskräfte und diese waren billig und anspruchslos. In den kursächsischen Unternehmungen in Polen und ihrer Industrie bildete sich eine der gefährlichsten Erscheinungen der modernen Stadt überhaupt: das slawische Proletariat.

Während die Hansekaufleute und die deutschen Bürger der Oststädte, wenn man die vielen überlieferten Bilder betrachtet, noch durchaus als Vertreter nordischen Rassentums anzusprechen sind, während ihre alten Städte, etwa Krakau, noch ebensogut mitten im Reich stehen könnten, bildet das Reich Augusts des Starken in den Städten eine auf Prunk und Diener eingerichtete Rokokokultur. Hier vornehmlich zeigt sich die schon vorher festgestellte Versippung der beiderseitigen Adelsgeschlechter. Ihnen folgen nicht mehr hansische Kaufherren, sondern Industrielle, Fabrikherren. Sie bauen um die geschwungenen Linien der Schlößchen und Paläste die düstere Einförmigkeit ihrer Industriegassen. Die Wende zum 19. Jahrhundert vollendet bereits die Grundlinien einer seither unaufhaltsam gewordenen Entwicklung: Dem deutschen Industriellen kommt der slawische Arbeiter entgegen, drückt Lohn und Preis, ist mit den Lebensbedingungen zufrieden, die der Existenzkampf der werdenden Nationalindustrie bieten kann. Das Ergebnis ist die Stadt, die wir heute als Geschwür der Zivilisation am Leibe des gesamten Volkes sehen, die einen ostisch-internationalen Baustil um einen alten, ehrwürdigen Kern baut und die nicht mehr in Deutsche und Slawen, sondern in Kapitalisten und Proletarier trennt. Die Übergangszeit, in der die Industrie der Neuzeit noch mehr Hände als Maschinen brauchte, überwand sich selbst, die Hände feierten wieder. Die Menschen, die gerufen worden waren, standen aber im Land, fremd, oft nur äußerlich dem Volk angenähert, und gaben der Stadt das Gesicht, das sie bis zum Umbruch des Nationalsozialismus tragen zu müssen schien.

Die Verfremdung des Markensystems durch die Einbeziehung der Vorlande in die Führerschicht ist also gleichförmig der Verfremdung der Städteordnung durch das Hereinholen der Slawen in die Arbeiterschaft. Die soldatische Zusammenfassung des dinarischen Menschentums in der Militärgrenze bleibt demgegenüber eine einmalige Leistung.

In dieser Periode der Neuzeit bietet die innere Geschichte der deutschen Stämme ein immer unerfreulicheres Bild. Die Menschen sind dort völlig Objekt der Politik geworden. Den Zug der Marken zum Führerhaften, Autonomen, aber noch mehr den westischen Absolutismus und Etatismus zum Vorbild nehmend, haben die Landesherren in den Stammesbereichen mehr und mehr ihre Regierungen gegen das Volk gerichtet. Ein Stamm allerdings fand seinen Ausweg, wenn auch durch viele Kämpfe und um den Preis, ein Schattendasein am Rande der Reichsgeschichte zu führen: der Stamm der Friesen.

Die Friesen, deren Bereich das Land der Flußmündungen und Halligen an der Nordsee ist, haben das, was ihnen an Raum und Weite im Land fehlte, durch die Weite des Meeres ergänzt. Durch ihre zähe, heimatgebundene Art vermochten sie niemals der Gefahr eines ziellosen Herumschweifens zu verfallen. Die Führerbegabungen des friesischen Stammes wurden die Führer der Niederlande über See. Sie halfen aber auch, daß sich die niederländische Seefahrt immer wieder auf die friesische Mitte hin ausrichtete, daß der friesische Seefahrer niemals zum Trampfahrer wurde, der irgendwo in den Weiten der fremden Ozeane verkam, abseitig und weltvergessen wurde.

Die Friesen haben damit eine Lösung gefunden, die schon die Lösung der alten Wikinger für das gleiche Problem gewesen war. Die außerordentliche Kraft des Stammes, Führer und Herren hervorzubringen, mußte, wenn diese Kraft nach innen

Digitized by Google

gelenkt wurde, zu einer ewigen inneren Zerrissenheit führen, unfähig, eine geschlossene Staatsform hervorzubringen. Das gegebene Mittel, all diesen Führern Bereich und Wirkung zu verschaffen, ist die See und das Schiff. Schufen die nordischen Wikinger den Typ des Seekönigs, der zu Lande nur auf ein paar Bauernhöfe an einem Fjord gestützt, zur See eine Macht über Schiffe und Gefolgschaft wurde: so schufen die Friesen ihren Typ des Kolonisten, der in den fernsten Fernen heimatgebunden und heimatbezogen blieb, der als Seefahrer frei sein konnte und demgemäß in der Heimat zu Bindungen bereit war.

Pfälzer, Schwaben und viele andere Deutsche, denen die Gunst der Lage und die rassische Eigenart in diesem Maß nicht gegeben war, mußten teils der Knechtung in der Heimat, teils der Verfremdung in der Auswanderung verfallen. Denn wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir vermuten, daß wir durch die deutsche Auswanderungsbewegung nicht nur nackte Ziffern von „Landeskindern", sondern gerade besonders viel Menschen nordischen Blutes verloren haben, deren Sehnsucht nach Weite und Verantwortung in den Formen des damaligen Lebens der Inlandsstämme nicht befriedigt werden konnte.

◆

Einem einzigen Stamm war die Vollendung durch Vereinigung beschieden: den Preußen. Markenstamm auch sie, vielfältig zusammengefaßt, vermochten sie in den entscheidenden Augenblicken ihrer Geschichte doch immer Führer zu finden, die den Ausweg aus Entwicklungen wiesen, die sie wie andere bedrohten.

Geschichtlich stehen an der Wiege des Preußentums der Deutsche Orden und die Hanse. Auch hier wieder mögen wir uns daran erinnern, daß der Orden auf seinem Weg in das ostpreußische Ordensland lange und zäh versucht hat, in dem bedrohten Grenzgebiet Siebenbürgen eine Heimat zu finden, ein Versuch, der bei seinem Gelingen wohl die Schicksale der Südostmark ebenfalls gewandelt hätte. Durch den Weg des Ordens in den Nordosten wurden die aktivsten Kräfte des Rittertums zur Zeit seiner hohen Blüte auf ein Land gelenkt, das der Herren bedurfte. Herren aber wie die Ordensritter, die eine Dynastie nicht gründeten und eine germanische Gemeinschaft der Hansen, die bis Riga und Nowgorod einen Städtebund aufrichtete und den Reichsraum durch einheitliche Ordnung verband, waren geradezu einmalige Vorposten der späteren Ordnung der Nordostmark. Denn all dies geschah noch ohne irgendein besonderes bemerkenswertes, einheitliches Führertum der Mark. Bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges kämpften die Zollern ja noch um verstreute Fetzen ihres kurmärkischen Besitzes, waren also als Markenführer weit hinter der Entwicklung zurück.

Dennoch aber stand in dem großen Kurfürsten ein Mann bereit, der nach der Zerschmetterung der aktiven Kräfte des Raumes im Dreißigjährigen Krieg als echter Markenführer unverzüglich an die Zusammenfassung des Vorlandes ging. Schon sein Nachfolger wäre beinahe den Lockungen des Lebens eines bloßen Dynasten verfallen, aber von einem eisernen Absolutismus ausgehend, schuf der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm eine Soldatenverfassung von unheimlicher Kraft. Zu dieser Zeit sehen wir etwa folgende Struktur des Landes: Zweierlei Bürgertum ist beherrschend — baltische Nachfolger hansischer Geschlechter in Ostpreußen, eingewanderte Stammesdeutsche, darunter viele Friesen und Niederländer in der Mark. Das Landvolk vielerorts noch nicht völlig deutsch, dennoch aber stammesmäßig dem Polentum fremd: Wenden, Preußen selbst im Grunde bereit, jeder echten Führung Gefolgschaft zu leisten. Über allem der König, Herr einer unbeschränkten Macht, Kommandant vor allem eines Soldatenadels, der im ganzen eine stark nordische Prägung aufweist und vielfach noch nach Schweden und dem seegermanischen Baltenadel gebunden ist. Friedrich der Große hätte nun, zumal verleitet durch seine großen

Digitized by Google

außenpolitischen Erfolge, mit diesem unvergleichlichen Instrument sicherlich reine Fürstenpolitik treiben können. Er hat aber durch seine Ordnungsschöpfung, seine Innenpolitik also, das starre Machtgefüge, das sein Vater hinterlassen hatte, so belebt, daß wir im Preußentum die unerbittlichen Gesetze soldatischer Führung und Gefolgschaft verkörpert sehen können, nämlich, daß nur dem echten Führer, diesem aber jede Gefolgschaft geleistet wird. Aus Verwaltung und Kommando schuf Friedrich Ordnung und Führung.

Noch hat er es nicht vermocht, die Bauernfrage völlig zu lösen. Es war dies wohl auch an dem, daß gerade das Bauerntum des preußischen Staates noch nicht so weit war, wie die übrigen Stände, daß es die Weite wohl auch noch nicht fassen konnte, derer deutsche Bauern und Siedler in Mark und Vorland bedürfen. Dieses Werk tat mit einem Handstreich der Freiherr vom Stein. Wenn dieser Hieb auch so hart ausgefallen war, daß Steins Nachfolger, Hardenberg, vorsichtig operierend, vieles wieder zurücknehmen mußte, so war doch dadurch, daß die Steinschen Gedanken erst einmal Ordnung geworden waren, aufgezeigt, wie weit der Bauer in einem Markenland freigestellt werden mußte, um seiner völkischen Aufgabe genügen zu können. Mit diesem Werk Steins geht Hand in Hand das Werk Scharnhorsts, der aus diesen, am Rand der Freiheit stehengebliebenen Bauern vorerst die soldatische Ordnung schuf, in der sich die volle Freiheit des Deutschen nun einmal am besten erringt und bewährt.

Noch hatte dieses Preußen keine Arbeiterfrage. War es doch überwiegend Agrarstaat, die in Schlesien aufgehende Industrie lag weit ab, ihre Probleme waren weit von der Mitte. Als ihre Fragen dringend wurden, stand für Preußen wieder ein Schöpfer einer Ordnung im Kampf, Bismarck, der durch seine Sozialverfassung den Kampf gegen die Proletarisierung aufnahm und den preußischen und deutschen Arbeiter von vornherein weit über den Arbeiter anderer Länder stellte. Zu verhindern vermochte Bismarck auch die Verfremdung der Arbeiterschaft nicht. Es gelang ihm jedoch, auf lange Zeit diese Verfremdung zu entgiften, zu einer Zeit, als etwa die Arbeiterschaft Frankreichs zwischen Hunger, Kommune und Verzweiflung taumelte und wiederum daran war, ein Ferment der Weltrevolution zu bilden.

◆

Vermögen wir in den tragenden Schichten und Gestalten Preußens das nordischfälische Element zu erkennen, das erobernd-beharrende damit, so erscheint uns die preußische Ordnungsschöpfung um so mehr als Grundlage der neuen Reichsgeschichte. An ihre Seite vermag nur die Militärgrenze zu treten, letztere ein Beispiel für Rassenbindung durch Reichsordnung, so wie erstere ein Beispiel für Reichsbindung durch Rassenordnung.

Wir vermochten in unserer Überschau nur an der Oberfläche zu bleiben, einer Oberfläche allerdings, die uns wohl überraschende Tiefblicke ermöglichen konnte. Ist es unser Ziel, die Reichsordnung in ihrer Gesamtheit zu sehen als den Weg der nordischen Rasse und ihrer Bindungen im deutschen Raum, so werden wir durch diese Betrachtung wohl mannigfache Gefahren gesehen haben, die ihr drohen. Die größte Gefahr aber ist hier wie überall die Beschränkung: Ohne die deutsche Stadt keine deutsche Lebensmitte, ohne deutsche Arbeit aber keine deutsche Stadt, ohne rein deutsche, soldatische Führung aber vor allem kein deutscher Arbeiter und kein deutscher Bauer.

Das nationalsozialistische Großdeutschland ist folgerichtig den Weg zur soldatischen Ordnung der bäuerlichen Arbeit im Reichsarbeitsdienst gegangen. Von dieser Grundlage aber muß eine Lebensform sich aufbauen, die am Ende auch die deutsche Stadt von innen heraus umbauen kann und muß. Denn Nationalsozialismus ist völkische Kameradschaft und damit überall Soldatentum.

Digitized by Google

Matthias Schmitt:

Die Revolution des europäischen Weltbildes

In seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts" schreibt Alfred Rosenberg folgenden inhaltsschweren Satz: „Das Zeitalter der grenzenlosen Ausdehnung (der Expansion) hat mit einem Weltkrieg und der Weltherrschaft des Geldes geendet; heute beginnt das Zeitalter der inneren Sammlung (Konzentration), das ein rassisch-organisch gegliedertes Staatensystem zeitigen wird."

Mit diesen Worten wurde bereits 1930 erstmalig und in voller Schärfe ausgesprochen, daß die politische und wirtschaftliche Entwicklung der ganzen Welt seit Beginn unseres Jahrhunderts, besonders aber nach den beiden großen Katastrophen des Weltkrieges und der Weltkrise, eine völlig neue Richtung bekommen hat. Ihre Gestaltungslinien, damals erst für wenige sichtbar, beginnen sich heute immer klarer abzuzeichnen. Mit der Wiedergeburt Europas und den Ereignissen dieses Krieges, mit dem sich ein revolutionärer Umbruch im politischen Gefüge der Welt vollzieht, wird das jedem, der um Erkenntnis der Entwicklung bemüht ist, deutlich. Es künden sich hier Veränderungen an, deren Ausmaß und Tragweite wir heute rational noch nicht voll übersehen können, weil uns heutigen Menschen noch vielfach der innere geistige Abstand zu unserer Zeit fehlt — doch instinktiv fühlen wir alle, daß sich ein revolutionärer Wandel vorbereitet, daß der Kampf, der jetzt Europa und die Welt in der größten geistigen und machtpolitischen Auseinandersetzung der Geschichte aufwühlt, die Geburtsstunde eines neuen Zeitalters ist. Grenzen fallen, neue Räume sind in Bildung begriffen, Großräume, deren Schicksal und die Möglichkeiten eine Führungsmacht lenkend gestaltet und sichert, gemäß der Idee des Volkstums und der Rasse, die bewußt in den Mittelpunkt des Denkens und Handelns gestellt ist.

In der epochalen Wende unserer Zeit müssen wir uns klar zu werden versuchen über die Grundlagen des neuen Weltbildes, das sich mit der europäischen und weltpolitischen Revolution anbahnt. Auf dem europäischen Kontinent wird eine neue Ordnung erstehen. Sie bedeutet eine vollkommene geistige und politische Neuwertung aller europäischen Traditionen, aller europäischen Beziehungen zur außereuropäischen Welt.

Das politische Weltbild, das in dem revolutionären Umbruch unserer Zeit überwunden wird, wurde geschaffen im Zeitalter der Eroberungen und Entdeckungen, als die europäische Ausbreitung über die Erde anhub, die rund 400 Jahre andauerte. Dieser Vorgang verdient darum heute eine besonders starke Beachtung, ist er doch ein unabtrennbarer Bestandteil der gesamteuropäischen Geschichte und eine einmalige europäische Erscheinung. Aber noch mehr: das mit Beginn des 16. Jahrhunderts einsetzende Ausgreifen der Europäer über die ganze noch offene Erde ist zum größten Phänomen in der Geschichte der Menschheit überhaupt geworden. Es hat Gestalten und Ereignisse der letzten 400 Jahre wesentlich bestimmt und das geschaffen, was wir Weltgeschichte nennen. Denn seitdem die abendländischen Völker um 1500 über den bisher bekannten europäischen Raum ost- und westwärts hinausgriffen, um schließlich den ganzen Erdball zu umfassen, seitdem steht die

Digitized by Google

überseeische, d. h. außereuropäische Welt unter einer Einwirkung Europas, die mit fließenden Übergängen, aus leisen, zufälligen und zaghaften Anfängen heraus immer stärker und nachhaltiger werdend und immer tiefer greifend, dessen Raum, seine Kultur und sein politisches Kräftespiel immer weiter ausdehnte bis zur beherrschenden Weltpolitik und Weltwirtschaft des 19. Jahrhunderts. Die europäischen Völker haben in der Entwicklung von Technik und Verkehr sowie der alle Kräfte und Mittel wirksam zusammenfassenden Organisation, in der fortgesetzten Steigerung der Produktion und des Handels, in der Verbesserung der wirtschaftlichen, sanitären und kulturellen Verhältnisse in Europa selbst wie auch in der Rückwirkung auf Übersee seit dem 17. Jahrhundert ganz entscheidend den Gesamtaufbau des weltwirtschaftlichen Raumes bestimmt und dabei gleichzeitig eine unzweifelhafte Hebung der gesamten Lebenshaltung aller Völker der Welt gebracht, sich selbst aber damit auf eine in der ganzen abendländischen Geschichte bisher niemals erreichte Stufe emporgearbeitet. 400 Jahre lang hatte Europa ohne jeden Rückschlag immer neue Länder erschlossen. All ihr Reichtum strömte ungemessen nach dem Abendland, erworben durch Raub und Ausbeutung, durch Handel und Wirtschaft, durch Not und Tod, bestehend aus Gold und Silber und kostbaren Steinen, aus Gewürzen, Genußmitteln und Rohstoffen. Man kann als Ergebnis dieser Entwicklung festhalten, daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts rund drei Fünftel der bewohnten Erdoberfläche und ihrer Bevölkerung sich in unmittelbarer, d. h. kolonialer und ein weiteres Fünftel in mittelbarer, d. h. wirtschaftlicher und finanzieller Abhängigkeit von Europa befanden, daß allein im 19. Jahrhundert unter europäischer Führung die Weltagrarerzeugung verfünffacht, die Weltindustrieproduktion um schätzungsweise das Zwanzigfache, der Welthandel um mehr als das Fünfzigfache gesteigert worden war, daß endlich das durchschnittliche Realeinkommen und die Lebenshaltung der europäischen Arbeiterschaft in dieser Periode um mehr als das Fünffache zugenommen haben.

Der Vorgang der sogenannten „Europäisierung der Erde" mit seiner bis in die entlegensten Bezirke vorstoßenden Beeinflussung und Verflechtung hat die Geschicke aller europäischen Völker, auch derjenigen, die nicht unmittelbaren Gewinn aus diesem Vorgang ziehen konnten, wie z. B. unser eigenes deutsches Volk und die Länder des Ostens und Südostens, die direkt nicht beteiligt waren, nachhaltig beeinflußt. Zwar war mit Beginn des neuen Zeitalters die alte Einheit im römisch-deutschen Kaiserreich schon längst zerfallen — doch die Idee des Kreuzes wirkte noch weiter, die Kolonisation war zunächst nur eine Fortsetzung der mittelalterlichen Tradition, womit sich dann später immer mehr ein kommerzieller Unternehmergeist verband. Alle europäischen Völker haben sich in diesen Jahrhunderten als selbständig nebeneinander stehende Nationalitäten an dem Werk der Eroberung und Erschließung der Welt beteiligt, freilich oft in heftigen und blutigen Kämpfen untereinander; immer aber haben sie sich zusammen noch als Träger europäischer Kultur gefühlt, immer blieben sie eingeordnet in die gemeinsame Front einer zivilisatorisch-kulturellen Einheit des Abendlandes. Wenn rein äußerlich betrachtet die sogenannten atlantischen Mächte an diesem Vorstoß in die Welt (und auch am Rückstoß aus ihr) am stärksten beteiligt waren, weil sie ihre geschichtliche Gesamtexistenz auf das neue Element, den Ozean, verlagert hatten, und darum auch England, als dem reinsten Vertreter des ozeanischen Prinzips, schließlich die Führung zufiel, so darf dabei doch nicht übersehen werden, in wie hohem Maße dieser Eroberung der Welt und ihrer Durchdringung mit europäischem Geist und europäischer Technik eine ganz bestimmte Art nordischen Raumerlebens und Gestaltungswillens zugrunde lag. Die „Vorherrschaft der weißen Rasse" ist die aus direkten und indirekten Anteilen summierte Leistung aller

Digitized by Google

dieser Völker, deren Erbe und Nutznießer nur die englische Weltherrschaft wurde.

Erst im 19. Jahrhundert, als die britische Seeherrschaft ihren Höhepunkt erreichte, und damit zugleich auch ihre Übersteigerung erfuhr, bröckelte die europäische Front immer mehr auseinander. Mit der modernen Maschine und den modernen Massen rückte zudem das Materielle und mehr Rationelle in den Vordergrund, der Geist des uneingeschränkten Eigennutzes begann über den Willen zur Herrschaft, über die Pflicht zur Aufgabe zu triumphieren.

Schon während unser Kontinent als Ganzes in wirtschaftlicher Kraftentfaltung und politischer Machtsteigerung das Höchste leistete und sich in der schier ungehemmten Abgabe menschlicher, geistiger und wirtschaftlicher Energien an Übersee nahezu verschwendete, sehen wir die Grundlagen dieses Aufstiegs durch eben diese Entwicklung, in den Ursachen ihrer Entstehung selbst begründet, zusehends bedroht. Die europäische Einheit gegenüber der Außenwelt, die in rivalisierendem Zusammenwirken seiner Völker den Erdteil einst groß gemacht, wurde durch wachsende Konkurrenz und kriegerische Selbstzerfleischung, die sie nicht nur daheim, sondern — was weit schlimmer war — auch draußen gegeneinander führte, aufs äußerste gefährdet, die innere Kraft durch rassischen Verfall, biologischen Rückgang und schnöde Geldgier stark zersetzt, die kontinentale Aufgabe im ewigen Heimatraum Europa zugunsten internationaler Entwicklungen, die vor allem von den liberalen Mächten des Westens noch begünstigt wurden, fast vergessen. Dies alles, während sich in der überseeischen Welt eine genau umgekehrte Entwicklung vollzog. Wie jeder große Aufstieg neue und schwere Probleme schafft und — kaum begonnen — schon Keime in sich trägt, die seinem Bestand gefährlich werden, da nach dem Gesetz allen Lebens jede Kraft auch eine Gegenkraft findet, so sind nun bald auf dem Erdball selbst Verschiebungen aufgetreten und haben Entwicklungen ausgelöst, die mit vereinter Wirkung Europa in stetig sich verschärfendem Wettbewerb zurückzudrängen begannen und in der staatlichen Emanzipation der überseeischen Länder die ersten scharfen Konturen eines neuen Weltstaatensystems ausformten. Im letzten Grunde aber war diese Loslösung zum allerwenigsten das Verdienst dieser Staaten selbst, der Kraft und Tüchtigkeit ihrer Bevölkerungen, sondern sie beruhte zum guten Teil auf inneren europäischen Schwächemomenten, die den außereuropäischen Bestrebungen entgegenkamen. Der Europäer selbst ist nur allzuoft der Schrittmacher der überseeischen Emanzipation gewesen; indem er in einer abgrundtiefen politischen Verwirrung und Unvernunft seine Kräfte bis zur Ermattung lähmte und schwächte, konnte jene schwere Gefahr heraufziehen, die den Vorrang der europäischen Völker überall auf der Welt in Frage stellte. In dieser Entwicklung bedeutete der Weltkrieg und die bald folgende Weltkrise den völligen Zusammenbruch der europäischen Vormachtstellung. Seitdem steht der Kontinent ununterbrochen in einer großen Krise und ist von heftigen Erschütterungen heimgesucht, die ihn genau 25 Jahre nach dem ersten Waffengang wieder reif gemacht haben zu einer erneuten blutigen Auseinandersetzung, welche heute nur wie eine Fortsetzung des ersten großen Weltkrieges wirkt, nun aber erst im wahrsten Sinne des Wortes zu einem Weltkampf geworden ist.

Inmitten dieses Zusammenbruchs einer alten Welt sehen wir nach dem Weltkrieg deutliche Wandlungen in Weltpolitik und Weltwirtschaft, damit eine neue Welt sich anbahnen, die mit dem Aufkommen der außereuropäischen Mächte und ihren gegenkolonisatorischen Tendenzen mehrere Schwerpunkte erhält. Die selbständigen Na-

Digitized by Google

tionalstaaten, welche sich im 7. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gebildet hatten[1], streben mit der Kraft eines neuen dynamischen Lebens mächtig empor und stehen seitdem im Kampf um ihre Lebensrechte gegen die allbritische Weltbeherrschung. Es ist ein ungeheurer revolutionärer Prozeß, der nun seit etwa drei Jahrzehnten die Welt beinahe in ihrer Gesamtheit erfaßt hat. Der Weltenbrand 1914/18, der sich an den nationalen und sozialen Spannungen entfachte, war von seiten der statischen Mächte des Westens vor allem deswegen geschürt und geführt worden, um die bedrohlich erscheinende Emanzipationsbewegung, die sich nicht nur in Europa mit dem Kräftezentrum Deutschland an der Spitze, sondern auch in der asiatischen und amerikanischen Welt, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht, gezeigt hatte, aufzuhalten bzw. im Keime zu ersticken. Dieses Ziel konnte indessen nicht erreicht werden; der Weltkrieg wurde nur zum Beschleuniger einer Entwicklung, die, schon vor seinem Beginn einsetzend, nun unaufhaltsam weiterschritt. Sie führte, trotz des Systems von Versailles, das sich in der Genfer Liga ein Machtinstrument schuf, Europa auf alle Zeiten niederzuhalten und eine Waffe, die gegen jeden neuen Aufstiegswillen eingesetzt wurde[2], zu einer gewaltigen Umwälzung der bisherigen Weltordnung. Mit dem Zusammenbruch des Zarentums sowie dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie und des Osmanischen Reiches entstand eine Revolutionszone gegen die Pax Britannica, in der seit 1922 der italienische Faschismus zum aktiven Bannerträger neuer Ideen wurde, so wie wenige Jahre später in China die Revolution erneut aufgeflammt war und bald auch Japan sich nach heftigen sozialen Erschütterungen unter dem Motto: „Asien den Asiaten!" in den großen Revolutionsprozeß einschaltete, um schließlich in der deutschen Revolution des Nationalsozialismus zur Vollendung zu gelangen und europäischen Charakter anzunehmen. Nur äußerlich und zeitlich fallen alle diese Prozesse in Einzelaktionen auseinander, im inneren Vollzug jedoch bilden sie, ursächlich miteinander verknüpft, ein einheitliches Ganzes. „Es ist der große Ablösungsvorgang von der britischen Vorherrschaft in allen fünf Erdteilen"[3], und der Beginn einer neuen Zeit, da sich die Idee der europäischen Revolution zum ersten Male mit den zukunftsträchtigen Traditionskräften im Bereich eines großen Staates vereinigt.

Der Umbruch der alten Weltordnung wurde aber neben den politischen Veränderungen noch in anderer Hinsicht weitergetrieben, d. h. durch die moderne Technik und industrielle Revolution wichtiger Voraussetzungen beraubt. Schon Fr. Ratzel hatte ganz richtig erkannt, daß der Ausbau der Eisenbahnnetze ebenso wie seit einem Menschenalter die Entwicklung des Automobilverkehrs das Innere der Länder und Kontinente verkehrswirtschaftlich besser erschließen würde. Die weitere ungeheure Steigerung der Leistungsfähigkeit dieser Verkehrsmittel wie der neuen Technik überhaupt, die sich auf dem Stande des 19. Jahrhunderts nicht festhalten ließ, hat dem Meer seine überragende Bedeutung genommen und den Kontinenten wieder ein stärkeres Gewicht gegeben. In wenigen Jahrzehnten vermochte das europäische Festland, vor allem Deutschland in der Zeit von 1890—1914, den englischen Vorsprung nicht nur einzuholen, sondern auf wichtigen Gebieten, im Maschinen-, Schiffs- und

[1] 1859/60 Einigung Italiens (Cavour), die durch die Einfügung des Kirchenstaates 1870 vollendet wurde. 1861—1865 der nordamerikanische Bürgerkrieg (Lincoln), der mit dem Sieg des industriellen zentralistischen Nordens die Einheit der Union brachte; 1868/69 die Meiji-Revolution in Japan, die im Fernen Osten aus einem mittelalterlich-feudalen Staatswesen in kürzester Zeit einen modernen Staat schuf; 1864/66/70 die Schaffung des Deutschen Reiches (Bismarck), mit der die Fesseln des Regionalismus gesprengt wurden.

[2] Vgl. C. Bilfinger: „Der Völkerbund als Instrument britischer Machtpolitik", Berlin 1940.

[3] G. Wirsing: „Der maßlose Kontinent", Jena 1941, S. 21.

Digitized by Google

Geschützbau, sogar zu überholen. Das bedeutete geopolitisch eine teilweise Rückverlagerung des politischen und wirtschaftlichen Schwerpunktes Europas, der seit dem Zerfall des ersten deutschen Kaiserreichs und der Entdeckung der Seewege immer an seinem Rande gelegen hatte, nach der Mitte des Kontinents hin, so wie es eigentlich schon der Natur nach rechtens ist. Es ist das zugleich der Beginn eines neuen Europa, in dem das alte Staatensystem der traditionellen britischen Gleichgewichtspolitik, die mit der verlorenen Schlacht um Frankreich endgültig dahinsank, durch den Führungsgedanken ersetzt wird, der unter Berücksichtigung der natürlichen und sozialen Gegebenheiten dieses Raumes in organischer Weise den Neuaufbau vollzieht.

Mit der schnellen Überwindung von Raum und Zeit durch Flugzeug und Rundfunk verändern sich aber zugleich auch alle militärischen, wirtschaftlichen und politischen Machtverhältnisse auf der Welt. Flotte und Kabel waren für das vergangene Zeitalter, insbesondere für England, die stärksten Machtpositionen, die nun in ihrem absoluten Wert dahinsinken. Denn „heute ist zum ersten Male in der Geschichte unseres Planeten neben Erde und Wasser die Beherrschung der Luft getreten, die beide umgibt"[4]. Diese Eroberung der Luft durch Flugzeug und Rundfunk ist die beherrschende, alles andere überragende technische Entwicklung unserer Zeit. So wie Land und Wasser jeweils andere Formen des persönlichen oder staatlichen Seins bedingen, so auch die Luft, die nun als dritter Raum der Politik erschlossen wird. Die Beherrschung der Luft greift im tiefsten an die Veränderungen von Verkehr und Macht. Neue Kräfte und Energien sind dadurch frei geworden, die einerseits eine Erweiterung unseres Raumbewußtseins bewirken, andererseits das Ganze der Erde noch viel enger aneinander binden, so daß in summa alle bisherigen Vorstellungen von Grenzen und Formen, von Maßen und Möglichkeiten sinnlos und dadurch unhaltbar geworden sind. Dieser Wandel des europäischen Raumbildes und Lebensstiles ist genau so total wie einst vor 500 Jahren, als mit Kreuzzügen und Entdeckungsfahrten ein neues Zeitalter begann, indem durch Verlegungen der geschichtlichen Gesamtexistenz vom Lande auf das Meer als in ein anderes Element das ozeanische Weltbild geschaffen wurde. Ein ähnlicher Wandel des Raumbildes ist mit der großen geschichtlichen Veränderung unserer Tage verbunden.

Mit ihr geht das ozeanische Zeitalter, das sich daran gewöhnt hatte, die Welt und Weltgeschichte ganz vom Meere her zu sehen, zu Ende. Damit ist zugleich der Vorsprung, den England früher dank seiner insularen Lage und der auf sie begründeten Seebeherrschung allen Landmächten gegenüber besaß, nun aufgeholt. Ein neues Element droht dem Imperium, und England muß den altgewohnten Kampfboden verlassen. Die Seemacht und Seegeltung wird nicht etwa gänzlich bedeutungslos, aber sie verliert ihre Alleinkraft. Der früher allbeherrschende Gegensatz zwischen Land- und Seemacht ist aufgehoben. Die periphere Lage, die einst gegenüber dem Kontinent von besonderem Vorteil war, wird nun in gewisser Weise zum Nachteil. Im Zeitalter des Flugzeuges gewinnt die Mitte des Erdteils wieder eine ausschlaggebende Bedeutung, denn wer im Zentrum des Kreises wohnt und von seinem Mittelpunkt aus durch überragende Beherrschung der neuen „Raumwaffe" einen Radius von 2000 km und mehr kontrollieren kann, der ist gegenüber einer anderen, an der Peripherie dieses Kreises gelegenen Macht — wie heute Deutschland gegenüber England — raummäßig weit im Vorteil. Die Zentralmacht ist die natürliche Vormacht des Kontinents. Ihr kommt daher auch die Aufgabe zu, den Erdteil neu zu ordnen und für einen Frieden von Dauer zu gestalten.

[4] A. von Müller: „Deutschland und England", Berlin 1939, S. 41.

Digitized by Google

Die Raumrevolution unserer Tage hat aber noch ein zweites Motiv. Es ist die sichtliche und allenthalben fühlbare Begrenzung der Wirklichkeit, wo hart im Raume sich die Sachen stoßen. Gegenüber einer einstmals freien und offenen Welt, in der Alexander, wie Cäsar und Columbus durch stete Eroberung neuer Länder und Meere immer neue und mächtige Raumhorizonte eröffneten, stoßen wir heute überall an die Grenzen des Raumes. Das ist die alles beherrschende, anders geartete, aber harte Wirklichkeit unserer Tage: nicht mehr grenzenlose Weite und ein Gefühl der Unermeßlichkeit der Schätze der Erde, sondern die Gewißheit der räumlichen Enge und materiellen Beschränktheit. Die Erde ist entdeckt und aufgeteilt; neue Räume können nicht mehr erschlossen werden, wie das im Zeitalter der Entdeckungen und all die folgenden Jahrhunderte hindurch auch in der Periode des Imperialismus noch möglich war. Wer seinen Besitz ausdehnen will, stößt an die Grenzen der Natur oder auf den Selbstbehauptungswillen der Staaten und Völker. Ob in den tropischen Sandwüsten der Sahara oder Kalahari, ob in den polaren Schneefeldern Alaskas oder Sibiriens, ob schließlich in den ewigen Eisgebieten der Arktis und Antarktis — überall sind fremde Rechte begründet und jeglicher Eingriff in dieselben würde auf härtesten Widerstand stoßen.

Aus dieser Tatsache der Begrenzung, Aufteilung und Abgeschlossenheit des Erdraumes erwächst die entscheidende Aufgabe unserer Zeit, auf die schon des öfteren hingewiesen worden ist[5]. Gegenüber der früher bei jeder Krise immer gegebenen Möglichkeit des Ausweichens in die scheinbare Unendlichkeit neuer Räume und damit neuer Möglichkeiten, ist nun die Aufgabe gestellt, sich im begrenzten und aufgeteilten Raum einzurichten. War alle Entwicklung der vergangenen liberalen Epoche in die Weite und in die Breite gegangen und hatte so, weil die Welt noch offen stand und als unerschöpflich galt, den Charakter ungehemmter Expansion, rücksichtsloser Ausbeutung und naiver Unbekümmertheit offenbart, so geht sie nun, da die Erde vergeben ist, ja infolge der weiter wachsenden Zahl der Bevölkerung sich wieder zunehmend verengt, notwendig in die Tiefe der Räume. Sie führt zur schärfsten Konzentration aller Kräfte im gegebenen Raum, zu planmäßigem und intensivem Einsatz für wohlbedachte Ziele, wie sie bisher vor allem im Begriff der „Großraumgestaltung" Gestalt gewonnen hat[6]. Sie zeigt gegenüber der früher allgemein herrschenden Tendenz des Auseinanderstrebens und des schärfsten Konkurrenzkampfes der einzelnen Mächte nun das Bestreben zur Zusammenarbeit und zum Zusammenschluß. Das Wirtschaftshandeln, das bis dahin vornehmlich nach außen gerichtet war, wendet sich wieder ganz nach innen. Gegenüber dem hemmungslosen Hinausstreben, das überall und wahllos Fuß fassen wollte, ist allenthalben der Wille zum Abschluß, zur Konsolidierung stärker in Erscheinung getreten, verbunden mit dem Bemühen, die oft weit verstreuten Teile vor allem politisch und wirtschaftlich fester aneinander zu binden. Der Zustand der weltweiten Verflechtung der einzelnen Volkswirtschaften, wie sie vor dem Weltkrieg herrschte, geht zurück. An ihre Stelle treten Bestrebungen nach Entflechtung von dem Netz internationaler Beziehungen zugunsten einer stärkeren eigenen Entfaltung.

In diesem Sachverhalt liegt auch der tiefere Grund für die nicht zu übersehende Tatsache, daß alle Kriege unserer Zeit einen anderen Charakter tragen als die Kämpfe früherer Jahrhunderte. Wenn das Mittelalter hauptsächlich Lehnskriege führte, wenn das 16. und 17. Jahrhundert von Glaubenskämpfen erfüllt war, wenn im 18. Jahrhundert die sogenannten Kabinetts- und Erbfolgekriege, im 19. Jahrhundert die Freiheits- und völkischen Einigungskriege auf Grund des Nationalitäten-

[5] Vgl. F. Fried: „Wende der Weltwirtschaft", Leipzig 1939, S. 10. Auch sein neues Werk: „Die soziale Revolution", Leipzig 1942.

Digitized by Google

prinzips vorherrschten, so zeigte schon der Erste Weltkrieg, daß wir im 20. Jahrhundert in eine neue Periode eingetreten sind, wo die Kriege um Kolonialbesitz, um Rohstoffe und Handelsinteressen geführt werden. Es sind also letzten Endes Kämpfe um den Raum, den die einen, die Habenden, im Übermaß besitzen und um jeden Preis behalten wollen, den aber auch die anderen Völker, die sogenannten Habenichtse, notwendig brauchen. Indem die Plutokratien den jungen Völkern ihr natürliches Recht auf Raum und Rohstoffe versagten, haben sie dadurch den bewaffneten Aufstand gegen den Westen und die sogenannte Versailler Ordnung heraufbeschworen, der gleichsam zwangsläufig in die europäische Revolution einmünden mußte. Für die Völker des neuen Europa geht es letzten Endes kompromißlos um nicht mehr und nicht weniger als um ihr Leben, um das nackte Daheim ebenso wie um die gesamte Kultur- und Lebenshaltung! Durch diesen Inhalt wird auch die Härte der Auseinandersetzungen bestimmt. Der „totale Krieg" wird geboren.

Mit dieser Entwicklung rücken auch die Begriffe „Raum und Volk" in ein völlig neuartiges Licht. „Raum" ist weder ein willkürlich abgegrenzter Teil der Erdoberfläche (Gebiet), noch ein bloßer Schauplatz historischer Vorgänge, sondern die Lebenswelt eines bestimmten Volkes, das gemäß dem „eingeborenen unabänderlichen Lebensstil seiner biologischen Substanz[6]" ihm erst Gefüge und Gestalt verleiht. Das Volk wiederum ist kein Gemachtes wie der Staat, seine politische Lebensform, sondern ein aus rassisch-biologischer Substanz (das, was Fichte „Urvolk" nennt) auf einem bestimmten Boden Gewachsenes. Es ist darum untrennbar mit seinem natürlichen Lebensraum verbunden. Was für die einzelnen Völker gilt, trifft in gleicher Weise auch für die Völkerfamilie und ihren natürlichen Großraum zu. Die gleichen Lebensgesetze gelten hier wie dort. Nun ist es eine erstmalig wohl auch von W. Daitz ausgesprochene Erkenntnis[7], daß eine Rasse- oder Völkerfamilie ihren natürlichen Lebensraum (Großraum) nicht verlassen kann, ohne dabei wegen der besonderen Art und Wirksamkeit des anderen Raumes und Klimas selbst umzuarten — ebenso wie diese Rasse andererseits in ihrem natürlichen Lebensraum jeder anderen Art und raumfremden Macht immer überlegen ist und bleibt. Von dieser Erkenntnis aus kommt Daitz zu der Unterscheidung von echten, d. h. von Volkstum und Rasse her bestimmten Großräumen, und unechten, d. h. von außen, von geographischen, geopolitischen oder machtpolitischen Gesichtspunkten her bestimmten Großräumen[8], wie sie die imperialen, oft willkürlich und auch rein zufällig entstandenen, über alle Völker und Kontinente weithin zerstreuten Weltreichsgebilde darstellen.

Im Mittelpunkt der echten Großräume stehen die organisch gewachsenen Völker und ihre natürlichen Lebensräume, sie sind von rassisch-biologischen Tatsachen und von geschichtlich-geographischen Bedingungen bestimmt. An die Stelle des grenzenlosen, unorganischen, weltumspannenden, d. h. universal gerichteten Imperialismus des 19. Jahrhunderts, der die Idee Englands war und davon das, was

[6] Es ist das Verdienst von Werner Daitz, die Lehre vom Lebensraum als biologische Struktur- und Substanzlehre des Politischen entwickelt zu haben. Er hat insbesondere, soweit ich sehe, erstmalig den biologischen Inhalt jedes echten Großraumes in dem Zentralbegriff einer „biologisch zusammengehörigen Völkerfamilie" bestimmt. Vgl. den Artikel: „Großraumwirtschaft" im „Handwörterbuch der Betriebswirtschaft", 2. Aufl., Stuttgart 1937; desgl.: „Das neue Europa, seine Lebenseinheit und Rechtsordnung. In: „Deutsches Recht", 1940, S. 2081 ff.

[7] Vgl. „Neuordnung Europas aus Rasse und Raum". In: „NS.-Monatshefte", Nr. 126, Sept. 1940.

[8] W. Daitz: „Echte und unechte Großräume". In: „Reich, Volksordnung, Lebensraum", II. Bd. (1942), S. 75 ff.

Digitized by Google

Amerika, „die größere Insel"[9], zur Zeit tut und beabsichtigt, nur eine schlechte Kopie ist, tritt damit die regionale Aufspaltung der Welt in biologisch gebundene Lebensräume. Sie bilden das Fundament der neuen Weltordnung. In ihnen liegt politisches Erkennen der organischen Entwicklung, die naturgegebenen Grundgesetzen von Volk und Raum folgt. Sie stellen für die Neuordnung unseres Kontinents wie der Welt überhaupt, ein Richtmaß dar, das geeignet ist, „die festgefahrenen Verhältnisse der Macht wieder in Einklang mit den Forderungen des Lebens zu bringen"[10].

Hand in Hand mit dieser biologischen Bewußtseinsrevolution vollzieht sich eine neue Raumgliederung der Erde, die senkrecht zur bisherigen Zonengliederung der staatlichen Kulturräume verläuft. Zeigte diese vornehmlich eine Anordnung von Westen nach Osten, eine Einteilung der Erde also, die den Breitengraden folgte, so ergibt sich nun unter dem Gesetz des Raumes eine meridionale Aufgliederung der Erde, die als übergeordnetes Raumprinzip die autarken wirtschaftlichen Großräume bildet. Denn der physische Raum zeigt eine Gliederung von Norden nach Süden, weil sich nur physisch verschiedene Räume gegenseitig ergänzen und zu Gebilden höherer Einheit zusammenfügen. Diese Nord-Süd-Richtung ist darum die geopolitische Wachstumslinie für den organischen Zusammenschluß verschiedener Kleinlebensräume zu Räumen höherer Einheit. Denn erst in der Zusammenfassung verschieden strukturierter Räume zu einer höheren wirtschaftlichen Einheit, die alle Wirtschafts- und Klimazonen umschließt, bildet sich der kontinentale Großraum der Zukunft, der ein Höchstmaß an Entfaltung und Selbständigkeit erreichen kann. Der moderne Großraum als der natürliche Lebensraum der großen Völkerfamilien ist somit kein weltumspannender Horizontalbegriff, sondern ein biologisch und kontinental bestimmter Vertikalbegriff.

Die Entwicklung zur kontinentalen Konzentration und interzonalen Integration, womit sich eine lebensgesetzliche, auf dem völkischen Prinzip gründende Neuordnung der Welt anbahnt, das, was wir die neue Raumordnung der Völker nennen, ist heute bereits in vollem Zuge. Politisch hat sie im Dreimächtepakt vom 27. September 1940 bereits feste Gestalt angenommen, indem für die Achsenmächte in Europa und für Japan in Ostasien eine klare Abgrenzung der Interessenbereiche und die entscheidenden Grundlinien der künftigen Zusammenarbeit festgelegt wurden mit dem Ziele, „eine Neuordnung der Dinge zu schaffen und aufrecht zu erhalten, die geeignet ist, Gedeihen und Wohlfahrt der dortigen Völker zu fördern"[11]. Mit den Vertragswerken vom 20. Januar 1943 wurde die mit allen politischen und militärischen Mitteln vorgesehene Zusammenarbeit der Unterzeichnermächte auf das Gesamtgebiet der Wirtschaft übertragen, womit die Mobilisierung der wirtschaftlichen Möglichkeiten beider Großräume nicht nur für den totalen Krieg, sondern vor allem auch für die darüber hinausgehende friedliche Neuordnung der Zukunft sichergestellt ist. Damit stellen die Mächte des Dreierpaktes dem universalistischen anglo-amerikanischen Weltherrschaftsanspruch, der „Pax Oceana", ein Weltsystem entgegen, das eine großräumliche, den natürlichen Lebensgesetzen

[9] Dieser Gedanke ist schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts von dem amerikanischen Admiral Mahan entwickelt worden. Er geht aus von den durch die moderne Entwicklung hervorgerufenen gewaltigen Veränderungen der Maße und Maßstäbe und sucht die angelsächsische Herrschaft über die Meere der Welt auf insularer Grundlage auch im Zeitalter der Maschine zu erhalten und weiterzuführen.

[10] A. Baeumler: „Das Wesen der Macht". In: „Internationale Zeitschrift für Erziehung", Nov.-Heft 1942.

[11] Wortlaut des Dreimächtepaktes.

Digitized by Google

entsprechende Abgrenzung der Macht- und Einflußsphären verbürgt, die von Führungsmächten geordnet werden. Diese Entwicklung, die nicht mehr aufzuhalten ist, läßt bereits heute, in den ersten Umrissen, die neue Raumordnung der Welt erkennen. Sie wird von ebenso tiefgreifender Wirkung sein wie die berühmt gewordene erste Teilung der Welt durch die atlantische Demarkation des Vertrages von Tordesillas 1494. Doch die heute vor sich gehende Abgrenzung großer Interessenbereiche betrifft nicht wie damals die transozeanischen Einflußzonen, sondern die kontinentalen Landmassen. Auch darin zeigt sich das Ende des ozeanischen Zeitalters an. Soweit heute schon ersichtlich, kristallisieren sich drei große interzonale Raumeinheiten heraus: Großostasien mit dem ostasiatischen und dem indisch-malayischen Großlebensraum unter Führung Japans; Großeuropa mit dem europäischen und dem afrikanischen Großlebensraum unter Führung der Achsenmächte; Großamerika mit dem nördlichen und südlichen Teilkontinent unter Führung der Vereinigten Staaten[12]. Strukturell ist besonders bemerkenswert, daß in allen drei Sphären das politische und wirtschaftliche Schwergewicht in dem nördlichen Großraum liegt, zu dem der südlich gelegene immer den tropischen Komplementär darstellt. Wie dieser unfähig ist, aus eigener Kraft zur Erschließung seiner potentiellen Möglichkeiten zu kommen und darum auf die politische Führung und Organisation des nördlichen Partners wie auch auf seine überlegene Industriekraft angewiesen bleibt, so sind umgekehrt dessen aktiven Gestaltungskräfte mächtig genug, auch den südlichen tropischen Ergänzungsraum mit zu umspannen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auf die Besonderheiten, Eigentümlichkeiten und in gewisser Hinsicht auch Ausnahmestellung verschiedener Teilräume (wie beispielsweise der Kulturwelten Indiens und des Vorderen Orients, besonders aber des südamerikanischen Kontinents, der in vielfacher Beziehung einen Ordnungsraum für sich darstellt) einzugehen, weil sie für unseren Zusammenhang ferner liegen. Was Großeuropa anbetrifft, so ist hier die Bindung zwischen Nord und Süd auf Grund der besonders ausgeprägten natürlich-geographischen, politisch-kulturellen, rassisch-völkischen usw. Verschiedenheiten derart stark, daß die Zusammenarbeit sowohl beiden Teilen getrennt als auch dem Ganzen zum höchsten Vorteil gereichen wird.

In dieser veränderten, sich lebensgesetzlich neu ordnenden Welt ergibt sich für uns vom Standpunkt des neuen Europa aus ein völlig neues Weltbild. Dies überall bewußt zu machen, ist heute, da mit diesem Krieg ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte beginnt, eine im allgemeinen wie im besonderen wichtige Aufgabe.

Nachdem die expansive Periode der europäischen Politik abgeschlossen ist, schnellt das europäische Leben „wieder in seinen natürlichen europäischen Rahmen zurück und gewinnt damit auch wieder seinen natürlichen Schwerpunkt im Herzen Europas"[13]. Damit versinkt die unnatürliche englische Vormachtstellung auf dem Kontinent und die eigens zu ihrer Erhaltung erfundene Ideologie der Weltwirtschaft, der Demokratie und des Gleichgewichts der Mächte. In entscheidender Stunde ist das Reich als „Lebenskern des europäischen Großraums"[14] neu geschaffen worden und hat durch seine Wiedererstarkung Europa nicht nur den kontinentalen Schwerpunkt wiedergegeben, sondern zugleich auch die Kräfte ausgelöst, den Kontinent zu neuer Einheit und Ordnung zu führen, um im schicksalhaften Kampf gegen die universalen Mächte des Kapitalismus und Bolschewismus sein Leben und seine Freiheit zu wahren. Es wurde Führungs- und Ordnungsmacht einer Schicksals-

[12] Vgl. dazu auch W. Daitz: „Echte und unechte Großräume", a. a. O. S. 85. F. Fried, a. a. O.

[13] W. Daitz, a. a. O. S. 76.

[14] R. Höhn: „Reich — Großraum — Großmacht". In: „Reich, Volksordnung, Lebensraum", II. Bd., 1942, S. 173.

Digitized by Google

und Lebensgemeinschaft der europäischen Völkerfamilie, die nicht mehr von einem Gleichgewicht der Mächte oder Staatensysteme getragen wird, wie es noch der Bismarckschen Bündnispolitik zugrunde lag, sondern von der vom deutschen Reichsgedanken bestimmten europäischen, d. h. innerkontinentalen Friedensordnung[15]. Ihre Kernfrage ist die Gestaltung eines organischen Europa, in dessen Rahmen jedes Volk an seiner Stelle mitarbeiten kann und zugleich die Stütze findet, deren es bedarf. Aus ihrer Lösung erst ergibt sich die fruchtbare Einheit der europäischen Völkerfamilie gegenüber der Außenwelt, die in dem revolutionären Umwandlungsprozeß unserer Zeit notwendiger denn je ist.

Bei der politischen Zersplitterung und Unkraft der überseeischen Länder konnten sich die Europäer seit dem 16. Jahrhundert in rivalisierendem Vorgehen ihren Einfluß sichern; angesichts der fortschreitenden Verselbständigung der ehemals Beherrschten und der Bildung großer überseeischer Blöcke, die entscheidenden Anteil am allgemeinen politischen Kräftespiel nehmen, darf Europa im 20. Jahrhundert nicht weiter im Zustand der Atomisierung verharren, wenn es als kleinster und als der am dichtesten besiedelte Kontinent der Erde seine Stellung in der Welt behaupten will. Heute werden die europäische und die überseeische Entwicklung nicht weniger voneinander abhängig, als bisher die europäischen Staaten unter sich waren. Mit der planetarischen Verflochtenheit der Weltereignisse und Völkerschicksale ist die sogenannte universale europazentrische Geschichtsauffassung des 19. Jahrhunderts überholt. Die in ihrer Zeit gültige Erkenntnis Leopold von Ranke's, das Leben von Europa bestehe in der „Energie der großen Gegensätze", muß darum in ihrer Anwendung zukünftig vom eigenen Erdteil auf den gesamten Erdraum ausgeweitet werden. Damit erhält besonders der Begriff „Weltpolitik" einen neuen Inhalt[16]. Er beschränkt sich nicht mehr wie im 15. und 16. Jahrhundert auf das Verhältnis der europäischen Staaten zu ihren überseeischen Kolonialgebieten; er betrifft nicht nur wie im 17. und 18. Jahrhundert die überseeische Ausdehnung der großen See- und Handelsmächte; er bezieht sich auch nicht wie im „Zeitalter des Imperialismus" des ausgehenden 19. Jahrhunderts nur auf die imperialistische Konkurrenz der großen Mächte. Der Begriff der modernen Weltpolitik sieht entgegen der europazentrischen Auffassung des 19. Jahrhunderts, aber auch entgegen der überseezentrischen eines amerikanischen 20. Jahrhunderts die verschiedenen Großraumsphären als bestimmende Faktoren an, die ein neues Gleichgewicht der Welt verbürgen. Die Errichtung dieser zwischenkontinentalen Friedensordnung ist die zweite Hauptaufgabe der künftigen Neuordnung der Welt[17].

Es muß daraus und auf Grund der technischen und wirtschaftlichen Bedingungen unseres Zeitalters, die überall die Erde so machtvoll verändert haben, zum allgemeinen Bewußtsein werden, daß auch die kolonialen Zielsetzungen der europäischen Völkergemeinschaft völlig andere sein müssen, als dies in den vergangenen Jahrhunderten für die imperialistischen Mächte der Fall war. Die Kolonialpolitik des sogenannten Westens gehörte wie Liberalismus, Kapitalismus und Imperialismus

[15] Vgl. K. R. Ganzer: „Das Reich als europäische Ordnungsmacht", Hamburg 1941.

[16] U. a. hat A. Six und E. Zechlin besonders darauf hingewiesen; vgl. die von E. Zechlin und L. Leibbrandt herausgegebene Schriftenreihe „Weltpolitische Bücherei".

[17] Die beiden Hauptfragen einer kommenden vertikalen Gestaltung der Völkerrechtsordnung, nämlich die Frage der Ko-Existenz und Ko-Ordination hat jüngstens E. B. Bockhoff in diesen Heften anregend dargestellt. Vgl. Nov./Dez. 1942: „Die kontinentale Wohlstandssphäre als Rechtsbegriff."

Digitized by Google

einem Entwicklungsgang an, der sich im 19. Jahrhundert erschöpft hat. Sie ist darum heute endgültig abgeschlossen. Eine neue Kolonialpolitik muß, da sämtliche Voraussetzungen von ehedem entfallen sind, auf neuen Grundlagen aufbauen. Sie hat mit der alten nur noch das Wort gemeinsam, Sinn und Aufgabe indessen sind vollkommen anders. Der Einstellung des Westens gegenüber, wonach Europa durch die Jahrhunderte hindurch, atomisiert im Staatensystem des Westfälischen Friedens, dem französischen Hegemonieinteresse und, balanziert im System des Utrechter Friedens und des Wiener Kongresses, der englischen Überseepolitik dienstbar war, und sich die einzelnen Staaten, kapitalistisch-imperialistischen Interessen hemmungslos hingegeben, allmählich immer mehr von ihrem ewigen Heimatraum, dem alten Erdteil Europa, fortentwickelten, aus ihm hinauswuchsen, stellt Alfred Rosenberg die deutsche Auffassung des 20. Jahrhunderts entgegen, die das Schicksal Zentraleuropas und der anschließenden Räume bestimmen wird: „Europa soll nicht mehr ein Mittel für überseeische imperialistische Bankierpolitik werden, sondern soll wieder bewußt im Zentrum aller Überlegungen aller Europäer stehen, und seine Kolonial- und Überseepolitik kann hier, umgekehrt, nur ein Mittel sein, die Sicherung jenen Menschentums zu gewährleisten, von dem aus schließlich ja doch so viele Erfindungen, Entdeckungen und geistige Großtaten für die Völker des Erdballs ausgegangen sind[18]."

Schließen wir so den Ring unserer Betrachtungen, indem wir wieder an ihren Ausgangspunkt zurückkehren. Wir stehen in einer Wende der Zeit und der Wirtschaft, in der ersten grundstürzenden Daseinskrise, die mit der abendländischen Welt den ganzen Erdball erfaßt hat. Es ist eine gewaltige Revolution, deren Geburtsstunde nicht in unsere Tage fällt, sondern um Jahre und Jahrzehnte zurückreicht, ja deren letzter Sinn uns nur klar wird auf dem geschichtlichen Hintergrund vor allem des 19. Jahrhunderts. Es erscheint daher immer wieder notwendig, diesen Krieg, der Ende und Anfang ist, also Übergang bedeutet, und mit dem Entscheidungen von wahrhaft säkularem Ausmaß heranreifen, historisch zu sehen und zu werten: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm", er hört ihren Pulsschlag und erfaßt, was viele nur dumpf ahnen, daß heute ein altes Zeitalter mit allen Vorstellungen und Begriffen, Formen und Gewohnheiten zerbricht und daß andererseits eine neue Epoche unter ungeheuren Schmerzen und Wehen im Anbruch ist, er weiß, daß es Kampf, Arbeit und Opfer erfordert, um ihr den Weg freizumachen, doch über Zeit und Raum hinweg schaut er mit seherischer Phantasie die Entwicklungslinie der Zukunft, gläubig und voll Vertrauen, mutig und kraftvoll genug, sie in die Tat umzusetzen. Das ideale Reich der Deutschen, das ein Hölderlin vorausgesehnt und vorausgesehen hat, ist heute Wirklichkeit geworden. Von ihm auch stammt das Wort, daß die Not an einem einzigen Tag vollbringt, was nicht Jahrhunderten gelingt. Dieser „Tag der Deutschen", der uns den Sieg und damit „die Ernte der ganzen Zeit" bringt, ist nicht mehr zu bannen. Das freie kommende Jahrhundert strahlt uns in königlicher Ferne an. Und mit Faust mag dann jeder Deutsche, hart und mutig und nicht verzagend, in den jungen Ostermorgen der europäischen Wiedergeburt hineinrufen:

Ins hohe Meer werd ich hinausgewiesen,
Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!"

[18] Nach „V.B." (Berliner Ausgabe) vom 1. 3. 1941.

Digitized by Google

Erwin Wienecke:

Deutsche Fürsten auf dem polnischen Königsthron

Daß an der kulturellen Entwicklung des ehedem polnischen Raumes von den grauen Vorzeiten an Deutsche Anteil hatten, dürfte eine nun längst bekannte Tatsache sein. Germanisches Kulturgut ist von den Tagen der germanisch-gotischen Völker über die Wikingerzeit bis hin zur Zeit des Deutschritterordens aus dem Osten einfach nicht wegzudenken. Und auf den Bahnen der Vorfahren bewegt sich dann die Kolonisationszeit des Mittelalters tief hinein in die Neuzeit. Was Mönche und Ritter oder Bauern, Bürger und Handwerker des Mittelalters oder des 17. und 18. Jahrhunderts in Polen schufen, steht in historischem und geistesgeschichtlichem Zusammenhang mit jenen Ereignissen der Vor- und Frühgeschichte. Der Weichselraum im engeren und der Ostraum im weiteren Sinne war das naturgegebene Kolonisationsgebiet eines schöpferischen Gestaltungswillens des expansionsfähigen germanischen Nordens.

Daß der Osten aber auch klar die überragende Bedeutung der germanisch-deutschen Welt erkannte und sie nicht nur aufzunehmen bereit war, sondern sogar Anschluß an diese Welt suchte, das ist ein historisches Faktum, was gewöhnlich dort übersehen wird, wo nicht historische Objektivität, sondern chauvinistische Tendenz obwaltet. Der Osten hat seinen Willen, sich germanischer Staatsführung unterzuordnen, in der sogenannten Berufung des Warägerfürsten Rurik Ausdruck verliehen, worüber ich an anderer Stelle handeln werde[1] und der Weichselraum, also das Gebiet der ehemaligen Republik Polen tat dies in seiner Akzeption des Christentums in der westeuropäisch-römisch-katholisch-deutschen Form, sowie in seinen mannigfachen historischen Beziehungen zu Deutschland, desgleichen in seinem ständigen Aufnehmen deutscher Kultur, und zwar in kontinuierlicher Weise. Jede geistesgeschichtliche Strömung Deutschlands, jede Art von Malerei, Dichtung oder jedes System von Philosophie fand im polnischen Raum kaum je einen schöpferischen Anfang, sondern nur ein polnisches Epigonentum, das nachbetete, nachsagte, nachgestaltete und dem somit nicht primäre, sondern sekundäre Bedeutung zukommt. In den jeweiligen Ausstrahlungen deutscher Kulturgüter und der polnischen Aufnahmebereitschaft und nicht nur einer Aufnahmemöglichkeit, zeigt sich aber einmal die Kraft des deutschen Ausstrahlungszentrums und zum andern die gesunde Tendenz einer Ausrichtung des Weichselraumes auf den benachbarten Westen, d. h. Deutschland, die zumeist erst in späteren Zeiten von dem Fehl-

[1] E. Wienecke, „Die Waräger im Osten", Leipzig 1944. Verlag O. Harrassowitz.

Digitized by Google

gedanken einer sogenannten eigenpolnischen Kultur und der behaupteten Möglichkeit ihrer Errichtung abgelöst wurde, einem utopischen Gedanken, dem letztlich der Untergang des auf ihm beruhenden Gebildes zuzuschreiben ist. Eine objektive Beurteilung ist stets nur auf dem Wege gesamthistorischer und gesamtgeistesgeschichtlicher Schau möglich, niemals aber durch Betrachtung nur eines kleinen aus dem Zusammenhang herausgerissenen Sektors.

In die Zeit der Gestaltung des Ostens durch deutsche Kräfte führen uns auch die in mehr als einer Beziehung interessanten Perioden, wo deutsche Fürsten die polnische Königskrone trugen. Es handelt sich dabei vornehmlich um die Periode der Sachsenkönige auf dem polnischen Thron und hier wieder besonders die Person des in kulturgeschichtlicher Hinsicht weithin bekannten sächsischen Kurfürsten Friedrich August I., der als König von Polen den Namen August II. annahm, und dem der Volksmund ob seiner ungeheueren Körperstärke den Beinamen „der Starke" verlieh. Ein Fürst, den meisten bekannt als Förderer des Barock und als Mann der überschäumenden Lebenslust, der rauschenden Feste und nicht zu wenig der Liebeshändel. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, wird nun seine polnische Thronkandidatur nur als der Ausfluß eines machthungrigen, ruhmsüchtigen und nach Glanz gierenden Potentaten aufgefaßt, er selbst wird gewertet als politischer Streber mit im Endergebnis negativem Erfolg. Vom „Moralisten" wird er als Wüstling, vom Theologen als „Konvertit", vom Polen als „Sachse" und vom Sachsen als „Pole" beargwöhnt und am Ende können wir eine ganz eigenartige Beobachtung machen: Pole und Deutscher reichen sich bei aller sonstigen Verschiedenheit in einer Verurteilung dieser Zeitperiode so ziemlich die Hände. Den Polen brachte August der Starke angeblich nur Nachteile, nur ein versumpftes Sittenleben, keinen äußeren Erfolg und den Sachsen die Nachteile des nordischen Krieges. Wie verkehrt eine solch einseitige Betrachtungsweise ist, das festzustellen ist Aufgabe der folgenden Zeilen.

Als am 17. Juni 1696 der als Mitbefreier Wiens von der Türkengefahr bekannte polnische König Johann III. Sobieski starb[2], bedeutete die Wahl eines neuen Königs in der Weichselstadt nicht nur einen ausschließlich innerpolitischen und intern-politischen Vorgang, sondern sie wurde im politischen Widerspiel der an ihr interessierten Mächte zu einem den polnischen Raum weit überschreitenden, direkt als europäisch anzusprechenden Problem, da die Bewerbungsmöglichkeiten für das polnische Wahlkönigtum, auch nichtpolnischen Fürsten offenstehend, einmal die verschiedenen Absichten der Staaten auf Einflußnahme im Ostraum manifestierten, dann aber auch andererseits eine getätigte Wahl die Absicht des polnischen Raumes auf kulturelle Ausrichtung zeigte, deren Tendenz durch die Stimmenmehrheit manifestiert, die Person des jeweils gewählten Fürsten be-

[2] Vgl. E. Wienecke, „Beiträge zur Kulturgeschichte der Zeit der Sachsenkönige auf dem polnischen Thron"; II. Teil: „Das Regierungsprogramm König August II. von Polen für den Ostraum", — „Die Burg", Krakau, Heft 4/1943, S. 221 ff.

Digitized by Google

stimmte. Nur eine kurzsichtig-einseitige Betrachtungsweise kann die Behauptung aufstellen, daß z. B. Geld, Bestechung usw. bei einer Wahl von „ausschlaggebender Bedeutung" gewesen seien. Dem allen kommt wohl unterstützende, aber nie veranlassende oder ausschlaggebende Bedeutung zu. Des weiteren muß auch das Bestreben des jeweiligen Fürsten auf dem Thron zur Gesamtbeurteilung seiner Person und seines Wollens herangezogen werden und ebenso die Tatsache, warum er und nicht etwa ein auftauchender Mitbewerber gewählt wurde. Im Unterschiedlichen zeigt sich gewöhnlich das anziehende und für ihn werbende Moment.

August der Starke hatte, ebenso wie seine Mitbewerber um die Krone Polens, z. B. Prinz Jakob Sobieski, der französische Prinz Conti, der Herzog von Neuburg und der Prinz von Lothringen, sogenannte „Propositiones", d. h. Wahlversprechungen, aufgestellt, kurze programmatische Äußerungen über seine Pläne, die er, einmal im Besitz der polnischen Königskrone, im Osten dann zu verwirklichen gedachte.

Hier zeigt es sich nun, daß *seine* Wahlversprechungen ganz wesentliche Unterschiede zeigten gegenüber denen der übrigen Konkurrenten Aus ihnen kann man die aktuellen Probleme seiner Zeit erschließen, das, woran den Polen am meisten gelegen war. Und diese Propositionen August, die Flemming bereits vor dem 17. Juni 1697 mit nach Warschau genommen hatte, gaben das Übergewicht, *nicht* eine Versprechung finanzieller Art — der Neuburger warf noch weit mehr Gelder in die Waagschale! —, sondern eine solche inner- und außenpolitischer Art. Seine, des Kurfürsten August von Sachsen Wahlversprechungen lauteten:

1. 10 Millionen Reichsthaler zur freien Verfügung des Staates.
2. Rückgewinnung der von den Polen einst innegehabten und dann verlorenen Orte und Länder, wie Podolien, *Ukraine*, Wallachei Moldau, und zwar, wie ausdrücklich bemerkt wird, *entweder* durch Bündnisverträge *oder* aber „durch das Schwert".
3. Notfalls Unterhalt von 6000 Mann auf eigene Kosten.
4. Eventuell Tausch von Landgebieten.
5. Eine Adelsschule (Kadetten).
6. Besserung der Münze „vor der Handlung" (für den Handel) unter ausdrücklicher Berufung darauf, daß er dazu durch seine Erbländer die beste Gelegenheit habe, wobei an Freiberg (Silberbau und Münze) und Leipzig (Messe) gedacht ist.
7. „Das ganze Reich in den besten Flor zu setzen", wobei er dann auf seinen Übertritt zur katholischen Kirche hinweist.

Mit anderen Worten: seine, des Kurfürsten Propositiones unterscheiden sich von denen seiner Mitbewerber um den polnischen Thron dadurch, daß sie einmal *außenpolitisch* ihre Ziele erheblich weiter steckten. Es schmeichelte dies dem polnischen Nationalstolz, sonderlich dann, wenn es, wie später die Ereignisse lehrten, zumeist mit sächsischem und nicht mit polnischem Blut erkauft wurde. Bemerkenswert dabei ist, daß August der Starke klar und deutlich bereits vor seiner Thronbesteigung, ja überhaupt vor

Digitized by Google

seiner Wahl, zum Ausdruck brachte, die Gebiete sollten, sofern es auf friedlichem „Vertragswege" nicht möglich, sei, gegebenenfalls auch „durch das Schwert", d. h. also durch Krieg zurückerobert werden. Es hat demnach Polen und die polnische Geschichtsschreibung nicht das geringste Recht späterhin die Behauptung aufzustellen, Augusts Königstum habe den Polen nur Kriegsnöte gebracht. Im übrigen wurden die Kriegslasten ja zu allermeist von des Königs kursächsischen Truppen bestritten, denn die Polen pflegten gewöhnlich „in der Bataille" davonzulaufen. Dieses Programm der Rückgewinnung verlorener Länder, der Vergrößerung des polnischen Territorialbestandes ging viel weiter als das seiner Mitbewerber, von denen nur Prinz Jakob Sobieski und Conti, der französische Bewerber, die Rückeroberung von Kamienietz in Aussicht stellten. Da man bei diesen beiden Bewerbern wohl annehmen kann, daß die Königinwitwe Sobieski, eine gebürtige Französin, beratend ihnen zur Seite gestanden haben dürfte, liegt auf der Hand, daß sich in der geplanten Rückeroberung verlorengegangener Gebiete ein Hauptwunsch Polens äußerte, den voll zu befriedigen man eher August dem Starken, dem bis vor kurzem noch als Oberfeldherr im Türkenfeldzug fungierenden sächsischen Kurfürsten, zutraute als dem in Kriegsdingen unerfahrenen Prinzen Conti und dem Sohne jenes Sobieski, der wohl mit August vor Wiens Mauern zusammen kämpfend auftrat, der aber zur Rückgewinnung der verlorenen Länder entgegen seiner einstigen Wahlversprechung nichts beigetragen hatte. Darin dürfte die Bedeutung seiner schließlich erfolgten Wahl liegen. Damit zeigt sich eben m. E. auch, daß man in Polen deutlich sich darüber im klaren war, daß militärischer Erfolg mit autochthon-polnischen Truppen und rein polnischer Führung unmöglich war und nur durch eine außerpolnische, d. h. deutsche und in diesem Falle sächsische Truppenführung eintreten konnte. Um so mehr, als ja damals sich die Kronarmee im Zustand der glatten Meuterei befand, weil sie seit Urzeiten nicht einmal den ihr zustehenden Sold erhalten hatte, und so sengend und plündernd die Güter des Adels heimsuchte. Deshalb dienten der Befriedigung ihrer Soldforderungen des sächsischen Kurfürsten 10 Millionen Reichsthaler zur „freien Verfügung der Republik", die in genau derselben Höhe der Herzog von Neuburg und auch Prinz Conti zu zahlen versprachen, während Prinz Jakob nur 5 Millionen aufzubringen imstande war. Weniger der Ausbildung eines eigenen Offizierskorps als vielmehr dem Adel zu schmeicheln dürfte Anlaß gewesen sein, eine Ritterakademie zu gründen. Da sie auch in den Versprechungen anderer Bewerber auftaucht, so lag offenbar ein Bedürfnis zugrunde, das man am ehesten in dem Bestreben suchen kann, den Adel davon zu befreien, seine Söhne ins teure Ausland zu schicken.

Zum andern aber gaben den Propositiones des sächsischen Kurfürsten seine innerpolitischen Zielsetzungen das Übergewicht. Auch sie müssen dem Wunsche der Polen entsprochen haben. August macht hier viel konkretere Vorschläge als beispielsweise der Neuburger oder Conti. Münzverbesserung „für den Handel", der Hinweis auf Freiberg und Leipzig, und

Digitized by Google

endlich der Satz, „das ganze Reich in den besten Flor" zu setzen ist einwandfrei nur so zu verstehen, daß das Land kulturell und besonders handelspolitisch erschlossen werden soll. Was man damals unter „in Flor stehen" verstand, das war ein wirtschaftlicher Aufschwung auf Grund jenes volkswirtschaftlichen Systems, das wir gemeiniglich „Merkantilismus" zu nennen pflegen und das damals gerade in Blüte stand. Volkswirtschaftliche Lehren wie die Colberts, Wilhelm von Schröders und anderer Wirtschaftslehrer dieser Zeit wirkten um so nachhaltiger, als das Ganze ja praktisch im Lande jenes Fürsten durchexerziert worden war, den August sich in jeder Weise als Vorbild wählte, da er schon in jungen Jahren anläßlich seiner Kavalierstour stark unter dessen Bann gestanden hatte: Ludwig XIV. von Frankreich! Ja, Wilhelm von Schröders „Fürstl. Schatz- und Rentkammer" können wir sogar als ein in der Handbibliothek August des Starken vorhandenes Buch heute noch nachweisen. Es erscheint mir ausgeschlossen, daß diese damals gerade die Fürsten weitgehend interessierenden Thesen August, dem allzeit für alles Neue aufgeschlossenen Fürsten genialer Veranlagung, fremd gewesen sein sollen. Es hieße ihn entgegen seiner wahren Natur zum unmündigen Kind stempeln, wollte man dies annehmen oder gar bei allen politischen Gedanken oder Absichten „fremde Ratgeber" postulieren. In der „société de table ronde", dem sächsischen Gegenstück zu des Soldatenkönigs „Tabakskollegium", hat man nicht nur von amoureusen Frauen, sondern auch von viel realeren Dingen gesprochen und nicht zuletzt von den Wegen zu einer Hebung der Staatsfinanzen, die die Grundvoraussetzung für jenen Glanz war, den man Dresden beizulegen sich mühte, um hier ein Gegenstück zu des Roi soleil berühmten Versailles zu schaffen. Gab aber das handels-, inner- bzw. wirtschaftspolitische Ziel dem sächsischen Wahlversprechen den Ausschlag vor anderen, so zeigt sich auch darin, daß sich Polen nicht der Erwägung damals verschloß: eine Gesundung der polnischen, mitunter an Anarchie grenzenden, Verhältnisse kann nur durch eine deutsche Hand erfolgen. Sobieski war Pole gewesen. Sein Erbe war gestaltungsbedürftig eben durch eine außerpolnische Hand. Und daß gerade handelspolitisch Sachsen damals im Vordergrund stand und auch ein durchaus ernst zu nehmender Rivale des aufkommenden Preußens in dieser Hinsicht war, war eine heute ebenso wie damals schon bekannte Tatsache. Die Leipziger Messe, die Freiberger Münze, das sächsische Handwerk und der sächsische Gewerbefleiß, das waren Faktoren, mit denen man auf dem Weltmarkt zu rechnen hatte. Kein Wunder, daß der Osten also auch sein Augenmerk dorthin richtete, wo er selbst seit geraumer Zeit mit seinen Rohprodukten erschien und sie gegen Ware tauschend mit Erzeugnissen sächsischer Manufakturen heimkehrte.

Aber nicht nur diese Erwägungen sind es, die uns dazu führen, die These aufzustellen, daß August nicht nur ausschließlich mit der Bewerbung um die polnische Krone seinem Ehrgeiz fröhnen und eine „Standeserhöhung" betreiben, sondern ein viel realeres Ziel verfolgen wollte: durch Zusammenschluß der Wirtschaftskräfte einen mitteleuropäischen Wirtschaftsblock zur Führung Europas zu gründen. Wir haben des Königs Absichten noch in

Digitized by Google

einem anderen von seiner eigenen Hand geschriebenen Entwurf, der diese unsere Annahme bestätigt. Es handelt sich dabei um ein Schriftstück auf vier Folioblättern, das den Titel trägt: „Umb Pohlen in Flor und in Ansehung gegen seine nachtbaren zu setzen." Das Dokument[3] befindet sich heute in Dresden in dem leider immer noch nicht edierten handschriftlichen Nachlaß des Königs. Es dürfte, wie ich glaube annehmen zu dürfen[4], gegen das Jahr 1697 entweder vor oder zumindest unmittelbar nach seiner Wahl zum polnischen König entstanden sein. Ich glaube, daß wir es auch als wesentlich des Königs eigene und nicht fremde Gedanken widerspiegelndes Dokument auffassen dürfen. Wir sehen aus ihm, daß er also mit dem Erwerb der polnischen Krone durchaus ein „Programm" zu verfolgen beabsichtigte und nicht nur sich damit begnügen wollte, einmal König geworden, nun einem Leben der Lust und Liebe sich zu widmen, seine Tage, womöglich auf fremder Leute Kosten, in Saus und Braus zu begehen. Wer des Königs Wirken so darstellt, wird ihm nie gerecht, vergewaltigt die Quellen und leistet damit, ohne es zu wollen, polnischen Chauvinismus Vorschub, der, das sei gleich hier bemerkt, erst später den König so verurteilte, wie er dann verurteilt ward. Unter dieser Nachwirkung stand bis zuletzt die modernere polnische Geschichtschreibung und ebenso eine einseitige deutsche, die sich einfach kritiklos das zumeist von Moralisten und Theologen und nicht von Historikern auf Grund des Quellenmaterials gebildete Urteil zu eigen machte. Wie ernst es dem König war, das neue Herrschaftsgebiet zu gestalten — daher der etwas an Parlamentarismus erinnernde Ausdruck „Programm" —, ersehen wir aus dem Wortlaut des Schriftstückes, das von des Königs eigener Hand niedergeschrieben wurde, und mithin keinen Bericht fremden Gedankengutes darstellt und das auch in des Königs „reenstem Sechsisch" verfaßt ist. Bekanntlich sprach er den schönsten Leipziger Dialekt, schrieb ihn auch so orthographisch nieder und schrieb sogar das Französische in deutscher, speziell in sächsischer, Aussprache, was das Lesen seines Nachlasses nicht gerade einfach machte. Das Dokument lautet:

Umb Pohlen in Flor und in anſehung gegen ſeine nachtbaren zu ſetzen das es ſich nicht alleine gegen ſelbige ſchiezen kentte, ſo ſondren auch ſeine pretensionen und abgenohmen erter[5] Wieder zu behaupten wehren volgentlich meine gedancken.

1.

umb es in Flor zu bringen, ſoh miſte man die commercien[6] in ſchwang bringen, die manufacturen introduciren, nicht zugeben, das fremde wahren reingebracht werden wohmit das gelt auß den lande gehet denen anligenden lendren vor ihre weine, pferd, leder und andren ſachen kein gelt ſondren andre ſachen darfohr umb ſezte in summa gahr kein gelt als was ein reſten der von nehden auß den lande zuh laßen wie es englant machet, man miſte zuh geben das ſich fremde reiche Familgen etablirten und der adel mit denſelben nicht ſoh übel imgehen, die accissen und consumcion introduciren woh ſohn niehmant frey auch der König nicht welches in den großen ſtehten introduciret werden kentte, die Zelle und alles des gleichen miſten

[3] Dresdener Hauptstaatsarchiv, Loc. 2097, Nr. 25.

[4] E. Wienecke, „Regierungsprogramm" usw. „Die Burg", Heft 4/1943, S. 226 f.

[5] Gemeint ist Kamienietz, Podolien, Ukraine usw. (s. oben).

[6] d. i. den Handel.

Digitized by Google

vor niemanden frey ſein; die juden miſten nicht geduldet werden. Ein 4 univerſideten und academien miſten aufgerichtet werden und gelerte leitte dar zu beruffen, die justicien ſachen mißen beßer atministriret werden, den anitzoh wirffet der reige den armen übernhauffen und iſt keine gerechtigkeit in keiner ſache umb ſich gegen ſeine nachtbarn in ſolcher pustour[7] zu ſehzen das man nichts zu befirchten ſondren ſie viel mehr es vor uns thun ſohlten, ſo iſt

vor das 1

die grentzen des reiches mit feſtungen alſoh zu verſehen das man in das lant nicht fallen kenne ohne die ſelben zu eroberen unter welcher Zeit man im lande zeit gewiennet in merer pustour zu kohmen[8] umb den angefogtnetten teil bey zu ſpringen, man wird mir opponiren das die noblesse feſtunge genung ſey, ſoh bewilliges, man kan aber nicht in abrede ſepn das wan der feind in ein offenes lant kohmt ſoh dependiret das wohl und weh auf eine ſchlagt welche ſo ſie gewonnen der feind ſich balt feſtren fus machet, dah er aber feſtungen findet darf er ſich nicht nein wagen und in den rücke laßen man an auch alle zeit mit den feind ſchickaniren[9] und ferhindren das er nicht alſoh balte in das herz des Königreiches dringet welches leicht geſchen kentte ſoh einige nachtbarren uns bekrigen ſoltten.

vor das andre

miſten 4 corpp gemacht werden ſoh ſtehtten auf den grentzen weren und in casernen in den plezen logiret wirden welche das land alſoh nicht agraviren wirden von welchen ſie ihren unterhalt richtig durch deputirten geſchicktes krigen ſollten

zum 3

Soh ſoltten alle dieße pleze mit groſſen magasengs angefillet werden das nicht alleine die garniſon auf 3 jahr proviant von allen in vorraht alle zeit hetten, ſondren auch ſoh fiel das das corpoh umb welche gegent es ſtinde auf ein 8 monat und triber zu supsistiren hette

zum 4

an artollerp muß zuh allen 4 corpies ein überflus angeſchaffet werden ſoh wohl das felt zuhalten als die pleze zu halten und opperationes vor zu nehmen

zum 5

Es miſten unterſchitliche ſehaven gemachet werden woh zuh eine anſehnliche ſehe flotten[10] und was darzu erfohder wird

zum 6

die 4 corpp miſten separiret ſein, als eines das ſtende an der ſeh kiſte[11] das andere an der pompiſchen[12] und ſchleſichen grentze das 3 an der ungriſchen ſibenbirgichen grentze und zings[13] den nieſter[14] hienunter welches es zur grenze hette das 4. zings der poristenen[15] und der zwina[16]

7

über den fellichen unterhalt der trupen artollerp: der Flotte, feſtungen und alles was in das millitare leſſet ſoh ſoltte alle zeit in caſſa ligen ein 20 millionen thaler umb von ſelbigen zu gebraugen in zeit der noht wie auch gellinge[17] antreprisen vor zuh nehmen und das

[7] Positur-Position.
[8] in Schwung zu kommen.
[9] Schickane treiben, d. h. Kräfte des Feindes binden.
[10] Seehäfen-Seeflotte.
[11] Seeküste
[12] pommerschen.
[13] längs.
[14] Dnjestr.
[15] Borysthenes = alter Name für Dnjepr.
[16] Düna
[17] jählinge = plötzliche.

Digitized by Google

genige ſoh dar von genohmen wirde miſte alle zeit in jahr und dag von extra contributionen erſehzet werde von dieſen fondoh miſte nichts darvon genohmen werden als zu ertrodinarien vor militaria.

8

die ein richtung der armee iſt ſoub A Vor anbaſſaden[18], ſoubſidien, coreſpondenten und andren miſte ein aparte[19] caſſa ſein.

9

auf allen reigstagen miſte man rechnung thun ſoh mit belegen und quitansen dargetahn werden ſohlte woh die gelder von den caſſen hien ver want den die beizahlung der trupen hat gleiche bewantnies.

Die Sprache Augusts, in der das Dokument verfaßt ist, wirkt eigentlich, das wird der Leser schon bemerkt haben, nur verständlich, wenn man die hier niedergeschriebenen Worte vorliest und auf den Laut hört, so wird man das gemeinte Wort eher finden als beim Lesen.

Wenden wir uns zunächst dem innerpolitischen Programm zu, so stellen wir mit Erstaunen fest, daß hier August gesonnen ist, durchaus eigene Wege zu gehen, und zwar Wege, die uns mitunter durchaus modern anmuten. Das Geniale ist, daß er vielfach mit seinen Gedanken der Zeit weit voraus eilte und deshalb sehr oft, nicht zuletzt bei seinen Ständen, die mehr an das eigene Wohl als an das des Landes dachten, mißverstanden wurde. Aus der Tatsache, daß die innerpolitischen Gedanken weniger Raum einnehmen als die militärischen Punkte, darf man nicht schließen, daß sie August weniger stark interessiert oder etwa gar nicht von ihm selbst verfaßt worden seien. Gerade Dinge, die bekannt sind und mit denen man sich stark beschäftigt, pflegt man „als bekannt voraussetzend" kurz zu erwähnen. Wir sahen, daß das innerpolitische Programm schon in den Wahlpropositiones enthalten war, fast mit denselben Worten, mit denen unsere Denkschrift, bzw. der Entwurf zu einer solchen hier beginnen. Ziel ist: um Polen in Flor zu bringen.

Zunächst ist hier an den Handel gedacht. Daß August sich gerade für diesen wesentlich interessierte, dafür besitzen wir noch andere Hinweise, z. B. Aktenvorgänge aus der Anfangszeit seines polnischen Königtums, in denen ein gewisser Thilau dem König den Plan einer Commerciendeputation entwickelte. Das Eingehen des Königs auf diese Gedanken beweist gerade sein hier obwaltendes Interesse[20]. In diesem letztgenannten Aktenstück ist von besonderem Interesse, daß König August der Starke die von Thilau vorgeschlagenen Franzosen und Juden als Handelspartner ausdrücklich von dem ganzen Geschäft ausgenommen sehen möchte, denn „den Franzosen sei nicht zu trauen"[21] und die Juden seien doch nur auf seiten seiner Widersacher, der Franzosen, zu suchen. Außerdem vertritt er hier den gesunden Gedanken, der Danziger Handel dürfe keineswegs durch einen neugegründeten Ostseehafen leiden. Auf Grund dessen werden die Franzosen dann

[18] Ambassaden = Gesandtschaften.

[19] separate.

[20] Näheres hierüber in meinem Artikel in: „Die Burg", Heft 4/1943.

[21] Hauptstaatsarchiv Dresden, Folge 68, Nr. 1, Locat 3540. — Thilaus weit seiner Zeit vorauseilende Gedanken verdienten einmal besonders dargestellt zu werden.

Digitized by Google

fallen gelassen und der Standpunkt wird vertreten, daß die Freundschaft des Zaren die Unterstützung Ludwigs XIV. überflüssig mache. Es dringt also eine gesunde Ostpolitik gegenüber dem eifersüchtigen Westen durch, und der Umstand, daß diese Aktenvorgänge aus den Jahren 1697/98, also aus der Zeit seiner Thronbesteigung, stammen, beweist, daß August damals zumindest den Ostraum als Kräftereservoir für das von ihm erstrebte mitteleuropäische Großreich ansah und daß er sich, um einen modernen Terminus zu gebrauchen, schon damals gegen die beabsichtigte „Einkreisung" Deutschlands wandte. Bekanntlich trug sich ja August mit dem Gedanken, nach Aussterben des österreichischen Kaiserhauses sich einmal die Krone des deutschen Kaisers aufs Haupt zu setzen. Auf welche Länder sein Augenmerk sich richtete, dafür besitzen wir ein Prachtdokument in dem „Atlas royal" der Dresdener Landesbibliothek. Mindestens Böhmen und Mähren, Deutschland und eventuell auch noch der Südosten, das waren die Gegenden, die er beherrschen wollte. Dies politische Großreich aber wirtschaftlich zusammenzuschließen, dafür sollte der Zusammenschluß Sachsens und Polens mit dienen. Die Rohstoffe des Ostens, von denen er nur Leder, Pferde usw. beispielsweise anführt, sollten in den sächsischen Manufakturen verarbeitet werden. Die Union mit Sachsen soll zu einer Verbindung der deutschen, schon damals in Sachsen blühenden Industrie mit den polnischen Rohstoffen führen, zu einem Ausgleich sächsischen Getreidebedarfes und polnischen Getreideüberschusses. So führt August in dem beabsichtigten wirtschaftlichen Zusammenschluß mit Mitteldeutschland praktisch nur eine seit Heinrich dem Erlauchten betriebene Politik weiter. Zum Handel gehören Häfen und so ist es August, der Polen die Häfen verschaffen will.

August liegt an einer wirtschaftlichen Hebung des Ostens. Er ist Exponent der katholischen Linie der Volkswirtschaftslehre seiner Zeit. Aber er scheint sogar über diese hinausgehen zu wollen und versucht eigene Wege zu finden.

So lehrt z. B. seine Bemerkung zum Geldproblem, daß er praktisch nur das Nötigste bar bezahlen will. Er beabsichtigt weitgehend einen Tauschhandel, fast möchte man sagen: Autarkie seines Landes. Das Geld soll im Lande bleiben. Enthalten die lapidar kurzen Sätze nicht durchaus moderne Gedanken? Gewiß, sie atmen merkantilen Geist, sie weisen aber ebenso darüber hinaus. Kommerzienförderung und Einführung der Manufakturen, Warenabgabe und Ansiedlung reicher Familien sollen nicht nur den sächsischen, sondern auch den gesamtdeutschen Interessen dienen. Der Gedanke einer Münzverbesserung, bzw. Münzangleichung, wurde später wirklich durchgeführt, ebenso das Bergwerkswesen gefördert, nicht am wenigsten das des Salzbergbaues zu Wieliczka bei Krakau. Dem Handesverkehr dienten die in Sachsen vornehmlich durch den früheren Pfarrer von Skassa namens Zürner vorgenommenen Wegevermessungen, Postmeilensäulen und Straßenbauten, Ausbau des Postwesens u. a. m. Kurzum, seine Regierung in Sachsen und Polen zeigt, daß es August durchaus ernst war, sein polnisches Königreich „in Flor zu bringen". Sein Königtum sollte eben nicht nur, wie man bislang es hinzustellen bemüht ist, der Ausfluß persönlich-egoistisch-

Digitized by Google

dynastischer Bestrebungen sein. Und wenn man in den Mund des sterbenden Königs 1733 die Worte legte, die er, als er zur letzten Reise todkrank aufbrach, gesprochen haben soll, und die da lauten: „Ich muß auf meine Völker mehr Bedacht nehmen als auf meine Gesundheit", so handelt es sich dabei nicht um eine Phrase, sondern zeigt, daß August historisch auch mit anderen Augen betrachtet werden muß als mit denen, mit denen ihn Pöllnitz in seinem „La Saxe galante" (das galante Sachsen) sieht. Er konnte mehr als Feste feiern, Geld ausgeben und Frauen lieben. Daß er die wirtschaftliche Hebung Polens einst versprach, hier kurz skizzierte und den Nagel dabei auf den Kopf traf, das war sein innerpolitisches Wollen. Seine Regierung in Sachsen zeigt, daß es ihm damit auch hier durchaus ernst war.

August rührt mit dem Wort „Accise" an ein sehr wundes Problem. Der Staat, der erstarken will, braucht Einnahmen. Steuer ist nötig. Steuer soll aber nicht nur von einzelnen, sondern möglichst gerecht von allen getragen werden. Er will ausdrücklich, daß auch der König nicht von ihr ausgenommen sein soll. Hier wächst er über absolutistische Gedankengänge hinaus. Wir kennen heute seinen jahrzehntelangen Kampf mit den sächsischen Ständen. Diesen ging das eigene Wohlbefinden über das des Landes. Sie opponierten, sie häuften in Sachsen Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten und doch gelang es ihm allmählich, eine gerechtere Verteilung der Lasten in seinen Erblanden einzuführen. Daß Gemeinnutz vor Eigennutz geht, das war ein Satz, der den Ständen damals als ein Eingriff in ihre Rechte vorkam. Man könnte hier einwenden: warum gelang es August nicht, sich durchzusetzen. Der preußische Kurfürst tat es. Er schaltete die Stände aus. Männer machen die Geschichte! Warum trat er nicht fester auf und wich zurück? Darin erblickt man vielleicht einen Mangel in Augusts Fürstenqualität. Die Ursache liegt aber doch tiefer. Gewiß: der Kampf Augusts mit den Ständen mutet fast wie der Kampf eines letztlich autoritär regieren wollenden Staatsmannes gegen den Parlamentarismus an. Nur daß August den Unterschied von absolut und autoritär noch nicht kannte. Er wollte ein absolutes Königtum in Sachsen und Polen, wie es Ludwig XIV. in Versailles durchgesetzt hatte. L'état c'est moi! Autorität ist aber nicht die Souveränität des einzelnen als Person, sondern als Exponenten der Gesamtheit, des Volkes. Der autoritäre Staatsführer fühlt sich als erster Diener des Staates. Souverän ist das Volk, in dessen Namen und in dessen Auftrag der Staatsmann die Führung übernimmt in Harmonie und nicht in Disharmonie mit diesem, in Billigung und nicht unter Widerspruch desselben. Autoritäre Führung ist einheitliche, mit allen Machtmitteln ausgestattete Führung eines Staates, bei der das den Staat darstellende Volk die Hauptsache ist, absolutistische Führung sieht nicht die Gesamtheit, sondern das einzelne Ich des fürstlichen Staatsoberhauptes als Hauptsache an. Weshalb setzte sich August nicht durch? Hier stehen wir am tragischen Punkt seines Lebens. Man muß sich die geistesgeschichtliche Struktur seiner Zeit und nicht zuletzt seiner Erblande vor Augen halten. Sachsen war das Mutterland der Reformation, hier wachte man mehr als anderswo über der „reinen Lehre", Sachsen führte den Vorsitz im corpus evangelicorum. Um

Digitized by Google

aber König in Polen werden zu können, um den Osten mit Mitteldeutschland zusammenzuschließen, brachte August das Opfer seines Religionswechsels. Mag es für ihn als typisches Kind der Aufklärung im eigentlichen Sinn des Wortes kein Opfer gewesen sein. Sein Lebensweg stand aber fortan unter dieser Tragik: in Sachsen, dem damals konfessionell noch stark gebundenen Land, wachte man ängstlich und mißtrauisch darüber, daß der Kurfürst als „Katholik" nicht zu viel Macht an sich reiße und in Polen, dem Land der katholischen Kirche, trotz der einstigen hoffnungsvollen Ansätze zur Zeit der Gegenreformation, beargwöhnte man ihn, den Deutschen, den Sachsen genau so als „Konvertiten". Unter diesem ewigen Beargwöhntwerden stand zeit seines Lebens fortan all sein Handeln und lähmte seine Entschlußfreudigkeit.

Um sein Programm durchführen zu können, benötigt er Kapital. Um dieses zu beschaffen, ist aber nicht nur an Zölle und Steuern gedacht, sondern er versucht auch fremdes Kapital durch Ansiedlung reicher Familien zu gewinnen. Zweifellos entwirft hier August eine Art Kolonisationspolitik für den Osten, natürlich in erster Linie unter den für ihn geltenden Gesichtspunkten. Hier zeigt sich der Unterschied von absoluter und autoritärer Staatsführung. August trägt sich nicht, und das ist ein Fehler seines hier entwickelten Kolonisationsgedankens, mit dem Gedanken einer Ansiedlung von Bauern und Handwerkern, sondern er denkt dabei — der Zusammenhang mit den vorerwähnten Kommerzien ist zu beachten — offenbar an Kaufleute. Leitgedanke ist die Heranziehung von Kapital. Daß auch das Bauerntum eine Quelle für den Reichtum des Landes werden kann, gerade dann, wenn dieses letztlich die Autarkie erstrebt, daran dachte August leider nicht, obwohl die Erfahrungen in den verschiedenen Kolonisationswellen doch bereits vorlagen. Gerade der polnische Adel aber war es, der einst direkt um deutsche Siedler bettelte. Polen wünschte den fleißigen deutschen Ansiedler, der ihm seine Sümpfe trockenlegte, sein Land bestellte, aber Polen wünschte auch den deutschen Handwerker und Geisteswissenschaftler, der in mehr als einer Beziehung befruchtend wirkte. Daß August die früheren deutschen Kolonisationswellen ganz und gar nicht unbekannt sind, das beweist der lapidar kurze und doch so viel sprechende Satz: „Der Adel soll nicht so übel umgehen." So war es doch gewesen: Polen wünschte deutsche Einwanderung. Dann aber sprang man mit den Eingewanderten übel um. Es kam zu Ausschreitungen des Pöbels besonders in der Zeit der Gegenreformation, die die unselige Gleichung schuf: Pole = Katholik-Patriot, Deutscher = Protestant-Feind, eine von der Geistlichkeit geschürte Formel, die noch zuletzt in den Ausschreitungen der Polen gegen die Volksdeutschen 1939 ausmündete, wo man Menschen nur deshalb verhaftete, weil sie „Protestanten" waren[22].

Tatsächlich schuf die Jahrzehnte währende wirtschaftliche Verbindung zwischen Sachsen und Polen die Vorbedingung für eine Polen kulturell

[22] Vgl. das im Auftrag des Deutschen Auswärtigen Amtes auf Grund urkundl. Materials herausgegebene Buch von H. Schadewaldt, Berlin 1940, S. 19, Anm. 1: „Den Fall Kube in Bromberg!".

Digitized by Google

außerordentlich befruchtende neue deutsche Einwanderung und damit die Gelegenheit, die vielen deutschen Kräfte, die durch Jahrhunderte in den polnischen Raum geströmt waren und dort in vielfachen Einzelleistungen ihr Bestes gegeben hatten, zu einer einheitlichen großen Leistung zusammenzufassen. August kannte seine Polen. Damit bin ich bei einem weiteren innerpolitischen Ziel: Förderung des Rechtslebens. Wie erschütternd echt „polnisch" wirkt doch der schlichte Satz „denn anit zoh wirft der Reiche den Armen über den Haufen und ist keine Gerechtigkeit in keiner Sache". August knüpft also bei seinem Siedlungsgedanken an einstige gesunde polnische Wünsche nach deutschem Ansiedlertum an, sieht aber gleichzeitig die Notwendigkeit einer innerpolitischen Konsolidierung der Verhältnisse: einmal Beschränkung der Willkür des katholischen Adels und zum andern Schaffung eines Rechtslebens. Die Motive der Rechtsunsicherheit und der schlechten Behandlung der Ansiedler sind zumeist in den Religionskämpfen der Vergangenheit zu suchen. Den Satz, den Friedrich der Große prägen konnte, daß „jeder nach seiner Fasson selig werden solle", wollte inoffiziell August wohl verwirklichen; ihn offiziell zur Regierungsdevise zu erheben, war ihm als einem Regenten über ein doppelkonfessionelles Land unmöglich. Man sieht darin die unselige Auswirkung des übersteigerten Konfessionalismus. Nur dadurch, daß ihm die Hände gebunden waren als „Konvertit", erklärt sich auch eine so unglaubliche Handlung wie die des bekannten Thorner Blutgerichtes, die August tatenlos — leider — geschehen ließ!

Außerordentlich bemerkenswert ist der Satz, die Juden dürften nicht geduldet werden. Betrachtet man Augusts Verhalten zu den Juden in seiner späteren Regierungszeit, insbesondere zu dem Hofjuden Bernd Lehmann und andere, so möchte man fast versucht sein, hier nicht Augusts eigene Meinung zu vermuten. Und doch ist dem so. Das zeigt auch das Aktenstück über die Errichtung der Commerciendeputation mit Thilau. August will im Anfang seines Herrschertums ganz und gar nichts von den ihm politisch unzuverlässigen, die Fahne nach dem Winde hängenden Juden wissen. Das ist um so bemerkenswerter, als damals doch das Judentum um 1600 in Polen und namentlich im Kaufmannsstand seinen Höhepunkt erreicht hatte. Ebenso war aber auch im Polentum eine gesunde Strömung gegen die Verjudung aufgekommen, wie die Kampfschrift des Krakauer Astronomen S. Miczynski vom Jahre 1618 beweist. Offenbar knüpft hier August an antisemitische Strömungen, nicht zuletzt unter den Katholiken in Polen an. Leider kam, das erwähnten wir schon, später August immer mehr unter jüdischen Einfluß. Er brauchte die Juden zu seinen Finanztransaktionen. Wie sehr diese aber sich nicht nur auf das Geschäftemachen beschränkten, sondern darüber hinaus stets und immer das Geschäft mit der Politik verknüpften, das zeigt der Fall des Juden Bernd Lehmann. Seit Leopold von Ranke wird immer wieder August dem Starken die letzte Urheberschaft an den Teilungsplänen Polens zugeschoben und er so als Verräter des eigenen Landes in Polen gebrandmarkt. Daß es aber der Jude Bernd Lehmann war, der mit seinem Rassegenossen Jonas Meyer dem preußischen

Digitized by Google

König ein „Partageprojekt" unterbreitete und dann, auf Betreiben des Zaren Peter des Großen verhaftet, in Dresden zugeben mußte, es sei allein seinem Hirn entsprungen, das wird leider viel zu wenig beachtet[23]. Das Aktenstück zeigt, wie gefährlich es war, sich mit Juden in ein Geschäft einzulassen. Daß er auch ein großzügiges kulturelles Programm sich vornahm, zeigt die Planung von vier Universitäten, die übrigens nicht zur Ausführung kam. Ausgeführt wurden daher andere kulturelle Pläne: Bauten, Musik, Wissenschaft usw.

Auf die militärischen Dinge, für die August sich zeitlebens in besonderem Grade interessierte und die, da er hier Fachmann war, auch ganz besonders ausführlich gestaltet sind, einzugehen, können wir uns hier ersparen. Und wohin letztlich sein außenpolitisches Programm abzielte, das war bereits erwähnt: Schaffung eines mitteleuropäischen Großreiches, wirtschaftlicher Zusammenschluß des Ostens und Deutschlands, eventuell die Kaiserkrone. Man kann nicht sagen, daß er nicht wenigstens einen Teil der gesteckten Ziele erreichte, denn Kamienietz wurde zurückgewonnen, und 1698 erhielt Polen im Frieden von Karlowitz den Dnjestr zur Grenze und gewann damit das in den Propositiones versprochene Podolien und einen Teil der Ukraine wieder. Sein militärisches Programm zielt auf militärische Durchorganisierung befestigter Grenzen, namentlich im Osten hin. Es ist nach Erwerb der gewünschten Gebiete rein auf Defension bestimmt. Die Ukraine wird als zu Polen gehörig angesehen und damit zum mitteleuropäischen Wirtschaftsraum. 20 Millionen Thaler flüssiges Kapital soll die Bedürfnisse decken und damit versucht er auch hier Ordnung in die trostlosen polnischen Heereskassenverhältnisse zu bringen. Ständige Besatzungen, ausreichende Vorräte, Durchbildung der polnischen Armee nach sächsischem Muster. Dem letzteren Zweck diente auch das polnische Lager von Czerniakow, das Gegenstück zu des Königs berühmten sächsischen „Lustlager" von Zeithain, welch beide Veranstaltungen nicht etwa nur Feste, sondern ins Große gesteigerte Truppenparaden und Manöver waren.

Das sind kurz gesagt Augusts Pläne im Osten. Sie müssen aber auch eingeordnet werden in das gesamthistorische Zeitbild. August hat als junger Mann am Rhein gegen Ludwig gekämpft, er hat erlebt, wie der „allerchristlichste" Sonnenkönig sich mit dem Erbfeind der Christen, dem türkischen Sultan, verband, gegen den August in Ungarn kämpfte. Er hat die letztlich auf Einkreisung des Reiches abzielenden Pläne der französischen Politik durchaus durchschaut, und besonders dann, wenn er sich mit dem Gedanken an eine deutsche Kaiserkrone trug, wird ihm diese Einstellung Frankreichs nicht verborgen geblieben sein. Im Norden: Schweden mit Frankreich im Bunde, im Süden, d. h. in Italien, hatte Frankreich gegen Habsburg, d. h. also gegen den deutschen Kaiser, gestanden. Der Erbfolgestreit in Mantua war zugunsten Frankreichs ausgegangen. Der Franzose

[23] Dresdener Hauptstaatsarchiv, Loc. 3497: „Des Juden Lehmann partage. Projekt der Cron Pohlen unter die Könige von Pohlen und Preußen und den Czaar." — Loc. 3497: „Den Juden Behrend Lehmann und Jonas Meyer wegen vermeintl. Partage des Königreichs Pohlen."

Digitized by Google

stand im Westen am Rhein und den Niederlanden. Sobieski war schon durch seine Gattin Franzosenfreund. Schon einmal (1574) war Heinrich III. von Frankreich polnischer König gewesen. Französisches Wesen fand Eingang bei Hof und auf den Adelsschlössern ... Kurzum, die Gefahr sah August ohne Zweifel und sie wurde ihm evident, als der französische Prinz Conti als Thronbewerber auftauchte. Daß er ihn durch blitzschnelles Handeln aus dem Felde schlug, bedeutet nicht nur einen persönlichen Erfolg, sondern darüber hinaus auch eine Durchkreuzung französischer, letztlich auf Einkreisung des Reiches tendierender Pläne und somit ist Augusts Thronkandidatur von gesamtdeutschem Interesse. Es bedeutet aber die erfolgte Wahl ferner noch, daß der polnische Raum damals trotz aller Wahlkämpfe auf Grund gemachter Erfahrungen sich von einem Sachsenfürsten, also letztlich von einem naturgebotenen Anschluß an das Deutsche Reich, mehr Erfolg versprach als von dem weit im Westen thronenden Franzosen. Gerade bei Augusts Wahl und den mit ihr verbundenen Kämpfen brachten Gegner des französischen Einflusses wiederholt vor, man dürfe nicht den Kaiser und vor allem das Deutsche Reich brüskieren, das ja naturgegebener Nachbar sei, mit dem auszukommen und nicht gegen dieses zu arbeiten politisches Ziel sein müsse! Wie in Sachsen die Stände, so leistete in Polen der selbstherrliche Adel Widerstand. Die Gründe des Scheiterns der Augustischen Gedanken und Pläne erwähnten wir bereits. Sie liegen aber bei den Polen selbst und nicht bei den Sachsen.

Daß Augusts Thronkandidatur durchaus zu seiner Zeit mit anderen Augen betrachtet wurde, als dies mitunter heute polnische und sogar deutsche Historiker taten, das beweist ein Blick in die zeitgenössische Literatur der Tage August des Starken, die wohl weit besser als Zeitspiegel aufgefaßt werden kann, als eine Schreibtischkonstruktion der Gegenwart. Leibniz, der August durchaus bekannt war und mit ihm ebenso über die Gründung einer Akademie der Wissenschaften verhandelte, wie er später Pate stand bei Gründung der Petersburger Akademie durch Peter den Großen, schrieb nach Augusts Wahl zum König von Polen die lateinischen Verse:

Gebe der Himmel, daß nun der Kaiser, Zar und der König
wider die Barbarei schützen Europa vereint

und daß August der Starke trotz seiner späteren Annäherungsversuche an Frankreich, die als diplomatische Schachzüge zu werten sind, ein bewußter Vorläufer einer deutschen Ostpolitik war, dafür zeugen noch andere Zeitgenossen seiner Tage. So schreibt ein Anonymus anläßlich des Königs Tod im Jahre 1733: „... indessen thate auch damahlen dieser Held dem beträngten Deutschlande einen großen Dienst: denn da bay dem damahls vacanten Pohlnischen Throne der König von Franckreich dahin trachtete, den Printz Conty diesem Königreiche als Ober-Herrn aufdringen, dadurch denn Deutschland nicht wenig verlohren hätte, wenn bey damahlig zu befürchtenden Frantzösischen Kriege ein Frantzösischer Printz, als König in Pohlen Deutschland auf der andern Seite hätte angreiffen können, so nahme Augustus usw." Ich glaube, daß dieser als „Historiker"[24] nicht berühmte Mann,

[24] „Merckwürdiges Leben", Fridr. Augusti, Frankfurt und Leipzig 1733.

Digitized by Google

den König doch als ein seiner Zeit näher stehender Mensch richtiger gesehen hat als so mancher moderne Historiker vom Fach. Und ebenso — wir greifen ein beliebiges Buch heraus[25] — lesen wir an anderer Stelle: „. . . seine Wahl zum König . . . erhielt auch Teutschland seine Freyheit, ja gantz Europa die Versicherung seines Gleich-Gewichtes" und Böttger[26] urteilt durchaus mit Recht: „. . .die Geschicklichkeit, mit welcher Flemming die von Polignac (dem französischen Gesandten) beabsichtigte Erhebung eines französischen Prinzen auf den polnischen Thron zunichte machte, entfernte von Deutschland eine große Gefahr, indem sie verhütete, daß das französische Übergewicht, durch das es von Westen her so schwer bedroht war, sich nicht an seinen Ostgrenzen festsetzte." Hier liegt die gesamtdeutsche und die europäische Bedeutung des Königtums August des Starken in Polen! Für Polen aber bedeutete die Zeit Augusts eine nicht zu verkennende Aufwärtsbewegung. Trotz aller Schwierigkeiten war Polen einzig der nehmende Teil. Ströme sächsischen Kulturgutes wanderten nach dem Osten. In Krakau entstand ein ganzer Stadtteil, die „neue Welt". Die Barockbauten wurden zum Teil von sächsischen Baumeistern geschaffen. Sächsische Gartenkünstler gestalteten Anlagen, wie noch heute der „Ogród sask", der Sächsische Garten in Warschau beweist. Namen wie Kammsetzer, Naumann, Pöppelmann, Schröger, Zug u. a. sind aus der Baugeschichte Polens nicht wegzudenken, ebensowenig wie Lorentz Mitzler von Koloh aus der polnischen Publizistik, Johann D. Jähnisch aus der Bücherkunde, Michael Groell aus dem Buchhandel, um nur einige zu nennen. Und unter den Nachwirkungen der Sachsenzeit arbeiteten Wissenschaftler wie Bandtke als Grammatiker, Linde als Philologe, Elsner als Musiker, Frank als Pharmazeut, Bojanus als Veterinär, Besser als Botaniker, Groddeck — dieser unter August III. — als Schöpfer der klassischen Philologie in Polen! Die meisten Jahre verbrachte August der Starke, im Gegensatz zu seinem Sohne, in Polen, aber das Herz hing doch an der alten Heimat. Als er starb wurde wohl der Körper im Wawel zu Krakau, das Herz aber in einer silbernen Kapsel in seiner Geburtsstadt Dresden beigesetzt, ein Symbol für die Union beider Gebiete. Im Herzen war und blieb er Deutscher. Er wußte aber um seine Mission im Osten und war sich seiner Sendung bewußt. Er wollte nicht nur Herrscher, sondern auch Gestalter im Osten sein, wie er sich ja auch nicht König von, sondern König in Polen nannte. Dies zu zeigen sollte Zweck dieser Zeilen sein. Auch Sachsen hat trotz aller Nöte des „Nordischen Krieges" doch unter August im Endergebnis glückliche Zeiten erlebt. Denn wie sehr der wirtschaftliche Zusammenschluß beiden Teilen von Vorteil war, das beweist die Bilanz bei des Königs Tode: am Todestag Augusts betrugen die Schulden Sachsens trotz aller Kriegskontributionen und Kriegsschäden des jahrelangen nordischen Krieges und der schwedischen Besetzung Sachsens nur 4131347 Thaler. Deutlicher kann wohl kaum ein Beweis dafür geliefert werden, daß in Sachsen nicht alles ausschließlich der „Verschwendung" diente und daß infolge des Zusammenschlusses beide Länder im-

[25] „Lebensbeschreibung", Berlin/Leipzig 1734.

[26] In der von Flathe besorgten 2. Aufl. der Sächs. Geschichte, Bd. II, S. 310.

Digitized by Google

stande waren, Not und Leid schnellstens zu überwinden. Durch Not wird erst das Leben geboren, im Leben so wie in der Geschichte. Aber auch in Polen betrachtete man noch lange die Zeit der Union als eine durchaus glückliche.

Ich glaube noch einen weiteren Beweis dafür beibringen zu können, daß in der Tat das Polentum, sofern es gesundes Denkvermögen und gesunde Urteilskraft besaß, nur in einem möglichst engen Anschluß an Sachsen-Deutschland seine Zukunft gesichert erblickt hat. Ich erwähnte bereits, daß bei den Wahlpropositiones unmißverständlich polnische Wünsche berücksichtigt wurden, und daß Augusts Wahl im Grunde genommen den Gedanken ausspricht — mag sie auch umkämpft gewesen sein —, daß nur im Anschluß an Deutschland dies Ziel zu erreichen ist. Genau dieselben Gedanken finden wir später stets dort, wo sich Polen um einen Anschluß an Sachsen bemüht.

Daß August II. Sohn, August III., immerhin sein Nachfolger werden konnte, das verdankt er zwar den russischen Waffen, aber nicht zuletzt auch der Wegbereitung durch seinen Vater, dessen ruhig-tolerante Regierung eben doch nicht ihren Eindruck auf das Volk verfehlte. Das zeigt August des Starken „politisches Testament"[27]. Daß dieser schwache Sohn eines großen Vaters nicht die auf ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen imstande war, ist bekannt. Bei seinem Tod betrug die Staatsschuld immerhin das elffache von der, die zu seines Vaters Tod vorhanden war, nämlich nunmehr 45 Millionen, ein Zeichen der Brühlschen Wirtschaft. Trotzdem hat sich Polen aber nicht erhoben, um den deutschen Fürsten als unbequem abzuschütteln, als Friedrich der Große in Sachsen einmarschierte und das Land besetzte, während August III. nach Polen flüchtete. Auch hier spüren wir die Nachwirkungen einer Regentschaft, die zumindest damals nicht als so schlecht empfunden ward, wie dies spätere polnische Historiker mit mehr oder weniger lauter Stimme nachzuweisen sich mühten.

Soweit sind die Verhältnisse, zwar verzerrt, aber immerhin doch tatsächlich bekannt. Was wir aber viel zu wenig beachten, ist die Tatsache, daß Polen selbst, durchaus freiwillig, noch später, und zwar gerade im politischer Bedrängung immer wieder nur in einem Anschluß an Deutschland sein Heil erblickte. Daß dies der Fall war, beweist doch, daß man in Polen die Sachsenzeit nicht als schlecht, sondern durchaus als eine für Polen förderliche betrachtete, daß die Zeit des politischen und wirtschaftlichen Zusammenschlusses mit Sachsen-Deutschland von nicht ungünstiger Rückwirkung auf den polnischen Raum gewesen ist. Sonst hätte man ja gerade jede andere Verbindung als die alte sächsische erstrebt.

Als August III. starb, wurde wieder die Frage einer sächsischen Thronkandidatur akut. Obwohl anfänglich Friedrich der Große eine sächsische Thronkandidatur zu unterstützen zusagte, wandte er sich von einer solchen, die übrigens auch die Zustimmung der Kaiserin Maria Theresia fand, dann

[27] E. Wienecke, „Das polit. Testament König August II. des Starken von Polen", — „Die Burg", Krakau, 1944.

Digitized by Google

doch ab. In Polen trieb man ein falsches Spiel. Die Adelsfamilien versuchten die Macht an sich zu reißen. Das Volk schied von vornherein aus. So bleiben wohl zunächst die Bemühungen des Kurfürsten Friedrich Christian und nach dessen baldigem Tode die des Prinzen Xaver um den polnischen Thron eine rein sächsische Initiative.

Es kommt nun zu der berühmten polnischen Teilung. Da taucht 1790 von neuem das Phantom der polnischen Königskrone auf. Die Zeit scheint günstig zu sein, sich dem wachsenden russischen Einfluß zu entziehen. Rußland befindet sich im Krieg mit der Türkei und Schweden. Preußen wirbt um die polnische Freundschaft. Am 29. März 1790 wird der sogenannte Allianztraktat abgeschlossen.

In Polen greift nun endlich in weitesten Massen die Erkenntnis um sich, daß in der ständigen Königswahl ein Hauptübel inner- und außenpolitischer Art vorliegt. Nur eine Erblichmachung des Thrones kann helfen. Es darf aber nicht dazu kommen, daß erst der König die Augen schließt. Man will den Wahlkämpfen, den Adelsintriguen und der politischen Beeinflussung von außen her dadurch einen Riegel vorschieben, daß man den Nachfolger schon zu Lebzeiten des Königs Stanislaus August Poniatowski benennt. Und hier ist es nun außerordentlich aufschlußreich, daß die frühere Verbindung mit Sachsen einen derartigen Eindruck doch hinterlassen haben muß, daß man in ihrer Wiedererneuerung die letzte Möglichkeit, Polen zu retten, sieht. Für den Anschluß Polens an Sachsen und damit an Deutschland treten ein die Parteigruppen um Rykomski, Bischof von Cujavien, und um den Konföderationsmarschall Graf Malachowski sowie um Stanislaus Poniatowski. Diese Gruppe ist so stark, daß ihr sogar der König selbst beitrat! Man wirft das Auge auf den Kurfürsten von Sachsen.

In Sachsen regiert unterdessen Friedrich August III. der Gerechte. Es ist nun tragisch, zu sehen, wie wenig hier die Gelegenheit genützt wird. Unter der Einwirkung des sächsischen Residenten in Warschau, von Essen, einem ewigen Zauderer, werden in Dresden immer neue Schwierigkeiten entdeckt, die ein Mann mit starker Hand, sofort die politische Initiative ergreifend, niemals als Hinderungsgrund anerkannt hätte. In Polen wird die Frage der Ernennung eines Thronfolgers noch zu Lebzeiten des regierenden Königs den Provinziallandtagen vorgelegt und siehe da: einstimmig sprechen sich alle 60 für den Kurfürsten von Sachsen aus. Unter dem drohenden russischen Druck sieht man, daß nur der Anschluß an Deutschland die letzte Rettung bringen kann. Aber der sächsische Kurfürst ist vorsichtig. Bei aller Dankbarkeit für die zugedachte Ehre, wolle er doch erst verfassungsmäßig klar sehen, ob sich die zugedachte polnische Krone mit den Pflichten gegen die alten Erblande vereinbaren ließe und was derlei Bedenken mehr sind. Gleichzeitig benachrichtigt Sachsen direkt bürokratisch-ängstlich die auswärtigen Höfe, daß die beabsichtigte Verleihung der polnischen Krone ohne irgendwelche sächsische Initiative allein aus freiem Entschluß der Polen selbst erfolgt sei.

Je vorsichtiger der Kurfürst wird, je zurückhaltender er ist, um so stürmischer werden die Polen. Um alles zu beschleunigen, beschließt die pol-

Digitized by Google

nische Reformpartei einen Staatsstreich. In der Sitzung des 3. Mai 1791, als der größte Teil der Gegenpartei noch nicht aus den Ferien nach Warschau zurückgekehrt ist, legt der König ihm zugegangene aber offenbar gefälschte Depeschen vor, die die Gefahr einer erneuten Teilung Polens beweisen. Unter dem Eindruck dieser Schreckensbotschaft nimmt der Reichstag die ihm vorgelegte Konstitution überstürzt an, und zwar ohne Benachrichtigung der Nachbarmächte und auch ohne eine Benachrichtigung des sächsischen Kurfürsten. Dem sächsischen Kurfürsten und seinen Nachkommen wird nach Artikel VII der polnische Thron zuerkannt. Das polnische Königreich ist erblich und hat sich an Deutschland angeschlossen! In Sachsen aber — — — begreift man die Stunde nicht. Man zaudert. Je günstiger die Verhältnisse für einen zielbewußten und politisch weitschauenden Fürsten liegen, desto zurückhaltender wird man in Dresden unbegreiflicherweise. Artikel VII der neuen Verfassung besagte:

„Wir verordnen daher, daß nach Unserem Ableben der jetzige Kurfürst von Sachsen in Polen König sein soll. Die Dynastie der künftigen Könige von Polen wird also mit der Person Friedrich Augusts, jetzigen Kurfürsten von Sachsen, ihren Anfang nehmen, dessen Nachkommen de lumbis männlichen Geschlechtes Wir den polnischen Thron bestimmen. Der älteste Sohn des regierenden Königs soll dem Vater auf dem Thron nachfolgen. Sollte der jetzige Kurfürst von Sachsen keine Nachkommen männl. Geschlechtes erhalten, so soll auf diesen Fall der vom Kurfürst mit Genehmigung der versammelten Stände für seine Prinzessin Tochter gewählte Gemahl die Linie der männlichen Erbfolge auf dem polnischen Thron anfangen. Daher erklären Wir die Maria Augusta Nepomucena, Prinzessin Tochter des Kurfürsten, zur Infantin von Polen", usw.

Das war an sich klar. Am 9. Mai 1791 kündigt Malachowski dem Kurfürsten in feierlicher Audienz den Beschluß des Reichstages an. Aber auch jetzt noch lehnt Friedrich August ab, da die Ursachen, die bisher eine Einigung Polens verhindert hätten, noch vorhanden seien. Seine Beweggründe sind vor allem: die Unzuverlässigkeit der Polen, die offenbare Verwandtschaft der polnischen Konstitution vom 3. Mai mit den französischen Revolutionsideen, die auffällige wahrscheinlich auf eigennützigen Berechnungen der polnischen Adelsfamilien der Poniatowski und Czartoryski beruhende Berufung der neunjährigen Tochter des Kurfürsten zur Infantin, wobei Friedrich August offenbar befürchtet, daß die Wahl ihres Gemahles einmal dadurch Quelle von Eifersucht der Fürstenhöfe und damit zu einer Kriegsgefahr für Sachsen werden könnte. Vor allem aber will Friedrich August nichts unternehmen ohne Zustimmung der drei an Polen interessierten Großmächte: Preußen, Österreich und Rußland. Damit beweist er, daß ihm die politische Initiative fehlt.

Berlin äußert sich in der Folgezeit nicht schroff ablehnend, ja wünscht sogar Glück. Österreich versucht in die Länge zu ziehen, will es aber auch nicht mit Sachsen verscherzen, ja in Pillnitz ermuntern beide Monarchen am 25. August den sächsischen Kurfürsten sogar zur Annahme der polnischen Krone. Nur Rußland schweigt. Rußland antwortet endlich gewunden vieldeutig, aber doch so, daß man annehmen kann, Katharina werde nicht offene Feindschaft der sächsischen Kandidatur entgegensetzen. Aber Sach-

Digitized by Google

sen zaudert. Dadurch kommen in Polen wieder Gegenströmungen auf: man pocht auf „alte Rechte", die der Reichstag angeblich verletzt habe, indem er mit unlauteren Mitteln den Thron erblich machen wolle, die anfangs durch das feste Auftreten der herrschenden Partei in Polen eingeschüchterte Opposition beginnt sich wieder zu regen. Das Ganze zeigt, wie notwendig den Polen eine feste Hand tat und wie schnell man wieder der Anarchie zusteuerte, wo der Druck dieser Hand sich lockerte, nicht zuletzt durch die Schuld des ewig zaudernden sächsischen Kurfürsten.

Das sächsische Kabinett und das Geheime Konsilium widerraten, Gremien, die zu befragen August der Starke niemals unternommen hätte. Essen warnt kleinbürgerlich beschränkt unablässig aus Warschau. Noch lehnt der Kurfürst nicht ab, denn er spürt die Erinnerung an die alte sächsische Tradition, er weiß um seine Pflicht gegenüber einer Nation, die buchstäblich ihre letzte Hoffnung auf ihn setzt, er weiß auch um die Verantwortung ganz Europa gegenüber, aber das gerade bestärkt ihn in seinem Zaudern. In Polen muß die Partei des 3. Mai die Öffentlichkeit täuschen, als ob der sächsische Kurfürst einverstanden sei. Der Reichstag richtet nach Dresden die Bitte um Beschleunigung. Da kommt endlich eine Antwort aus Dresden am 23. Oktober: der Kurfürst habe doch noch einige Unklarheiten in der Verfassung gefunden. Kommissionen werden eingesetzt. Während aber noch verhandelt wird, kommt die entscheidende Wendung von außen durch den Frieden Rußlands mit der Pforte am 9. Januar 1792 und durch den drohenden Krieg mit Frankreich. Je näher diese beiden Eventualitäten rücken, um so dringender wird für Kaiser Leopold die Regelung der polnischen Angelegenheit. Er will verhüten, daß während Österreichs anderweitiger Engagierung die Republik den beiden anderen Rivalen zufalle. In Preußen hegt man Besorgnis vor den in Frankreich immer mehr um sich greifenden politischen Ideen der Revolution und sieht deshalb scheel auf die polnische Konstitution vom 3. Mai. Es liegt Preußen, das unterdessen die jahrhundertelange Rivalität mit Sachsen zu seinen Gunsten entschieden hat, nichts daran, Sachsen erneut zu stärken. Man denkt noch partikularistisch. Da erklärt Friedrich August am 14. Februar 1792, seine endgültige Zustimmung mache er abhängig von der Zustimmung sämtlicher dreier Nachbarn Polens einmal zu der Verfassung vom 3. Mai und dann zu der Erblichmachung des Thrones. An einzelnen Bedingungen stellt er noch folgende: Verstärkung der königlichen Gewalt, Recht Verträge mit auswärtigen Mächten abzuschließen, Erziehung des Thronfolgers ohne Überwachung des Reichstages, Erbfolge nicht der Tochter, sondern der Brüder, Schwur des polnischen Heeres auf den König und die Republik und nicht Eidesleistung „auf die Nation", alle die Konstitution betreffenden Punkte müssen befriedigend gelöst sein, Vereinbarkeit der polnischen mit den sächsischen Verpflichtungen.

Das kommt einer völligen Ablehnung gleich. Denn dazu Rußlands Zustimmung je zu erhalten war völlig unmöglich. Was August der Starke jahrelang heiß erkämpft hatte und ihm versagt blieb, das fiel Friedrich August III. in den Schoß aus freiem Entschluß der Polen, dem die Erkennt-

Digitized by Google

nis zugrunde lag: nie eine östliche, sondern nur eine mitteleuropäische, sich an Deutschland anschließende Orientierung kann den Bestand Polens gewährleisten. Friedrich August aber zauderte und wagte nicht kühn sich zu einem Entschluß durchzuringen, der wohl Schwierigkeiten gebracht hätte, zur rechten Zeit, zur Zeit der Beschäftigung Rußlands mit der Türkei und Schweden, aber zum Erfolg hätte führen können.

Wir können die folgenden Ereignisse übergehen. In Polen versucht man den traurigen Stand der Dinge zunächst zu verheimlichen. In Sachsen erntet man nun auch noch die preußische Absage. In Polen beginnt man zu rüsten „rein defensiv". Nun überschreiten die Russen „zur Wiederherstellung der alten polnischen Freiheit" die Grenze. Nun ruft die sächsische Partei die Vermittlung des Kurfürsten an, man dringt noch einmal in letzter Minute auf Annahme der Krone. Vergeblich. Die dritte Teilung Polens steht vor der Tür. Warschau wird 1795 eine preußische Stadt. Die zwölf Dragoner, welche noch traditionsgemäß die Wache im sächsischen Palais gebildet hatten seit August II. Tagen, müssen nun weichen. Auf Preußens Verlangen wird die Porzellanniederlage daraus entfernt und einstweilen nach Wilna verlegt. Das Palais wird für 70000 Dukaten an Friedrich Wilhelm II. verkauft. Finis Poloniae! Die Einsicht Polens war zu spät gekommen. Der Feind saß nicht im Westen, sondern im Osten. Und als endlich die Erkenntnis reifte, saß auf dem sächsischen Kurfürstensessel ein Zauderer, der Polens Krone ablehnte, die ihm unter wesentlich schlechteren Bedingungen dann doch nicht, wenn auch in anderer Weise, erspart blieb, als er von Napoleons Gnaden das Großherzogtum Warschau erhielt. Das Wichtigste aber ist doch wohl das: in letzter Minute vor seinem Untergang erkannte Polen, daß nur durch einen Anschluß an Deutschland ihm zu helfen wäre. Nur bestand damals kein festes Deutsches Reich, sondern es waren — leider — noch rivalisierende Staaten, die die Stunde des Handelns vorbeistreichen ließen. Wie anders hätte sich die Geschichte vielleicht entwickelt, wäre damals zugegriffen worden und hätte man damals mit einer festen Hand, die Friedrich August III. nie besaß, den Block gebildet und den Osten so zurückgedrängt. Es hätte nie ein eigenes polnisches Staatengebilde geben können, das sich Frankreich verschrieb und den Stimmen der Väter zum Trotz auf den weiter entfernten Westen verließ, während es den naturgegebenen Nachbarn vor den Kopf stieß, denselben, dessen jahrzehntelange Staatsführung doch kurz vor seinem Ende, vor der dritten Teilung, zu der Erkenntnis geführt hatte: Deutschland und Polen Hand in Hand gegen Rußland zum Wohle Polens und Europas. Was sah doch Leibniz bei Augusts Wahl als Ziel und Aufgabe vor sich? Man sollte nun

„wider die Barbarei schirmen Europa vereint".

Digitized by Google

Helmuth M. Böttcher:

Metaphysik der Sprache?

Ein Beitrag zu einer offenen Frage

In undurchdringliches Dunkel gehüllt ist die Frage nach der Entstehung der Sprache. Wir wissen nicht, wann der Mensch begonnen hat, unter Verwendung der ausgeatmeten Luft, in gewissen Fällen auch beim Einatmen, Kombinationen von Tönen und Geräuschen hervorzubringen, wir wissen erst recht nicht, wann er es zum ersten Male fertig brachte, „die ewig sich wiederholende Arbeit des menschlichen Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen" (W. von Humboldt). Betrachtungen darüber gibt es genug — von der Wau-Wau-Theorie, die die Wurzel in der Nachahmung von in der Umwelt der Menschen vorhanden gewesenen Lauten sucht, an bis zu den kompliziertesten Untersuchungen. Zweifelsfrei ist jedoch, daß das einzelne Wort des primitivsten Menschen immer einen sinnlich wahrnehmbaren, anschaulichen Gegenstand bezeichnet. Man kann dies an Ursprachen, wie etwa der Ewe-Sprache, noch heute feststellen. Ob sich jedoch, wie beispielsweise Wundt annimmt, neue Begriffe nicht durch Vergleichung verschiedener Gegenstände bilden, sondern durch Aneinanderreihung sämtlicher Vorstellungen, die in ihren Merkmalen den Begriff konstruieren, erscheint zweifelhaft. Jedenfalls ist das Denken des primitiven Menschen ein durchaus Gegenständliches. Was wir uns in abstrakten Begriffen zu denken gewöhnt haben, das denkt er in anschaulichen Bildern, die er in genialer Einfachheit aneinanderreiht und in der so gefundenen Wortfolge ausdrückt. Jahrhunderttausende mag es gedauert haben, ehe sich der Mensch aus dem niederen Gebiet des bildhaften Sehens und der Abmalung des Geschauten im Wort zum leichter beschwingten „Begriff" und zum abstrakten Denken hinaufgelangt ist. Wann und wie dies geschehen ist, darüber ist mit Sicherheit nichts zu sagen. Ebenso ist der Ursprung der meisten Wortstämme in den europäischen Sprachen dunkel. Die Vergleichung mit dem Sanskrit beispielsweise hat gezeigt, daß Vater (pater) ursprünglich „Beschützer", Bruder (frater) „Erhalter" bedeutet hat. Einmal geprägt, haben sich die Bezeichnungen selbständig weiterentwickelt. Die Isoliertheit der friesischen Inseln gegeneinander hat zum Beispiel zur Folge gehabt, daß dort trotz engster Nachbarschaft nicht nur verschiedene Dialekte herrschen, sondern daß in diesen Dialekten ein so alltäglicher Begriff wie „Vater" durch verschiedene Wörter ausgedrückt wird.

Dem Verfasser ist nun eine Beobachtung aufgefallen, die seines Wissens noch nicht von anderer Seite gemacht bzw. dargestellt oder beschrieben worden ist. Sie sei im folgenden in ihren Grundlinien aufgezeichnet:

Im Anfang des Gemeinsamkeitsgefühl alles Lebendigen steht das Bewußtsein um sein Geschlecht. Im schicksalhaften Drang der Geschlechtlichkeit fand über den Wind als Mittler zum ersten Male der Blütenstaub der Urpflanze auf die Narbe des Stempels und schuf in Vereinigung und Zusammenwuchs Frucht und Nachkommenschaft. Dem gleichen Zauber unterlag das Tier bei seiner ersten Paarung. Männchen und Weibchen begehrten zueinander hinweg über Einöde, Fluß, Gebirge und Todesgefahr. Und dem nämlichen urhaften Wunder unterwarf sich der Mensch. In den Armen der Frau wurde sich der Mann seiner Männlichkeit, die Frau ihrer Weiblichkeit zum ersten Male bewußt. Aus dem Gleichklang ihrer Vereinigung erwuchs das Erkennen um ihre Zweiheit, blühte der erste Anruf vom Menschen zum Menschen hinüber, wurde der erste mitteilende Seufzer, wurden die ersten beiden Worte geboren, die, wie immer sie gelautet haben mögen, „Mann" und „Frau" be-

Digitized by Google

deutet haben müssen. Aus dem Gleichklang entstand das neue Geschöpf. Es war nicht ein Drittes, es war wiederum Mann oder Frau, genau wie ringsherum in der Umwelt von Tier und Pflanze niemals ein Dritter entstand, sondern aus der Vereinigung von Vater- und Muttertier, von Vater- und Mutterpflanze immer und immer wieder Männlein und Weiblein geboren wurden.

Es kann kein Zweifel sein, daß der Mensch, der in seiner Umwelt immer nur dieses eine, dieses sich stets erneuernde und sich stets gleichbleibende Ereignis des Wechselspiels zwischen Manntum und Weibtum erlebte, keinen anderen Weg des Begreifens fand, als daß er sich selber zum Maß aller Dinge nahm und nach dem Gesetz der Doppelgeschlechtlichkeit seiner eigenen Natur auch seine Umgebung einreihte, besser gesagt, sie aufteilte und ihre Gegenstände dem Mann oder der Frau zuordnete. Das betraf nicht nur den Teil der Umwelt, der bereits von der Natur mit dem Geschlechtsmerkmal ausgestattet war, sondern das ergriff zugleich die Sachwelt, also Wohnung und Kleidung, die Waffe und Werkzeug, Schmuck und Besitz. Was zum Bereich des Mannes gehörte, wurde vermännlicht, was die Frau anging, verweiblicht.

Als dann aus dem Bewußtsein des gemeinsamen Erlebens, der Schicksalsgemeinschaft zwischen Mann und Frau, das Bedürfnis nach gegenseitiger Mitteilung entstand und so, beim ersten Lallen beginnend, in einer Jahrtausende umfassenden ersten Geburtsstunde, die Sprache entstand, fand sie bereits eine dem Menschen in Fleisch und Blut übergegangene Einteilung und Zugeordnetheit der meisten Gegenstände zwischen Mann und Frau vor. Dem darin liegenden Ausschließlichkeitsgesetz folgend, gab sie jedem Gegenstand das Geschlecht der Person, zu der es gehörte, gehörte nach dem Gebrauch, nach der Form, nach dem Wesen, nach irgendeiner dem früheren Bewußtsein des primitiven Menschen entsprechenden Besonderheit, die wir heute nicht mehr nachprüfen, die wir höchstens in der Erkenntnis, dauernder Selbsttäuschung ausgesetzt zu sein, nachfühlen und nachahnen können. So mag es also gekommen sein, daß Speer, Dolch, Stein, Stock, Baum, Zweig im Deutschen den männlichen Charakter tragen und Nadel, Schüssel, Lippe, Woge, Knospe, Blume, Frucht weiblichen.

Jahrhunderttausende mag es so gewesen und geblieben sein.

Dann — irgendwann — entdeckte der Mensch das dritte Geschlecht. Er fand es nirgends in der Natur vor, denn alles, was ihm dort begegnete, war bereits eingeteilt. Die Erfindung dieses dritten Geschlechts, des fälschlich „sächlichen" genannten, war die erste Großtat des menschlichen Geistes, war vielleicht die größte geistige Schöpfung überhaupt. Denn sie schuf etwas, das nicht da war. In ihr schaute der Mensch gewissermaßen hinter die Dinge, fand über ihre Gegenständlichkeit und ihre Verstandes- und Zweckbegriffenheit hinaus und tastete vorwärts an den — Begriff. Um das gemeinte klarer auszudrücken: nirgends in der Natur gibt es das Rind, das Pferd, das Reh, das Huhn. Es gibt nur Stiere und Kühe, nur Hengste und Stuten, nur Böcke und Ricken, nur Hähne und Hennen. In dem Augenblick, wo der Mensch den Stier und Kuh, Hengst und Stute, Bock und Ricke gemeinsamen „Begriff" erkannte, muß ihm zumute gewesen sein, als ob die seit Jahrtausenden bestehende Welt der Aufteilung und der einordnenden Zugehörigkeit zerbrochen werde. In diesem Augenblick „begriff" er, daß er mit den beiden vorhandenen „natürlichen" Geschlechtern ebensowenig mehr auskam wie mit den gewohnten Wortbezeichnungen seiner Sprache. Er mußte lernen, sich mit etwas abzufinden, was es in Wahrheit nicht gab, ja, noch mehr mußte er: er mußte sogar dieses nicht Vorhandene einordnen und benennen, noch darüber hinaus, er mußte ein Geschlecht dafür erfinden. Denn Rind, Pferd, Reh, Huhn waren nicht nur nicht da, sondern sie waren ungeschlechtlich und zweigeschlechtlich zugleich.

Wir sind es von frühester Jugend, insbesondere vom ersten Schuljahr her gewohnt drei „Geschlechter" zu unterscheiden, nämlich das männliche, das weibliche und das sächliche. Wer den frühen Ausführungen seines Lehrers mit innerer Anteilnahme folgte, dem ist wohl schon bei dieser ersten Darstellung eine Klippe aufgestoßen; er hat bedenkenlos die Unterscheidung eines männlichen Geschlechtes von einem weiblichen hingenommen, sich unter einem sächlichen jedoch nicht viel

Digitized by Google

vorstellen können. Denn gerade die Sachen, von denen der sächliche Artikel „das" seinen Namen herleitet, haben in der deutschen Sprache — und ebenso wohl in allen anderen Sprachen, in den meisten Fällen die doch eigentlich dem männlichen und weiblichen Geschlecht eignenden Vorsatzwörter „der" oder „die". Wir sagen „der" Tisch und nicht „das" Tisch. Wir sagen „die" Schüssel und nicht „das" Schüssel, und wir haben Tausende von ähnlichen „Sachen", wo es genau so zugeht. Die Bezeichnung „sächliches" Geschlecht stimmt also nicht.

Kamen wir dann später mit fremden Sprachen in Berührung, so merkten wir bald, daß viele davon ihre eigenen Wege gingen. Die englische und die französische beispielsweise haben nur zwei Geschlechter, das männliche und das weibliche, die mexikanische gar vier, wobei das letzte der Gottheit vorbehalten blieb. Im lateinischen jedoch vor allem sprach man in Analogie mit dem deutschen Gebrauch zwar zunächst von einem männlichen und weiblichen Geschlecht, vom Masculinum und Feminium, die dritte, daneben bestehende Form hieß jedoch gescheiterweise Neutrum, also „keines von beiden". Das war schon einigermaßen einleuchtender. Sonst aber war es im Lateinischen ebenso wie im Deutschen, d. h. die Zugehörigkeit der Worte zu dem einen der drei „Geschlechter" war nur selten von dem naturgegebenen geschlechtlichen Charakter des bezeichnenden Gegenstandes, meistens vielmehr von andern, äußeren Umständen z. B. nach dem Ausklang der Wörter in bestimmten Endungen festgelegt. Um diese „Geschlechts"charaktere der Worte den Schülern einzuprägen, hatten Schulmeister gereimte und ungereimte Regeln erfunden, deren Existenztatsache allein beweist, wie weit wir Menschen unserer Kulturepoche von dem Sinn abgerückt sein müssen, den der primitive Mensch in den Ausdruck des von ihm sprachlich Erfaßten legte. Denn das steht doch offenbar fest: das Wort als solches ist nur die lauthafte Abprägung des Gegenstandes, den es bezeichnet. Nicht das Wort, sondern der Gegenstand ist das Ursprüngliche. Zuerst mußte der Gegenstand in die Bewußtseinswelt des Menschen tauchen, ehe dieser es für notwendig empfand, ihm einen Namen, eine Wortbezeichnung zu erteilen.

Es kann wohl angenommen werden, daß nur wenig später die Einordnung der Wörter nach Geschlechtern erfolgte. Das geschlechtliche Bewußtsein der Menschen ist etwas so urtümliches, daß die Einreihung der Begriffe unter dem Oberbegriff der Geschlechtlichkeit sehr früh einsetzte. Die sich hieraus ergebende Konsequenz brauchte durchaus nicht gleich die Erfindung verschiedener Artikel zu sein. So kamen beispielsweise Sanskrit, Zend und Latein — um von den uns nahestehenden indogermanischen Sprachen zu reden — ohne einen solchen aus. Bei den frühen semitischen Sprachen war es ebenso. Wo sich ein besonderer Artikel entwickelte, geschah es offenbar in der Form eines Demonstrativpronomens, das sich dann mit der Zeit abschliff und abschwächte. So war es im Deutschen, so war es auch beim französischen le und la, beim italienischen lo, il und la, sowie beim spanischen el und la, die alle auf das lateinische ille bzw. illa (jener, jene) zurückgehen. Auch der griechische bestimmte Artikel in dem altertümlichen Dialekt Homers erscheint noch als Demonstrativum. Das hat dazu geführt, daß Aristoteles für den Artikel den griechischen Ausdruck Arthron (Glied, Gelenk) einführte. Er wollte damit sagen, daß es sich hierbei um ein Wort ohne selbständige Bedeutung handelt, das allein dazu da ist, die Sätze besser zu gliedern. Die lateinische Bezeichnung Artikel bildet die genaue Übersetzung des griechischen Arthron. In Fortentwicklung aristotelischer Gedankengänge hat neuerdings Wilhelm Wundt in den Artikeln über ihre grammatische Bezeichnung hinaus Wortstufen sehen wollen, wobei er dem männlichen „der" das Primat einräumt, ihm das weibliche „die" als zweiten Rang und schließlich das sächliche „das" als Halter des dritten Platzes folgen läßt.

Der Verfasser hält beide Deutungen für irrig. Zwar mag es auf den ersten Blick als überaus willkürlich, ja zufällig erscheinen, wie der Mensch sich im Einzelfalle zur Wahl des jeweils für einen bestimmten Gegenstand aufgenommenen Artikels bzw. einer bestimmten Endung und damit zu einer, seiner Geschlechtseinreihung entschloß. Nur in den Fällen ist die Regel für die Einordnung beim ersten Blick offenbar, wo es sich um Gegenstände handelt, deren Zugehörigkeit zu einem der beiden Geschlechter sich von der Natur her und von selbst einprägt. „Der" Mann,

Digitized by Google

„die" Frau, „der" Hengst, „die" Stute usw. tragen ihr natürliches Prädikat. Stoßen wir jedoch über diesen verhältnismäßig engen Rahmen hinaus, so scheint zunächst ein vollkommenes, unsortierbares Durcheinander, und es bedarf für unsere späte, dem Sprachschöpfungszeitpunkt unendlich ferne Generation einer sehr genauen, prüfenden, vorsichtigen Überlegung, bis es uns gelingt, wenigstens einzelne Begriffsreihen bzw. Begriffsgruppen herauszusondern, deren geschlechtliche Verwandtschaft uns zwar nicht mehr bewußt ist, trotzdem aber für frühere Zeiten bestanden haben muß. Denn bei genauestem Hinschauen zeigt sich, daß tatsächlich und offensichtlich für die Sprechbildner einer frühen Periode der Sprachgeschichte sehr genaue und sehr bewußte Grundsätze bestanden haben, nach denen sie sich bei Wahl der Geschlechtseinreihung richteten. Es kann z. B. nicht „Zufall" sein, daß in der deutschen Sprache die Bewohner des Wassers männlich sind, wie die beliebig herausgegriffenen Worte: der Hecht, der Karpfen, der Blei, der Zander, der Frosch usw. zeigen. Umgekehrt herrscht bei den Bezeichnungen für Gegenstände der Pflanzenwelt die weibliche Form vor: die Kiefer, die Fichte, die Birke, die Buche. Hier aber gibt es bei längerem Zusehen eine große Überraschung, nämlich die, daß z. B. die Getreidearten verschiedene Artikel tragen. Denn es heißt zwar: die Hirse, die Gerste, aber auch der Weizen, der Roggen, der Hafer usw., wobei es neben „der" Weizen allerdings im Süden noch die Form „die" Weiz gibt. Die Überraschung wird noch größer, wenn man sich darauf besinnt, daß Hirse, Gerste und Weizen die ältesten Getreidearten des Germanen bildeten, während Roggen, Mais usw. erst später hinzukamen. Offenbar ist diese Hereinnahme der männlichen Getreidearten also in einer so späten Zeit erfolgt, in der das Bewußtsein vom weiblichen Geschlechtscharakter der Pflanze als eines Teils der mütterlichen Erde bereits verloren gegangen war. Bei weiterem Zusehen ergeben sich ähnliche Phänomene auch in anderen Gruppen, so daß der Verfasser glaubt, durch seinen Hinweis einen Schlüssel zur Erforschung des Alters und des Zustandes unserer germanischen Frühkultur in einer Zeit gegeben zu haben, in die weder eigene Sprachdenkmäler noch Berichte anderer Völker zurückreichen. Er erinnert in diesem Zusammenhang daran, daß etwa unsere meisten „Kultur"obstbaumsorten überhaupt keine eigene Namen führen, sondern ihre Bezeichnung von ihrer Frucht hernehmen. Während also die bei uns urheimische Hasel ihren Namen der Frucht „Haselnuß" leiht, ist es bei Apfelbaum, Kirschbaum, Birnbaum usw. umgekehrt. Hier hat der Germane augenscheinlich zuerst die Frucht kennen gelernt und ist bei der Bezeichnung der Pflanze von ihr ausgegangen. An der Zutreffenheit dieser Beobachtung ändert auch die Tatsache nichts, daß der Apfel in germanischer Vorstellung Symbol der Mutterbrust war. Die Gültigkeit des Phänomens erhellt auch aus der Feststellung, daß es bei der Tanne, der Kiefer, der Eiche sowie den anderen uralten deutschen Bäumen wiederum wie bei der Hasel ist, d. h. sie ihren Früchten die Namen geben, nicht ihn von ihnen nehmen.

Dem Verfasser ist bewußt, daß die in diesem Aufsatz gegebene Darstellung in weitem Umfange roh und ergänzungsbedürftig ist, er rechnet auch mit Widersprüchen und den Versuchen sie zu widerlegen. Die Prüfung und Weiterspannung des Obenvorgetragenen durch Fachgelehrte erscheint ihm wichtig und erstrebenswert. Sie werden Wege eröffnen, die uns die Welt unserer Sprache auf neue Weise durchleuchten und erweitern. Sie werden insbesondere in die Werkstelle leuchten, aus der wir die Fülle unserer Worte genommen haben. Sie werden klar machen, warum es notwendig ist, daß alle substantivierenden Verben in den germanischen Sprachen sächlichen Geschlechts sind, warum beispielsweise „das" Arbeiten etwas anderes ist, als „die" Arbeit, warum es das Leben, das Sein, das Denken, das Wollen usw. heißt. In all diesen sächlich geformten Worten ist etwas Unfaßbares, etwas Transzendentales, Geistiges, Metaphysisches umschlossen. Das Bewußtsein dieser Tatsache ist uns mehr oder weniger verloren gegangen. Der Sinn ist auch in vielen Fällen durch Sprachgebrauch und Abkürzung verwischt worden, durch ein Besinnen wird er aber wieder lebendig und erschließt einen weiten, neuen und tiefen schöpferischen Bereich unserer Sprache, dem nachzudenken und nachzufühlen sich wohl lohnt. Es ist kein Zufall, daß wir beispielsweise für Mund und Nase männlich und weiblich also einen konkretisierenden Artikel gebrauchen, für Auge und Ohr da-

Digitized by Google

gegen den abstrakten. Offenbar wollte der frühe Sprachbildner mit den Worten Mund und Nase die Teile des Gesichtes bezeichnen, die er gegenständlich wahrnehmen kann, dagegen mit Auge und Ohr unbemerkbare Vorgänge, also das Schauen und Hören. Vielleicht hatte er für die Körperteile Auge und Ohr daneben noch andere Bezeichnungen, die uns verloren gegangen sind. Den Reichtum unserer Sprache und insbesondere des Denkinhalts unserer Sprache auszuschöpfen, kann nicht die Aufgabe dieser ersten allgemeinen Betrachtung sein, diese beschränkt sich vielmehr darauf, eine Beobachtung vorzutragen, das Problem aufzuweisen und zum Nachdenken und schöpferischem Mitarbeiten aufzufordern.

Es ist für uns Deutsche ganz besonders schmerzlich, daß unsere Sprachdenkmäler nur in eine sehr späte Vergangenheit zurückreichen und es ist geradezu tragisch, daß wir außer dem Nibelungenlied, dem Hildebrandlieds-Torso und einigen wenigen Heilsprüchen usw. kaum Denkmäler aus der älteren Geschichte unserer deutschen Sprache besitzen. Karl der Große hat zwar deutsche Sagen und Heldenlieder gesammelt, aber unter seinem Sohn Ludwig dem Frommen sind alle diese Erinnerungen an die heidnische Zeit des Deutschtums wieder verloren gegangen und so ist beinahe nichts von dem übrig geblieben, was uns den Blick in die Vergangenheit unseres Wesens und unserer Sprache freigeben könnte. Was an frühen Berichten über deutsches Wesen auf uns gekommen ist, ist von fremden Autoren gesehen und in fremden Sprachen widergespiegelt. Später haben dann zwar die deutschen Klöster und die deutschen Reichsarchive Material genug gesammelt, aber dieses ist im wesentlichen in lateinischer Sprache niedergeschrieben und auch so für die frühe deutsche Sprachforschung zum großen Teil unbrauchbar. Trotzdem ist das Feld zum Glück nicht ganz so leer, wie es uns scheinen mag. Es gibt, so will es dem Verfasser scheinen, gewisse Wege, die uns auch von unserem heutigen Sprachzustand aus noch die Möglichkeit bieten, in die Sprach- und damit Geistesbildung der Vergangenheit einzudringen, und hier scheint gerade das Problem, dem diese Betrachtung gewidmet ist, nämlich die Behandlung der drei sogenannten Geschlechter in der deutschen Sprache beachtlich. Nach den im Eingang der Erörterungen angestellten Überlegungen ist es nicht so sehr verwunderlich, daß der germanische Mensch, sowohl für seine menschliche wie für seine tierische Umgebung jeweils zwei Namen wählte, nämlich einen männlichen und einen weiblichen. Er sprach von der Hengst und die Stute, von der Eber und die Sau, von der Hahn und die Henne, von der Stier und die Kuh, er sprach von der Knabe und die Maid und von der Mann und die Frau bzw. die Weib. Daß wir heute „das" Weib sagen, beweist nichts für die Vergangenheit, sondern nur dafür, daß sich die Sprache und auch der Artikel im Laufe der Zeit geändert hat. Im Nibelungenlied beispielsweise heißt es noch von Kriemhild: „Und was eine schoene Wip." Mit diesen beiden Geschlechtern ist der frühe Mensch ausgekommen. Bis wann das geschehen ist, vermögen wir heute nicht mehr festzustellen. Wir kennen die deutsche Sprache nur mit drei Artikeln, aber es will dem Verfasser so scheinen, als ob die geistige Entwicklung des germanischen Menschen in dem Augenblick an ihren großen ersten Wendepunkt anlangte, wo der deutsche Mensch das sächliche Geschlecht erfand. In diesem Augenblick wuchs er über sich selbst hinaus, in diesem Augenblick lernte er gewissermaßen hinter das Wesen der Dinge zu schauen. In diesem frühen Zeitpunkt der Entwicklung seiner Erkenntnis muß es dem Menschen bewußt geworden sein, daß es zwischen Mann und Frau, zwischen Hengst und Stute, zwischen Stier und Kuh etwas Gemeinsames gab, das nicht mehr Mann oder Frau, nicht mehr Stier oder Kuh, nicht mehr Hengst oder Stute war, sondern keines von beidem oder ebensogut beides zusammen. Wie tief, laut und bewegend die Ansprache dieses neuen Erkenntnisinhaltes von dem germanischen Menschen empfunden worden sein muß, erhellt aus der Tatsache, daß er in diesem Augenblick nicht mehr mit seinem alten Sprachschatz, den beiden vorhandenen Bezeichnungen für „männliche" und „weibliche" Gegenstände, auskam, und zu ihnen dritte erfinden mußte, die er in tiefgefühlter Unterschiedlichkeit des Neuerkannten vom Altgewohnten mit einem neuen Geschlecht ausstattete. Nun entstand als Oberbegriff von Mann und Frau das Mensch — das heutige Schimpfwort dürfte die Urform gewesen sein —, als Oberbegriff von Stier und Kuh das Rind,

Digitized by Google

als Oberbegriff von Hengst und Stute das Pferd. Auf die gleiche Weise füllte der Frühgermane seine ganze Umgebung auf. Er erfand das Reh, das Huhn, das Schwein und ungezählte andere Begriffe, trotzdem es das Reh, das Huhn, das Schwein usw. nirgendwo in der Natur gab oder gibt, sondern nur die Geschlechtswesen mit ihren Sonderbezeichnungen. Die diesem Schöpfungsvorgang zugrundeliegende geistige Tat kann nicht hoch genug veranschlagt werden. In ihr wurde ein Denkvorgang geboren, erkannt, bestätigt und festgehalten, den eine jahrzehntausende jüngere Generation in ihren philosophischen Apparat eingliederte und Abstraktion nannte und als gewaltigen Denkfortschritt der Menschheit ihres Zeitalters erkannte.

Erstaunlicherweise blieb der Frühgermane aber noch lange nicht bei der Schaffung von Oberbegriffen für die geschlechtliche Polarität stehen. Einmal auf dem Wege, faßte er auch Sachen in gemeinsamer Zusammenschau zusammen und benannte z. B. eine Fülle von Halmgewächsen als „das Gras", ging nochmals weiter und erfand im Bewußtsein des manchen Dingen anhaftenden „ungegenständlichen" Zwecks oder Charakters, „das Haus" und „das Dach", tat schließlich den letzten Schritt und gab allen substantivierten Tätigkeitsworten wie „das Leben", „das Schaffen", „das Sterben", „das Sein" usw. den Artikel der Abstraktion. Das geschah offensichtlich in der Erkenntnis, daß das Wesen dieser Substantivkategorie jenseits des Geschlechtlichen, ja, des überhaupt mit den Sinnen Faßbaren liegt.

Die Erfindung der Abstraktion und die geradezu geniale Art durch sie Gegenstände zu isolieren und mit einem besonderen Kennwort „das" zu kennzeichnen, erscheint als eine Tat von so großer Bedeutung, daß man in ihr eine der gewaltigsten Schöpfungen des menschlichen Geistes überhaupt sehen muß. In ihr allein auch fand sich Voraussetzung und Weg, zum erstenmal das Göttliche zu begreifen. Darum ist es kein Zufall, daß das Wort Gott in der germanischen Sprache nicht männliches, sondern sächliches Geschlecht zeigt. De Vries hat in seiner altgermanischen Religionsgeschichte auf diese Tatsache ebenso hingewiesen, wie Mogk in Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde, daß das altnorddeutsche god, das althochdeutsche cot, oder das mittelhochdeutsche got nicht „das" Gott bezeichnete, sondern mit dem sächlichen Artikel ausgestattet ist. Ebenso ist das der Fall bei den anderen Worten, die das göttliche Wesen beschrieben; so z. B. ragin, das Ordnende; rat, das Wissende; metud, das Bestimmende; bönd, das Bindende usw. (vgl. darüber auch weiter „Deutsche Mythologie", Grönbech u. a.).

Wir wissen, daß der Germane — genau wie alle frühen Völker — seinen „Himmel" mit Göttern anfüllte, die er nach dem Maß seiner eigenen Menschlichkeit erkannte und mit übersteigerten, übermenschlichen Eigenschaften ausstattete. So entstanden in einer Urfrühe zusammen mit einem Schöpfungsmythos Wotan, Vili und Ve, so entstanden Ymir und Sutr und neben ihnen eine Fülle anderer männlicher und weiblicher Gestalten.

Die Erfindung des dritten Geschlechtes wurde die Vorbedingung zum Hinauswachsen des menschlichen Geistes über das Gegenständliche ins Allgemeine, über das Greifbare und Sehbare in das nur noch mit dem Gedanken, mit der Idee Erfaßbare. Wenn frühe Menschen von der Gewalt des Donners und des niederschlagenden Blitzes erschüttert wurden, wenn sie staunenden Auges den Wechsel von Winter und Sommer an sich vorübergehen sahen, wenn sie sich in den Strudel von Wachsen und Vergehen, von Geburt und Tod, von Freude und Schmerz gerissen fühlten, dann mochten sie wohl hinter all diesen Wundern und Unerforschlichkeiten eine Macht fühlen, deren Gewalt über die eigene Zähigkeit hinausging. Und da das Maß der Menschen immer nur der Mensch und seine Umwelt waren, so konnte der Weg zur Erklärung der anpackenden Erlebnisse da draußen in der Natur gleichfalls immer nur der Mensch oder seine Umwelt, der ins Riesenhafte übersteigerte oder ins Zwergenhafte verwinzigte Mensch, das ins Grauenhafte verzerrte oder ins Wunderbare verlieblichte Tier sein. So füllte sich ihm der Götterhimmel mit Überwesen, die, genau besehen, nichts anderes waren als er selber.

In irgendeinem Zeitpunkt jedoch muß der Germane es verstanden haben, sich von der Vorstellung einer „persönlichen" Gottheit freizumachen. Das muß auf jener Bewußtseinsstufe geschehen sein, wo er es lernte, „hinter" der Persönlichkeit und

Digitized by Google

jenseits der Geschlechtlichkeit, der Körperlichkeit, der Sachgebundenheit das Forman zu erblicken, d. h. wo er das dritte Geschlecht, das Geschlecht der Abstraktion erfand. In diesem Augenblick war der Germane nicht mehr imstande, Gott als eine Person, als einen jemand, zu sehen, sondern erkannte ihn in der Loslösung von Geschlecht und Formgebundenheit, in der Abstraktion, im Unpersönlichen. Die erneute Personifizierung Gottes wurde so wieder das Ergebnis christlicher Lehre, die in Gott den Vater, den Schöpfer, den Held, den Richter usw. begreifen wollte. Das Christentum bedeutete in diesem Sinne also für den Germanen eine Umkehr, einen Rückschritt.

Die Erkenntnis Gottes als ein Unpersönliches ist das Produkt der geistigen Arbeit auch der anderen arischen Religionen: sowohl das Brahman des Alten Inders wie des numen des Römers waren sächlich. Die Götter, die der Germane, der Inder, der Römer dazu erfand und mit männlichem oder weiblichem Geschlecht ausstattete, waren entweder Erinnerungen an eine frühere geistige Entwicklungsperiode oder späte Entartungen, vielleicht jedoch waren sie auch schon von einem bestimmten Zeitpunkt an als symbolhafte Ausdeutungen von Abstraktionen gedacht, die notwendig erschienen, um das nicht Ausdrückbare dem Menschen nahezubringen. So allein konnte der Irrtum entstehen, daß etwa noch die Germanen des 6., 7., 8. nachchristlichen Jahrhunderts zu Wotan, Freia usw. gebetet hätten. In Wahrheit verehrten sie das Heilige, das Irmin, und die Namen der Götter hatten keine andere Aufgabe mehr als die, daß nur von der Idee her Faßbare in den Betrachtungskreis der Vorstellungen von Auge und Ohr unter Formung durch Mund und Sprache zu rücken. Daß schon diese Zusammenhänge und Hintergründe sehr früh erfüllt waren, erhellt aus der Tatsache, daß beispielsweise Platon in den weiten Olymp des griechischen Götterhimmels das Agathon, das Gute, und das Theion, das Göttliche, als den eigentlichen Kern metaphysischen Wesens setzte.

Erst als der Mensch das dritte Geschlecht ersann, als er es lernte, über die Gebundenheiten von natürlichem Geschlecht und natürlicher Form hinauszuschauen, gewann er das Werkzeug, über sich selber und damit auch über die erfundenen Götter hinauszustoßen, erwuchs er zu der Beglückung hinter die Dinge und in ihr Wesen, zugleich auch über sie hinweg zu blicken in die Bereiche der Phantasie und der Seele. „Der" Gott und „die" Göttin konnten nichts anderes sein als Menschen, Tiere oder Pflanzen. „Das" Göttliche erst drang vor in den Bereich des Geistigen und erschloß damit der Menschheit die Ebene letzter Erkenntnis um das tiefste Wesen Gottes, das nicht in der Person, auch nicht in der Überpersönlichkeit, sondern in der Unpersönlichkeit, in der schöpferischen Kraft, in der Urtatsache des Lebens zu erfassen ist.

Digitized by Google

KAMPF und *Innerlichkeit*

Unser Schicksal wird immer außerordentlicher, und so, denke ich, werden wir doch nicht in gemeiner Schande untergehen. Ich nehme oft alle Kraft der Seele zusammen, um nicht von diesem Zustande stumpfer Verzweiflung besiegt zu werden, und unwillig über mich selbst, erwache ich aus den Träumen, die meinen Schlaf beunruhigen. Ich fühle, dies ist der Augenblick, wo der Mann Sieger über sein Schicksal sein muß. Der Wille des Menschen schien mir immer das Mächtigste auf Erden; all mein Stolz erwacht, um diese edle Kraft nicht aus den Händen zu verlieren. Die Kraft der Resignation ist meinem Gemüte versagt — das, wonach ich ringe, ist eine stets gespannte Kraft des Gemütes, die auch in jahrelanger Untätigkeit und äußerer Ohnmacht nicht erschlafft, die alle Schläge des Schicksals mit eiserner Stärke erträgt, um endlich, wenn der langersehnte Augenblick sich darbietet, einzugreifen und dem bösartigen Verhängnisse die Hoffnung mit Gewalt zu entreißen, die es versagt, oder sich an seinem furchtbaren Felsengerippe zu zerschellen wie ein kleiner Nachen an den Klippen des Meeres.

Carl von Clausewitz

Aus der Kriegsgefangenschaft nach der Niederlage von 1806 geschrieben.

◆

Die Hasel blüht!
Die Meise baut!
Schlohweiß steht die Birke und schimmert!
Lichtwolke zieht
Und der Himmel blaut
Wie Glück und er lächelt und flimmert!
Aus der Erde steigt Duft
Und die Knospe drängt,
Rot wie Blut sind des Strauches Zweige!
O, Erde, neu wird dir das Leben geschenkt
Und der Frühling stimmt seine Geige!

Elli Ruttke.

Digitized by Google

Heldenantlitz

Du trägst das Antlitz eines Toten nicht,
gefall'ner Kamerad, all' deine Züge
erscheinen heiter fast im Sonnenlicht,
und lebensvoll schwingt noch dein Mund als trüge
ein Lächeln er, das du im Leben so geliebt,
ein Trostwort: „Weinet nicht, ich komme wieder!" —
Den klaren Blick, durch Schmerzen ungetrübt,
verhüllen leicht die müden, schweren Lider,
und eine kecke, blonde Locke fällt
auf jene Stirne, die ganz ohne Bangen
sich furchtlos eben noch zum Kampf gestellt. —
Nur deine hohlen, eingefall'nen Wangen
umspielt ein fahler, abgewandter Schein
und zwischen deinen sanft geschwung'nen Brauen
prägt tief sich eine ernste Falte ein.
So seh' ich dich und fasse nun Vertrauen
zu deinem Tod, der deinem jungen Leben
den Glorienschein des Heldischen gegeben.

Fritz Döppe.

Digitized by Google

In Ehrfurcht beginne ich meine Rede, einen wahrhaftigen Lobgesang hebe ich an auf Gott den Schöpfer. Denn ich halte dafür: Nicht das ist Frömmigkeit, wenn ich ihm zahllose Opfer bringe, sondern wenn ich die Menschen lehre, was ich zuvor selbst eingesehen habe: wie groß er ist in seiner Weisheit und Macht und Güte. Ist es nicht ein Beweis vollkommenster Güte, daß er alle Dinge mit höchster Schönheit ziert und sie keinem Wesen mißgönnt; ein Zeichen erhabenster Weisheit, daß er all das erdenkt, womit er sie ausschmückt; ein Zeichen unüberwindlicher Macht, daß er alles, was er beschlossen hat, ins Werk setzt?

Der gütige Herrgott, der mir Leben und Scharfsinn verlieh, hat mein unbändiges Verlangen erregt und meinen Geist erleuchtet, und treffender, als ich jemals hoffen konnte, bekam ich die Wahrheit zu fassen. Ich fand in den Bewegungen der Planeten die Naturgesetze der musikalischen Harmonie wieder, im Ganzen und in allen Gliedern; freilich nicht in der Weise, die ich mir vorher ausgedacht hatte — und dies ist nicht der geringste Teil meiner Freude —, sondern in einer ganz anderen, vortrefflichen und vollkommenen Weise.

Wohl sind die Ratschlüsse Gottes verborgen und unerforschlich, nicht aber seine leibhaften Werke. Gott will aus dem Buche der Natur erkannt sein. Wenn der Mensch die Kräfte seines Geistes richtig ermißt, so sieht er ein, daß Gott, der die Anordnung nach den Gesetzen der Zahlen und Maße vorgenommen hat, dem Menschen auch einen Geist verliehen hat, der diese Gesetze begreifen kann; er wollte sie uns erkennen lassen, als er uns zu seinem Ebenbilde schuf, damit wir Anteil bekämen an seinen Gedanken.

Und nun folget mir, ihr Meister der Töne! Ahmet Gott den Schöpfer nach und spielt in eueren Tonsätzen ein Stück von der Ordnung der Himmelsbewegungen. Euch hat die Natur, die sich nie verschwendet, nach Jahrtausenden endlich hervorgebracht als die ersten echtbürtigen Abbilder des Weltalls. In euere Ohren hat sie sich selbst eingeflüstert, durch euere vielstimmigen harmonischen Gesänge hat sie ihr innerstes Wesen dem menschlichen Gemüte, der liebsten Tochter Gottes des Schöpfers, offenbart.

Johannes Kepler.

Digitized by Google

Gestirn des Krieges

Größer ist alles Gefühl
in dem unendlichen Tag,
randloser Kräfte Gewühl
schwillt über Jubel und Klag',
laut in des Herzens Gestühl
dröhnt uns der eherne Schlag.

Reißt es uns fort in die Nacht?
Schwingt es uns auf zu den Höh'n?
Feuer der tödlichen Schlacht
leuchtet uns schrecklich und schön,
rings um die Berge der Nacht
wölkt es von Blut und Gestöhn.

Schicksal, das geht seinen Gang
über der Völker Gesicht,
Wege der Wende sind lang,
aber wie Sturm das Gericht.
Nur wem das Opfer gelang,
dauert im steigenden Licht.
An den unendlichen Tod
brandet des Lebens Gewalt,
Herz, schon vom Sturze bedroht,
sucht unter Himmlischen Halt —
Zeige dich! Neige dich, Gott,
größer in unsrer Gestalt.

Bodo Schütt.

◆

Das Wessobrunner Gebet

Von Lebenden hört' ich des Lebens Größtes:
Einst war die Erde nicht, noch der Himmel droben.
Da war kein Baum, noch irgendein Berg,
Nicht der Schein der Sonne,
Noch die Leuchte des Mondes, noch des Meeres Flut.
Nichts war da nirgends an Enden und Wenden, —
Und da war der Eine allmächtige Gott . . .

◆

Digitized by Google

Ich habe schon oft den Schöpfer und mein Dasein verflucht. Der neidische Dämon, meine schlimme Gesundheit, hat mir einen schlechten Stein ins Brett geworfen: nämlich mein Gehör ist seit Jahren immer schwächer geworden. Meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht. Ich meide fast alle Gesellschaften, weil es mir nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: Ich bin taub. In meinem Fach ist das ein schrecklicher Zustand; wie dürfte ich die Schwäche eines Sinnes zugeben, der bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei andern sein sollte! — Es fehlte ein wenig, und ich endigte selbst mein Leben. Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück. Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte.

Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Jeden Tag gelange ich mehr zu dem Ziel, das ich fühle, aber nicht beschreiben kann. Nur hierin kann ich leben. Für ein stilles Leben, nein, ich fühl's, ich bin nicht mehr dafür gemacht. — Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewißt nicht. — Oh, es ist so schön, das Leben tausendmal zu leben!

Ludwig van Beethoven.

◆

Die schöpferische Stunde

Das Maß ist alles, alles auch die Kraft,
Die Grenze Gott und Gott die Leidenschaft.
In jener Tiefe, die sie keusch verbindet.
Fängt sich der Funke, der die Welt entzündet,
Gebiert das Werk sich und erwächst die Tat,
Der Zweifel fern und ferner der Verrat.
Die Stunde hält den Atem an und schweigt,
Derweilen Gott die goldne Lanze neigt.

Ruth Köhler-Irrgang.

Digitized by Google

Kulturberichte

Von der Ewigkeit der bäuerlichen Welt

Ansprache von Josef Martin Bauer
bei der Verleihung des Kulturpreises für das bäuerliche Schrifttum am 24. März 1944
in der Reichsbauernstadt Goslar.

Was mir heute zuteil wird an öffentlicher Ehre ist ein Stück Erfüllung des Traumes, der für mich schon geträumt wurde, ehe ich geboren war.

Wenn ich von Traum spreche, meine ich damit nicht jenes beglückende oder wie ein Alp auf uns fallende Bilderspiel des Unwirklichen, zu dessen Verwirklichung wir keine Hand reichen können, sondern die ganze Fülle von Sehnsucht, mit der wir unserem Leben so sehr Inhalt und Richtung geben, daß uns die Größe und Maßlosigkeit unserer Forderung an das Leben erst heute bewußt wird, wenn wir sie zu einem Teil bereits erfüllt haben. Von den Träumen sagen die Wissenden, daß sie nur zu einem Teil den Anregungen unseres eigenen Lebens entspringen, während ein anderer Teil des gegenwärtigen Geträumten weit heraufkommt aus der Vergangenheit jener Dinge, die unsere Väter und Ahnen einst bis ins Letzte bewegt haben und stark genug waren, in uns weiterzuklingen und weiter Sehnsucht zu sein.

In der Welt, in der ich geboren wurde, gab es keine andere Umgrenzung des Blickfeldes als die bäuerliche. Das Dorf hatte acht Häuser und der Vater sechs Kinder. Um das Dorf herum waren weitläufige Hügel und um die sechs Kinder herum waren schwere, stolze Bauernhöfe, vor denen wir mit unserer Jugend eine ehrfürchtige Achtung empfanden, weil die Menschen auf diesen Höfen in aller Wahrhaftigkeit des Begriffes Herren waren. Uns Kinder blieb wohl nur die Aussicht, einmal in dieser Herren Dienst zu treten, um fürs erste Knecht zu sein und dann vielleicht in der Arbeit eines ganzen Lebens uns hinaufzudienen in ein Stück eigenen Besitzes. Das Wort „Knecht" muß so verstanden werden, wie wir in Altbayern es verstehen, wo der Knecht und die Magd „die Ehhalten" sind, die zu Ehe und Hausstand des Bauern halten in dienender Treue.

Trotzdem — ein großer Lebenstraum war es nicht, was da vor uns stand. Aber es ging ja nicht um unseren, nicht um meinen Traum, wenn mir diese Welt als die einzige und die wahrhaft schöne erschien. Ich habe schauen gelernt mit den Augen meines Vaters, und was ich so sehnend erträumte, kam aus der ungeheuerlichen Sehnsucht, die sich in meinem Vater fortsetzte von einer langen Reihe bäuerlicher Ahnen her. Er selbst, so wie er lebte, war die verkörperte Konsequenz der bäuerlichen Lebensforderung. Die Bäuerin auf Lederstatt hatte ihrem Bauern nur Töchter geboren, darum war der Bauer zur Magd gegangen und hatte wohl wirklich einmal geglaubt, er werde den von der Magd ihm geborenen Sohn zum Erben des Hofes einsetzen. Daß er es am Ende nicht getan hat, war vielleicht auch sein bäuerliches Recht. Von dem Glauben und dem Wissen aber, daß er Bauer sei, hat mein Vater sich nie getrennt, in den Zeiten nicht, da er Knecht war, in den Jahren nicht, da er vierzigjährig noch das Bäckerhandwerk lernte, in den Jahren nicht, da er spät noch heiratete und sich eine Frau nach seinem Stand und seiner Herkunft nahm: eine zur Reife emporgediente Magd. Alles Denken, alles Sehnen, alles Wünschen und Träumen, das er uns einprägte, ging um das eine alte bäuerliche Thema: um das Haus war ein klein wenig Grund, und der Grund wurde nach und nach ein klein wenig mehr. Auf diesem kleinen Besitztum arbeitete der große, vierschrötige Mann mit seiner unendlichen Güte und war ein vollendeter Bauer unter Bauern.

Digitized by Google

Daß er nicht sein konnte, was er wollte, lag nicht in seinem Verschulden. Daß er es dennoch war, habe ich von ihm dort gehört, wo die bäuerliche Vergangenheit in ihm weiterträumte, wo er von den Bauern seiner Jugend erzählte, vom fröhlichen Knechtsdienst, von den treuen Pferden und vom großen Schrannenfahren. Als ein begnadeter Schilderer hat er für uns Kinder die Vergangenheit Szene um Szene heraufbeschworen und um uns herum eine bäuerliche Atmosphäre voll wunderbarer Dichtigkeit geschaffen.

Als man mich, zwölfjährig, mit Hangen und Würgen zur Lateinschule geben konnte, war ich unter meinen Mitschülern der Kamerad, der am weitesten „hinter dem Holz" aufgewachsen zu sein schien, gehemmt durch jene Einfalt, die von der Welt überhaupt nur das Bäuerliche kannte. Daß es eine Gnade war, so bäuerlich denken zu dürfen, habe ich erst viel später erfahren. Fürs erste war es mir eine Hemmung, und ich habe nicht leicht daran getragen. Zerwühlend lebte in dem kleinen Lateinschüler die Sehnsucht nach der Ärmlichkeit des heimatlichen Hauses, nach der engen Stube daheim, nach den krummen Bauernwegen um das Dorf und dem spukhaften Nachtarbeiten des Vaters in der Bäckerei.

Vor der Wende zu den zwanzig Jahren bekam mein Leben seinen Bruch. Ich hatte Gefallen gefunden an der anderen, weiter geöffneten Welt, an dem berauschenden Plätschern des Baches der Wissenschaft, an der Forderung nach junger Selbständigkeit. Da ich nicht so wollte, wie man es von mir verlangte, mußte ich nach dem Gymnasium einen eigenen Weg ins Leben suchen, der mit vielen Mühen und grausamen Enttäuschungen gepflastert war. Hier glaubte ich reif genug zu sein, um den bäuerlichen Panzer abzustreifen. Als ich mir die Frage vorlegte nach einem Beruf, war ich über Beruf und Erwerb noch der gleichen landläufigen Meinung, daß der Mensch hier eine Tätigkeit auf sich nehmen müsse, um deren Ertrag in das Lebensnotwendige umzusetzen. So kam ich denn auch zu keinem Beruf, nur zu einer bunten Folge von Tätigkeiten, bis ich als Gutsbuchhalter endlich wieder nahe an das Bäuerliche heranstieß. Hier habe ich, weil mein anderes Tun zu flach war und mich nicht ausfüllte, weil irgend etwas über allem Erwerb nach einem Beruf aus Berufung schrie, zu schreiben begonnen.

Mit dem Schreiben aber ist es mir ergangen wie dem kleinen Studentlein in den ersten Monaten der Lateinschule: kein Stoff wurde mir gehorsam, der nicht bäuerlich war, keine Gestalt wurde mir lebendig, die nicht in die Bauernwelt meiner Jugend gehörte, kein Schauplatz wurde mir gegenwärtig als das Dorf. So habe ich meinen ersten Roman geschrieben und in die Schublade gelegt. Es war ein Bauernroman. Niemand wollte ihn haben. Ich aber habe wie behext nach dem Aufatmen von der Enttäuschung wieder ein bäuerliches Buch geschrieben, weil ich anders nicht schreiben konnte, weil es für den Fünfundzwanzigjährigen genau so wie für den Lateinschüler keine andere Welt gab als die bäuerliche. Mit Trotz und mit Zorn habe ich begonnen, mich zu unterwerfen, ich war dem Bäuerlichen in mir so ausweglos verfallen, daß ich unter einem zwingenden Bann nach all den Enttäuschungen wieder ein Bauernbuch schreiben mußte.

Damals hat die Heimat mich zurückgefordert. Man machte mich zum Schriftleiter der Zeitung meiner Heimat. Und wie ich mich gegen den grausamen Zauber des Bäuerlichen in mir gewehrt hatte, so lehnte ich mich jetzt gegen den Zugriff der Heimat, in die ich — der Studierte und letzten Endes doch Schiffbrüchige — nicht mehr zurückkehren wollte. Aber auch dem Ruf der Heimat bin ich erlegen.

Nicht ich bin der Sieger, wenn ich heute inmitten einer stolzen dichterischen Laufbahn stehe. Ich bin der Besiegte. Ich bin der advokatische Vollzieher einer Kraft, die mich gewalttätig in ihren Bannkreis genommen hat, damit ich ihr diene. Als ich vor 13 Jahren mit meinem Roman „Achtsiedel" preisgekrönt wurde, durfte ich stolz sein, weil ich einem Bauernroman zum Sieg verholfen hatte. Und selbst da war ich der Unterlegene. Aber nun war es Zeit für mich, im Unterliegen zu begreifen, daß es eine Beglückung ist, unter solchem Zwang leben zu dürfen.

Ob wohl die Menschen, die außerhalb unseres bäuerlichen Kreises leben, es je verstehen werden, daß ein bäuerlich geborener und bäuerlich vorbestimmter Mensch seinen Weg gar nicht anders gehen kann als unter dieser zwingenden Vorzeichnung?

Digitized by Google

Vielleicht verstehen sie es aus der Gegenüberstellung zu jenen anderen, die unter dem Zeichen der Opportunität sich einmal ins Kunstgebiet des Bäuerlichen gewagt haben und nach wenigen Jahren ebenso elementar aus dem vermeintlichen Paradies wieder hinausgeworfen worden sind, wie wir anderen, die wir Bauern aus Berufung sind, mit elementarer Gewalt darin festgehalten werden. Ein Bauernmensch muß Bauer bleiben, ob er nun einen Hof besitzt, ob er Knecht ist, ob er auf einem Lehrstuhl sitzt, ob er das Amt eines Ministers innehat oder ob er als Dichter von Bauern und letzten Endes von sich selbst schreibt.

Wie sehr ich Bauer habe bleiben müssen, hat mir der Krieg zu begreifen gegeben. Seit vier Jahren bin ich Soldat, ich habe den Krieg in seinen vielleicht großartigsten Dingen erlebt, aber die größeren Erlebnisse für mich lagen neben dem Krieg, wenn wir Bauern-Soldaten in Bombenkratern knieten und die wundervolle schwarze Erde der Ukraine prüften, wenn wir durch Weizenfelder ohne Ende zogen und vom Wunder des Weizens berauscht worden sind, wenn der Krieg um uns her stillstand, weil die Fruchtbarkeit so schön war, wenn wir tieferschüttert keines Wortes mehr fähig waren, weil vor uns Tausende von Tonnen Weizen in den Dnjepr geschüttet worden waren, wenn wir dort oben im Norden der Front ein paar Halme ärmlichen Roggens als das schönste Wunder des Sommers empfanden. Als ich daran ging, das Tagebuch eines ersten Kriegssommers im Osten niederzuschreiben in den „Kranichen der Nogaia", wurde es kein Buch vom Krieg, sondern ein Bauernbuch, weil ich alles nur mit den Augen eines Bauernmenschen gesehen hatte.

Vielleicht haben wir alle zusammen den Krieg erleben müssen in der erschütternden Wahrhaftigkeit, die allem Ungeheuerlichen anhaftet, um danach wenigstens zu wissen, was es um das Bauerntum ist. So entsetzlich das Los all der Menschen ist, die mit Waffengewalt aus den Städten geworfen werden, so nahe auch kommt uns menschlich jedes dieser Geschicke, die nun auf bäuerlichem Boden für die Zeit des Krieges oder vielleicht für immer anzuwurzeln versuchen. Mitleid und Staunen zugleich erfüllen uns, wenn wir das gläubige Mühen solcher Menschen betrachten, die ihre Hoffnungsflagge wenden und langsam, ganz langsam nur, wieder Vertrauen fassen zum Boden, der sie oder ihre Väter ernährt hat, ehe sie in die Städte gingen.

Wir alle, die wir vom Bauerntum her unsere Verpflichtung haben, sind seit Jahr und Tag wissend und mahnend zu Rate gegangen, um unseren Menschen zu sagen, daß sie ihren Platz beim Acker halten mögen, wie sehr auch die Stadt lockt und umwirbt. Viele haben ihn gehalten, viele sind abgesplittert, alle aber, die sich noch das Verstehen gewahrt haben für den Kern des Bäuerlichen in sich selbst, haben im Krieg mit unseren Gedanken denken gelernt und mit unseren Augen sehen gelernt, um sich am Ende zu entscheiden für die Welt des Bauerntums, die wohl nur eine Ernte im Jahre bringt und den baren Segen der Arbeit kärglich mißt, in ihren Fundamenten aber unverrückbar ist und über alle Zeiten hinweg Geltung haben wird.

Der Krieg hat uns, die wir zum Mahnen abberufen sind, das mahnende und lehrende Wort aus dem Mund genommen und es auf andere Art unter die Menschen geworfen, damit sie wieder inniger glauben lernen an die Erde, die sie geboren hat. Hernach aber, weil erst recht eine Zeit des Bäuerlichen kommen wird, sollen die Menschen unseres Volkes noch inniger daran glauben, daß im Bauerntum der Boden ist, auf dem die Dinge der Ewigkeit wachsen. Und wo immer dieser Glaube sich unseres Wortes bedienen will, werden wir bäuerliche Dichter zugegen sein.

Digitized by Google

Bauernglaube

Die jüngste Arbeit von Professor Günther* muß als eine Ergänzung zu einem seiner Hauptwerke, dem „Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform", gesehen und gewertet werden. Sie stellt, genauer gesprochen, das Verhältnis von Bauerntum und Christentum zueinander dar und die Zeugnisse, fast ausschließlich Äußerungen der wesentlichsten geistlichen Beobachter beider Konfessionen, untersuchen allein schon aus diesem Grunde den Bauernglauben in Beziehung zu den Auffassungen und Lehren des biblischen Christentums. Gleichwohl ermöglichen sogar diese Berichterstatter in der Gesamtheit ihrer Aussagen den Schluß, daß Bauernglaube und Bauernfrömmigkeit „ein Glaube und eine Frömmigkeit aus nichtchristlicher Wurzel" sind, „die in die Hüllen einer christlichen Kirchlichkeit eingekleidet worden sind" (S. 211).

Auch für Günther besteht die Tatsache, daß der eigentliche Bauernglaube nicht eine Angelegenheit der Lehre, der Theorie ist, sondern eine Frage der Haltung und des Handelns in allen Lagen des Lebens. „Aus dem tatsächlichen sittlichen Handeln des Bauern läßt sich auf einen Bauernglauben, auf Glaubenstriebkräfte und Glaubensvorstellungen schließen, die von der mit dem Munde bekannten Kirchenlehre in kennzeichnender Weise abzuweichen pflegen." (S. 5/6.)

Es ist nun eine eindrucksvolle und überzeugende Art, in der Günther die Wesenszüge bäuerlicher Frömmigkeit und Gläubigkeit gegenüber den kirchlichen Lehren abzugrenzen vermag. Die Sachlichkeit der Betrachtung und die Nüchternheit des Blickes führten hier zu Urteilen, die schlechthin endgültig sind und bereits auf die sichersten und klarsten Formeln gebracht wurden. Dies gilt von der Darstellung der bäuerlichen Scheu vor der Enthüllung des innersten Glaubenslebens, der Ablehnung der Frömmelei durch den Durchschnittsbauern (S. 11 f.), ebenso wie von der Aussage über die bäuerliche Gläubigkeit an sich (bzw. Ablehnung der Ungläubigkeit, S. 15, S. 35 f.), da „Bauerndasein zu seiner Sinnerfüllung Gläubigkeit und Frömmigkeit verlangt" (S. 209). „Glaubensloses Bauerntum wird nie echtes Bauerntum sein können" (S. 18).

Besonders wesentlich sind die Ausführungen über die Gemeinschaftsbindung des Bauernglaubens (z. B. S. 28 f.) und über den bäuerlichen Ordnungsgedanken als einem Kernstück der bäuerlichen Glaubenswelt (S. 24 f., S. 40 f.). „Der Gedanke einer sinnvollen Weltordnung und eines mächtigen Ordners der Welt macht den Kern aller Frömmigkeit deutscher Bauern aus" (S. 40).

Über die Rolle der Überlieferung sagt Günther: „Das Herkommen ist also jeweils stärker als die christlichen Lehren und Gebote" (S. 29). Aber „aus dem Herkommen allein kann man bäuerliche Frömmigkeit nicht erklären ...", sondern „aus der Artung des Bauerntums erwächst im Gemüte vieler Bauern ... immer wieder neue bäuerliche Gemeinschaftsfrömmigkeit ..." (S. 35).

Beim Hinweis auf den bäuerlichen Sinn für Feierlichkeit — zweifellos einem der wichtigsten Ansatzpunkte für die Neugestaltung des bäuerlichen (unkirchlichen) Glaubenslebens — erfolgt die Aussage, „daß die ursprünglichen bäuerlichen Glaubensvorstellungen und die ursprüngliche bäuerliche Frömmigkeit weder von den Lehren der christlichen Kirchen hervorgerufen sind, noch in den kirchlichen Begriffen und Formen sich rein widerspiegeln können" (S. 37).

Unter den „christlichen Lehren, denen das bäuerliche Gemüt entgegenkommt", wird darauf hingewiesen, wie beispielsweise dem christlichen Jenseitsgedanken die bäuerliche Vorstellung von der Ewigkeit der Sippe entgegenkommt (S. 76), der christlichen Lehre vom Jüngsten Gericht die bäuerliche Gerechtigkeitsauffassung, dem christlichen Erlösungsgedanken die bäuerliche Anschauung vom Ausruhen im Tode.

Demgegenüber stehen dann christliche Lehren, die vom Bauerngemüt nicht aufgenommen werden können (S. 85 f.), wozu vor allem die Lehren von Sünde, Erlösung, Heiligem Geist, Armutsideal gehören.

* Hans F. K. Günther, „Bauernglaube". Zeugnisse über Glauben und Frömmigkeit der deutschen Bauern. Leipzig 1942. 244 Seiten. Verlag Teubner.

Digitized by Google

Das Verhältnis zwischen bäuerlicher Sittlichkeit und christlichen Lehren mag am besten in dem Satze zusammengefaßt sein: „Die Sittlichkeit des Durchschnittsbauern ist etwas anderes als die Sittlichkeit der christlichen Gebote" (S. 115).

Ausführlich behandelt Günther ferner die Möglichkeiten und Wirkungen von Protestantismus und Katholizismus im bäuerlichen Glaubensleben.

Hat er sich zum Vorsatz genommen, bisher in allem den „Durchschnittsbauern" zum Gegenstand der Untersuchungen zu machen, so finden Gruppen- und Einzelmenschen „mit bewußt christlichem Glaubensleben" eine gesonderte Darstellung (S. 147 f.). Auch das Verhältnis zur Geistlichkeit findet eigene Beachtung.

Nach kurzer Schilderung der jüngsten Entwicklung der bäuerlichen Frömmigkeit und des bäuerlichen Glaubens kommt Günther zu dem sehr zu beachtenden Ausblick, daß aus der „Krise" des Glaubens in unserer Zeit auf Grund der „angeborenen bäuerlichen Gläubigkeit und Frömmigkeit und aus der zu Gläubigkeit und Frömmigkeit mahnenden Umwelt des bäuerlichen Landes" ein dem Bauerntum angemessener Glaube entstehen könnte, dessen „erste Gestaltung" die Sache eines berufenen Überragenden wäre (S. 192) — wozu wir von der Volkskunde her nur noch ergänzen möchten, daß Inhalt und weitgehend auch Formbestandteile eines solchen neuen (im Grunde alten) Glaubens natürlich nicht zu „stiften" wären, sondern im Kerne aus der Überlieferungswelt vorgegeben sind und sich zum Teile bereits im neuen Brauchtum (aus alter bäuerlicher Grundhaltung) vorsichtig zu formen beginnen.

Im Schlußabschnitt kommt Günther zu der Feststellung, „daß entweder das Christentum oder die kirchlichen Lehren oder beide nicht geeignet sind, den Bauern in seiner Tiefe zu ergreifen und auch nicht geeignet sind, zum Gegenstand reiner bäuerlicher Gläubigkeit und Innerlichkeit zu werden" (S. 201). Nach einer entschiedenen Ablehnung des theologisch bestimmten Versuchs, die deutsche Bauerngläubigkeit „alttestamentlich" zu nennen, geht Günther endlich noch auf die Frage ein, wie denn wohl die bäuerliche Gläubigkeit aussehen würde, wenn sie von dem Zusammentreffen mit Christentum und Kirche bewahrt geblieben wäre. Es ist hierbei recht beachtlich, wie der Forscher die gültigsten Zeugnisse für nordischen Bauernglauben aus Hesiods Dichtungen erschließen zu können glaubt (S. 206 f.).

Daß das, „was der Bauer, wenigstens der Durchschnittsbauer, eigentlich glaubt", „zu einem großen Teil etwas anderes" ist, „als was die Kirche als Glauben lehrt" (S. 3), das ist das überzeugende Endergebnis der Güntherschen Untersuchung. Wie schon eingangs erwähnt, muß dabei immer sein Standardwerk „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" vorausgesetzt werden, da dieses die eigentlichen, positiven Glaubenszüge des Bauerntums in Gestalt seiner allgemeingültigen Lebenswerte enthält, jene positiven Werte, die den deutschen Bauernglauben — jenseits seines Verhältnisses zum Christentum — bestimmend kennzeichnen.

Und von hier aus darf man wohl anmerken, daß die Zeugnisse dieses positiven Bauernglaubens mit den Urteilen kirchlicher Betrachter natürlich nicht genügend ausgeschöpft sein können. Wie Günther selbst schreibt, wird der Darsteller des Glaubenslebens „in Ermangelung von Selbstzeugnissen des durchschnittsbäuerlichen Glaubenslebens" auf die Beobachtung des „üblichen Verhaltens" der Bauern angewiesen sein, wobei sich aus „Sitte und Sittlichkeit" Schlüsse auf den Glauben gewinnen lassen (S. 5). Das heißt mit anderen Worten, daß die volkskundliche Wissenschaft einen der wichtigsten Wege zur Erschließung des Bauernglaubens zu weisen hat. Sie wird in erster Linie die Belege für die Einzelzüge des eigenständigen Bauernglaubens aus Brauchtum, Erzählgut, Volkskunst usw. — bei aller durch Fremdeinflüsse geborenen Vorsicht — zu liefern haben. Kennzeichnende Züge wie der allheitliche Ordnungsgedanke, das Gerechtigkeitsempfinden, die wesenhaft bäuerliche Sittlichkeit lassen sich aus Brauch, Heldensage und Märchen einwandfrei erschließen; über das Verhältnis des Bauern zum Tode und zum Toten, über die Frage des Fortlebens nach dem Tode lassen Brauchtum und

Digitized by Google

Sage zwar mittelbare, aber weitergehende Schlüsse zu, als sie die kirchlichen Betrachter vom Standpunkte des Christentums aus geben können. Zweifellos liefert auch die nordische Bauernsaga manche noch heute gültige Entsprechung zum deutschen Bauerntum und darf insofern ebenfalls als Quelle für den germanisch-deutschen Bauernglauben herangezogen werden.

Allerdings muß eingeräumt werden, daß die Ziele und Wertmaßstäbe der Volkskunde von heute noch nicht einheitlich ausgerichtet sind. Allein Begriff und Inhalt des „Aberglaubens", auf den Günther im XII. Abschnitt des Buches eingeht, ist ein Beispiel für diese Unklarheit. Jedoch hat es seit Jahren nicht an Stimmen gefehlt, die hier eine Scheidung nach arteigen und artfremd forderten und durchzuführen versuchten und so beispielsweise dem „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" den Vorwurf machen mußten, auch arteigene Züge des Volksglaubens gleicherweise wie die artfremden unter den Begriff „Aberglauben" zusammengefaßt zu haben, was praktisch eben auf die konfessionelle Definition hinauslief (Aberglaube ist danach alles, was nicht christlich-kirchlich ist). Wenn Günther im Aberglauben „nicht viele Nachwirkungen der germanischen Glaubenswelt" vermutet (S. 161), so kann ihm die Volkskunde diese Vermutung insofern bestätigen, als solche Nachwirkungen eben im arteigenen „Volksglauben" zu sehen wären und im „Aberglauben" (fremder Herkunft) gar nicht erwartet werden können.

Im vollen Bewußtsein der Bedeutung der Güntherschen Gesamtarbeit für die Volkskunde, zugleich aber auch in der Erkenntnis, daß Fragen des Bauernglaubens durch die Volkskunde einer wesentlichen Klärung nähergebracht werden können und müssen, kann uns nur daran gelegen sein, die Zusammenarbeit der Rassenkunde und ländlichen Soziologie einerseits und der Volkskunde andererseits zu vertiefen und aufscheinende Mißverständnisse von vornherein auszuschalten. Ein solches drohte nahezuliegen, wo sich Günther im Vorwort seines „Bauernglaubens" (S. III/IV) über die „üblichen Darstellungen bäuerlichen Brauchtums" äußert und feststellt, daß dieses Brauchtum zwar „für den städtischen Gebildeten diese oder jene Bestandteile germanischer Herkunft, nicht aber für den Bauern" enthält. Das ist genau so wahr und richtig wie z. B. die Tatsache, daß auch nordische Rassenzüge im deutschen Bauerntum erst für den städtischen Gebildeten bestehen, während sie dem Bauern selbst gar nicht bewußt zu sein brauchten und er sicher nicht darüber redet. Das ändert aber nichts an ihrem Vorhandensein, und wenn die volkskundliche Wissenschaft germanische Elemente im deutschen Brauchtum feststellt, kann man ihr daraus so wenig Vorwürfe machen wie der Rassenkunde aus dem Feststellen bestimmter rassischer Verhältnisse. (Sie darf nur nicht dabei stehenbleiben!)

Wenn Günther dann weiter schreibt: „Nicht in Sitten oder in Gegenständen des Brauchtums kann ein eigentliches Fortleben des Germanentums oder Indogermanentums verspürt werden, sondern allein in ererbten — oder wie man gewöhnlich sagt: angeborenen — Triebkräften des frommen Gemüts, und zwar besonders des bäuerlichen Gemüts", so schließt sich das nach unserer Auffassung ja gar nicht gegenseitig aus, weil Sitte und Brauchtum nicht allgemein wie starre, leere Formen und vorzeitliche Relikte in unserer Zeit stehen, sondern dort, wo sie wirklich lebendig blieben, doch eben Ausdruck des frommen, bäuerlichen Gemütes sind und immer wieder neu aus ihm gestaltet werden. Damit zeigt sich, daß Günthers Vorbehalte gegenüber der Volkskunde und ihren „üblichen Darstellungen" auf eine im Verschwinden begriffene volkskundliche Richtung zutreffen, während Ziel und Methode der jungen Volkskunde von heute den Absichten und Wegen Günthers näherstehen, als es aus gelegentlichen Äußerungen der erwähnten Art zuzutreffen scheint.

In der Auseinandersetzung mit dem weltanschaulichen Gegner und im Bemühen um die Gewinnung eines arteigenen Glaubens ist die vorliegende Arbeit Günthers schließlich von hoher politischer Bedeutung, so daß alle Kräfte der volkskundlichen Wissenschaft, Erziehung und Gestaltung sich eingehend mit ihr befassen müssen.

Dr. H. Strobel.

Digitized by Google

Die Stellung des Menschen in der Welt

Die Frage nach der Stellung des Menschen in der Welt ist ein zentrales Thema gegenwärtiger Philosophie, das man auf eine verschiedene Weise in Angriff nehmen kann[1]. Über eines sollte dabei heute vollkommene Klarheit herrschen: daß nämlich zur wirklich bündigen Behandlung dieses Themas eine Anzahl von Wissensdisziplinen gemeinsam sich bemühen muß. Die Philosophie allein kann ein solches Problem nicht lösen, sondern die Naturwissenschaften, vor allem die Geologie, Zoologie, Paläontologie, vergleichende Anatomie, Embryologie, Ethnologie, Botanik und Paläobotanik müssen zu Hilfe genommen werden. Sie sprechen sogar ein entscheidendes Wort mit. — Die Frage ist die: Nimmt der Mensch eine Sonderstellung in der Welt ein oder ist auch er nur ein Glied in der Kette des Lebens und Geschehens? Über die Tragweite dieser Frage muß man sich ganz klar sein. Denn es ist doch ein großer Unterschied, ob sich der Mensch, mit Gehlen etwas zugespitzt gesprochen, „als Sohn Gottes versteht oder als arrivierten Affen". Einmal haben wir nämlich die christliche Anschauung, das andere Mal die darwinistische mit ihren schwerwiegenden Konsequenzen vor uns. Beiden Anschauungen aber ist eine „Voraussetzung" gemeinsam: „daß nämlich der Mensch nicht aus sich selbst begriffen werden könne, daß er nur mit Kategorien des Außergewöhnlichen beschreibbar oder deutbar sei". Hier setzt nun das Interesse unseres Buches[2] ein, worin behauptet wird, daß die genannte „Voraussetzung" nicht notwendig, sondern daß noch eine dritte Auffassung vom Wesen des Menschen möglich sei, die sich ganz spezifischer und nur auf diese Problematik zutreffender Begriffe bedient. Diese im folgenden kurz zu skizzierende dritte Auffassung wird von Gehlen, der sich dabei als ein großartiger Konstrukteur erweist, unter Zuhilfenahme genannter Zweige der Naturwissenschaft zwecks Nachweises der Sonderstellung des Menschen im Bereich des Lebens von Anfang bis zu Ende seines umfangreichen Werkes unter einem leitenden Gesichtspunkt durchgeführt. So hat Gehlen eine elementare philosophische Anthropologie gleichsam aus einem Guß geschaffen. Seit Herder, so sagt der Verfasser, habe die philosophische Anthropologie keinen Schritt vorwärts getan und auch keinen vorwärts zu tun brauchen, da sie hier schon das Stadium der Wahrheit erreicht habe, die es jetzt nur — diese Aufgabe stellt sich Gehlen — mit den Mitteln der seitdem stark fortgeschrittenen Naturwissenschaften zu unterbauen und entwickeln gelte.

Nach Gehlens Auffassung unterscheidet sich der Mensch radikal vom Tier. Dieser Unterschied soll klargestellt und eine wirklich stichhaltige Definition von Mensch und Tier gegeben werden, die in den bisher vorliegenden Anthropologien mißlungen und erst durch v. Uexkülls Forschungen möglich gemacht ist. „Im Menschen liegt ein ganz einmaliger, sonst nicht versuchter Gesamtentwurf der Natur vor." Diese These spricht die Grundvoraussetzung von Gehlens Anthropologie aus. Aber dieser Gesamtentwurf, so wird weiter festgestellt, ist in bezug auf die rein vitale Existenzmöglichkeit des Menschen nicht gerade günstig ausgefallen — im Vergleich etwa zum Tier, das in seiner Art vollkommen und eindeutig ist. Der Mensch ist keineswegs eindeutig. Nietzsche hat ihn einmal „das noch nicht festgestellte Tier" genannt. Das will zunächst besagen, daß wir immer noch nicht wissen, was eigentlich der Mensch ist, und dann soll es bedeuten, daß der Mensch irgendwie noch „unfertig", nicht „festgerückt" ist. Das Tier ist — das haben vor allem v. Uexkülls Arbeiten erwiesen — an ein bestimmtes Ausschnitt-Milieu, eine bestimmte Umwelt, genau angepaßt. Seine Organspezialisierung und seine Umwelt entsprechen einander ganz exakt. Nicht so der Mensch; er entbehrt dieser Ein- und Anpassung. Er ist „weltoffen", keiner Umwelt angepaßt. Für ihn ist die Welt ein „Überraschungsfeld", in dem er sich zunächst einmal orientieren muß. Der Mensch hat keine spezifischen, ausschließlichen Instinkte (das ist eine

[1] Hinweisen darf ich auf meine Arbeit „Stellung des Menschen im Schichtenbau der Welt" („Unsere Welt" 1936, Heft 3 und 4).

[2] Arnold Gehlen, „Der Mensch — Seine Natur und seine Stellung in der Welt" (Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin).

Digitized by Google

Grundthese Gehlens), dafür aber ein „außerordentlich störbares Bewußtsein". So wird der Mensch definiert als ein „organisch mangelhaftes, deswegen weltoffenes, d.h. in keinem bestimmten Ausschnitt-Milieu natürlich lebensfähiges Wesen", das daher innerhalb natürlicher Lebensbedingungen längst ausgerottet wäre. Eben in diesem „durchgehenden Mangel an hochspezialisierten, d.h. umweltspezifisch angepaßten Organen" besteht die morphologische Sonderstellung des Menschen. Der Mensch ist organisch ein „Mängelwesen". Er hat kein Haarkleid zum Schutz gegen Kälte und Unwetter, er hat keine natürlichen Angriffsorgane zur Verteidigung gegen Feinde, aber seine Körperbildung ist auch nicht zur Flucht geeignet. Er gelangt verhältnismäßig spät zur Selbständigkeit und bedarf als Säugling und Kleinkind lange Zeit des Schutzes seitens der Eltern. Das Tier dagegen ist schnell fertig und kann sich dann selbst helfen. Es beherrscht in einigen Fällen schon wenige Stunden nach der Geburt die für es notwendigen Bewegungen. Sein Gebiß ist entweder Pflanzenfresser- oder Raubtiergebiß; keines von beiden besitzt der Mensch. So könnte man den Vergleich noch weiter ziehen.

Diese Einsicht in die Unspezialisiertheit des Menschen und in seinen Charakter als „Mängelwesen" ist nun für die Anthropologie von entscheidender Bedeutung. Man gelangt damit nämlich zu einer Unterscheidung von Mensch und Tier, ohne daß man dabei, wie es bisher durchweg geschah, das Bewußtsein, den Geist zu Hilfe zu nehmen braucht. Der Wesensunterschied von Mensch und Tier beginnt nicht erst im Geistigen, bei der Sprache oder dem „Verstand", sondern er ist bereits anatomisch, sensomotorisch und sinnesphysiologisch vorhanden. Von Anfang an ist der Mensch eigentlich Mensch gewesen. Diese die Abstammungslehre ablehnende These Adloffs vertritt auch Gehlen. — Damit hebt nun die eigentliche anthropobiologische Fragestellung an: Wie kann ein solches „belastetes" Wesen, wie der Mensch, seine Existenz in einer gefahrvollen Welt, wie sie unsere Welt nun einmal ist, überhaupt durchhalten? Nur dadurch, so antwortet unser Autor, daß er sich „entlastet", daß er die Mängel seiner vitalen Existenz eigentätig, das heißt handelnd, in Lebenschancen umarbeitet. Der Mensch ist also gezwungen, zu handeln, tätig zu sein, von der Natur zur Kultur überzugehen. Er ist demnach ein Wesen, das handelt, „indem es die Weisen, in denen es sich im Dasein erhält, selbst aufbaut". So muß er die von Natur fehlenden Schutz- und Angriffswaffen, seine Nahrung usw. selbst herstellen, indem er bestimmte Techniken entwickelt. Er muß für Schutz gegen Wind und Wetter sorgen. Weiter muß er für seine lange Zeit schutz- und hilfsbedürftigen Kinder Sorge tragen. Kurz: er muß handeln und kann nicht einfach so, wie das Tier, leben, sondern er muß sein Leben recht eigentlich „führen". Aus der eben gestellten anthropobiologischen Frage folgt also die Einsicht in die Handlung als die Mitte des menschlichen Lebens. Und nur wenn man den Menschen als handelndes Wesen auffaßt (diese Konsequenz ergibt sich aus dem Gesagten), gelingt es, ihn wesenhaft vom Tier zu unterscheiden.

Selbst unter den ungünstigsten Bedingungen muß sich der Mensch wohl oder übel durch Handlung, durch Tätigkeit in einer feindlichen Umwelt durchsetzen; er kann es, weil er sich von seinen biologischen „Belastungen" „entlasten" kann. Die Sprache spielt dabei eine entscheidende Rolle. Sie gehört zu den Wesensmerkmalen des Menschen und entlastet vom Druck der Gegenwart; sie erst macht als Verständigungsmittel Gemeinschaft möglich, ohne welche der Mensch schwerlich seine ihm gestellten Aufgaben bewältigen könnte. Im Denken hat er ein führendes und entlastendes höchstes Organ. Der Wille ist nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, an eine bestimmte „Schicht" im Menschen gebunden. Er läßt sich nicht lokalisieren, sondern zieht sich über den ganzen Menschen hin, der ganz wesentlich auch ein wollendes Wesen ist. Das macht es dem Menschen möglich, sich zu behaupten, indem er seine leicht versehrbare biologische Existenz zunächst einmal selbst in Zucht nimmt. Denn gerade die tiefsten vegetativen Schichten des Menschen bedürfen einer Führung und Ökonomie, sie müssen in Zucht genommen werden. Seine Physis ist so beschaffen, daß sie dem Menschen noch zur Aufgabe wird.

Digitized by Google

Seine Verantwortung und eigene Leistung erstrecken sich daher bis in die vegetative Ordo hinein, und es hängt noch für die folgende Generation etwas davon ab, ob zum Beispiel die Geschlechtsphantasie der Vorfahren intakt ist oder nicht. So ist der Mensch ein Zuchtwesen, das diejenigen Situationen meiden muß und meiden kann, in denen sich solche Seiten seiner Bedürfnisse ausleben würden, die entkräftet werden müssen, weil sie höhere Interessen hemmen und versehren. Der Mensch darf seine elementarsten Bedürfnisse, sein Nahrungs-, Geschlechts- und Selbsterhaltungsbedürfnis, nicht in „triebhafter" Weise befriedigen, sondern er muß und kann sie höheren Interessen einordnen. Dabei zwingen ihn selbst diese elementarsten Triebe nicht absolut. So gibt es den freiwilligen Hungertod, die freiwillige Enthaltung vom Geschlechtsleben und den freiwilligen Opfertod. Kein Tier ist dazu fähig. Der Mensch kann die Befriedigung seiner Bedürfnisse aufschieben, er kann sie hemmen, formieren und die Handlungen von den Antrieben „abhängen", um letztere erst einmal sachlich zu untersuchen und logisch zu durchleuchten. Und er muß dies alles können, eben weil er aus seiner biologischen Struktur heraus ein versehrbares, gefährdetes Wesen ist. Sittlichkeit wird so zu einer biologischen Notwendigkeit.

Der Mensch als ein der Welt „ausgesetztes", ja „ausgeliefertes" Wesen, worüber die sogenannte Existenzphilosophie manches wahre Wort gesagt hat, bedarf der „Führungssysteme", so daß auch die Religionen und Weltanschauungen in eine solche Gesamtansicht vom Menschen, als dem handelnden Wesen, mit einbezogen werden müssen. Immer wieder erfährt der Mensch seine Ohnmacht. „Die Mißerfolge auch wohlerwogenen und dringlichsten Handelns, die Unerfüllbarkeit des elementaren Anspruchs auf ‚mehr Leben' und die darin bedingte Depression, die unberechenbar einschlagenden Schicksale, die Krankheiten, der gewisse Tod sind Erfahrungen, die einem bewußten und dem ‚Überraschungsfeld' der Welt ausgesetzten Wesen niemals erspart werden." Das sind Erfahrungen der Ohnmacht, die mit dem Wesen des Menschen untrennbar verknüpft sind. Sie sind unaufhebbar; wohl kann sie der Mensch bis zu einem gewissen Grade hinausschieben. Aber er bleibt immer mit ihnen in Berührung. Hier setzen nun die Interessen der Religionen ein: sie unterstützen die menschliche Ohnmacht an den Grenzen der Lebens- und Handlungskraft, womit sie (nach Gehlen) im wesentlichen ihre Aufgabe erfüllen.

So steht also der Mensch vor uns: als ein biologisch „belastetes", weil unspezialisiertes und daher hilf- und schutzloses Wesen, das sich durch Arbeit, Tätigkeit, Voraussicht, Zucht „entlasten", das also die Belastungen seiner biologischen Verfassung eigentätig in Mittel seiner Existenz umwandeln muß, um in einer Welt voll Gefahr nicht unterzugehen.

Arnold Gehlen führt — damit gehen wir zu einer kurzen Stellungnahme gegenüber seinem bedeutungsvollen Werke über — das Thema der Handlung unter dem Leitmotiv der für den Menschen notwendigen „Entlastung" in einem und demselben Gedankengang bis hin zur Weltanschauung und Religion in einer großartigen, freilich aber auch einseitigen Konstruktion durch. Seine Methode ist einseitig funktional-dynamisch; neben der teleologischen Betrachtungsweise fehlt die Kausalanalyse. Von der ästhetischen Seite des Menschen und dem eigentlich inneren Menschen hören wir in dem Buche überhaupt nichts. Schwach ist auch die Kulturanthropologie, genial dagegen wieder die dargestellte Ontogenese der Wahrnehmungs-, Bewegungs- und Sprachleistung. Weiter ist sehr fraglich — und damit kommen wir zu einem schwerwiegenden Einwand gegen Gehlens Buch —, ob das Fehlen einer Spezialisierung im organischen Bau des Menschen hinreichend die Ursprünglichkeit des betreffenden Organismus beweist. Diese Frage wird auf Grund der neuesten Erkenntnisse verneint. So schreibt F. Schwanitz mit Bezug auf das in Rede stehende Buch: „Wir kennen sowohl im Tier- wie im Pflanzenreich zahlreiche Fälle, in denen ursprünglich kompliziert gebaute Organismen infolge der Anpassung an bestimmte Lebensbedingungen einen einfacheren Bauplan erlangt haben. Dies ist bei Übergang zu Parasitismus und Sapro-

Digitized by Google

phytismus, beim Übergang vom Landleben zum Leben im Wasser häufig der Fall. Auch unsere Haustiere sind in der Regel nicht so spezialisiert wie die wildlebenden Arten, denen sie entstammen, da infolge der fehlenden Auslese bei ihnen auch Merkmale erhalten bleiben, die in freier Wildbahn rasch ausgemerzt würden. Die Unspezialisiertheit der Menschen beruht zum Teil zweifellos auch auf dieser Erscheinung der ‚Domestikation'"[8]. Nach Gehlens These müßte man dann also auch, entsprechend wie beim Menschen, „die Haustiere als ursprünglicher bezeichnen als die entsprechenden Wildarten", was offenbar widersinnig wäre. Die Autoren Bolk, Westenhöfer u. a., auf deren Forschungen sich Gehlen hauptsächlich stützt, kann man doch wohl nur als Außenseiter bezeichnen, die aber immer wieder von Gegnern der Abstammungslehre, wie sie zum Beispiel Hans Weinert vertritt, ins Feld geführt werden.

Eines dürfte aus dieser grundsätzlichen Einwendung gegen das Buch Gehlens, das von seiten der reinen Philosophie bezeichnenderweise ohne Hinweis gerade auf diesen Einwand gewürdigt worden ist, deutlich geworden sein: daß nämlich jeder Philosoph heute in den Stand gesetzt werden muß, die Grundtatsachen der Naturwissenschaft, wenigstens soweit sie das Hauptthema der Philosophie, den Menschen, betreffen, selbständig zu überprüfen, wobei natürlich der Kontakt mit den Fortschritten der in Frage kommenden naturwissenschaftlichen Disziplinen ständig gewahrt werden muß. Dr. Gerhard Hennemann.

[8] „Volk und Rasse", 1942, Heft 3.

Schrifttumsschau

Der Volkspreis der Deutschen Gemeinden und Gemeindeverbände der deutschen Dichtung des Jahres 1943 wurde an den Dichter Kleo Pleyer für sein Buch „Volk im Feld" verliehen und an die Dichterin Ell Wendt für ihr Buch „Die stolze Nymphe". Das Werk des sudetendeutschen Dichters Kleo Pleyer ist ein Kriegsbuch, ein stolzes Zeugnis des heroischen Kämpfers. Es ist voll glühender Vaterlandsliebe und großer Menschlichkeit und geschichtlicher Tiefe. Pleyer hat uns dieses Buch als sein letztes Vermächtnis hinterlassen. Das preisgekrönte Buch „Die stolze Nymphe" ist ein Bekenntnis zur Lebensfreude und Lebensbejahung.

Zu gleicher Zeit verlieh der Oberbürgermeister der Stadt Königsberg den Kantpreis für 1944 an den Dichter Kleo Pleyer. Die Urkunde lautet: „Dem Vorkämpfer in Wort und Tat für die ewige Gemeinschaft aller Deutschen Prof. Dr. Kleo Pleyer, der sein Leben gab für des Reiches Zukunft, verleiht die Stadt Königsberg in Würdigung seines leidenschaftlichen Ringens um die geistige Gestaltung und wissenschaftliche Bedeutung des deutschen Schicksalskampfes in Ost und West den Kantpreis des Jahres 1944." Der Dichter und Historiker ist am 26. 3. 1942 am Ilmensee als Oberleutnant und Kompaniechef gefallen.

An den Dichter Friedrich Griese wurde der Kulturpreis für bäuerliches Schrifttum verliehen, den der Reichsbauernführer Backe im Einvernehmen mit dem Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Dr. Goebbels zur Förderung des wahrhaften und landgebundenen Schrifttums gestiftet hat. Den Ehrenpreis für bäuerliches Schrifttum erhielt der Dichter Josef Martin Bauer, Griese wurde für seinen Roman „Die Weißköpfe" geehrt und Bauer für seinen Roman „Das Mädchen auf dem Stachet".

Anläßlich des 125. Geburtstages von Klaus Groth wurde dem Dichter des niederdeutschen Raumes Moritz Jahn der „Klaus-Groth-Preis" verliehen. Der Dichter wurde schon zu seinem 60. Geburtstag (27. 3. 1944) durch die Verleihung des Münchhausen-Preises und durch die Ernennung zum Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen geehrt.

Aus Anlaß des 70. Geburtstages des Balladendichters Börries Freiherr von Münchhausen wurde durch den Oberpräsidenten von Hannover, Gauleiter Lauterbacher, die Stiftung eines Börries-von-Münchhausen-Preises bekanntgegeben.

Ein Geschenk in Form von 49 Büchern portugiesischer Wissenschaftler und Dichter ging dem Ibero-Amerikanischen Institut Berlin zu. All diese Bücher sind von den Verfassern mit Widmungen ver-

Digitized by Google

sehen, aus denen die höchste Bewunderung für den heldenhaften Kampf Deutschlands gegen die Feinde der europäischen Kultur spricht.

In jahrelanger Arbeit hat der Würzburger Bruno Böhm eine Prinz-Eugen-Bibliographie zusammengestellt, die nun von den Wiener Professoren Srbik und Bittner herausgegeben wurde. Die Bibliographie verzeichnet zur Zeit an 1772 Arbeiten, die über Prinz Eugen und seine Zeit berichten. Diese Arbeit bietet ein treues Spiegelbild der Lage des Reiches zu Beginn des 17. Jahrhunderts.

Frankreichs größter Literaturpreis, der Preis der Pléiade in Höhe von 100 000 Franken, der kürzlich erst geschaffen wurde, erhielt der erst 21jährige in Paris gebürtige Marcel Mouloudje für seine Novelle „Enrico". Mouloudje ist der Sohn eines kabylischen Arbeiters aus Französisch-Marokko.

Im Auftrage des Instituts Allemand haben J. Hoffmeister und H. Fegers ausgezeichnete Beiträge über Hölderlin gesammelt und diese in einem Band vereinigt, der Gedichte Hölderlins in französischer Übersetzung bringt. Die Übersetzer sind: Boucher, Lasne und Plard.

Aus Anlaß des 80jährigen Geburtstages des 1940 verstorbenen Dichters Hermann Stehr fanden im Reich Gedenkfeiern statt. Bei dieser Gelegenheit wurde bekanntgegeben, daß in Kürze der dritte Band seiner „Maechler-Trilogie" erscheint, die sein Schwiegersohn Dr. Meridies bearbeitet hat.

Der Verlagsbuchhändler und Mitinhaber des weltbekannten Verlags F. A. Brockhaus in Leipzig vollendete sein 70. Lebensjahr. Der Jubilar gilt als einer der verantwortungsbewußten Mittler hoher Kulturwerte.

Die bedeutendste Balladendichterin unserer Zeit Agnes Miegel beging ihren 65. Geburtstag. Presse und Rundfunk feierten diesen Tag in ausführlichen Würdigungen. Die Stadt Königsberg ehrte die Dichterin durch Überreichung der Großen Bernsteinplakette. Außerdem erhielt sie einen Porzellan-Ehrenteller mit der Ansicht des Königsberger Schlosses zum Geschenk.

Der rheinische Dichter Nikolaus Schwarzkopf, Träger des Büchnerpreises 1930, beging seinen 40. Geburtstag.

Der niederdeutsche Dichter August Hinrichs konnte seinen 65. Geburtstag feiern.

Als Kriegsberichter fiel im Osten der Dichter Haro Trüstedt, der sich erstmals einen Namen machte durch seinen viel beachteten und viel umstrittenen Roman „Der Sprung in die Sonne".

Im Alter von 49 Jahren fiel im Osten als Stabsoffizier Otto Nebelthau, der besonders durch seinen Roman „Die Stadt der Wolken und Winde" bekannt wurde.

Bei den Vormarschkämpfen in Kertsch fiel als Unteroffizier Josef Seb. Schall, der den Erfolg seines einzigen Romanes „Suez — Pforte der Völker", der inzwischen eine Auflage von 170 000 erreichte, nicht mehr erleben konnte.

Idolde Kurz, die noch zum 90. Geburtstage vom Führer mit der Goethe-Medaille ausgezeichnet wurde, starb im Alter von 91 Jahren in Tübingen.

Die Schriftstellerin Frau H. F. Anders (Hildegunde Fritzi Hechtel) ist im Alter von 40 Jahren unerwartet gestorben. Mit ihrem großangelegten geschichtlichen Roman „Der Verwandler der Welt" (der Staufenkaiser Friedrich II.) errang sie ihren ersten großen Erfolg. Die Uraufführung ihrer Tragödie „Das Petersburger Gastmahl" konnte sie nicht mehr erleben.

Abgeschlossen am 30. 4. 1944.

Hildebert Reinhardt.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Die Freimaurerei in England

Im Dezemberheft 1943 der „Les Documents Maçonniques" schreibt Bernard Fay einen Aufsatz mit der Überschrift „La Franc-Maçonnerie dans la Nation". In demselben kann das, was Fay über die englische Freimaurerei sagt, unser großes Interesse beanspruchen. Lassen wir den Text in Übersetzung folgen:

„Tatsächlich gibt es ein Land, in dem die Maurerei nur nationalistisch ist, nämlich England. Man muß sogar sagen, daß sie in England durch und durch national ist. Sie ist eine Schöpfung englischen Geistes und Charakters. Entstanden 1717 aus dem Willen einiger whigistischer Führer, war sie in den hergebrachten Meinungen, in politischen und sozialen Gegebenheiten Englands begründet; sie befand sich im Gleichklang mit der englischen Seele und englischen Eigentümlichkeiten und entsprach dem Menschentyp, den man im allgemeinen mit dem Wort ‚Whig' bezeichnete. Das war der damals herrschend gewordene Typ Englands und er ist es seitdem bis heute geblieben. Der radikale und konservative ‚Whig', leicht zynisch und verschlagen, wünscht so viel an Religion unter den Menschen zu erhalten, daß seine Diener ihn nicht bestehlen, wobei er sich selbst nicht verpflichtet fühlt, sich an allzu strenge Regeln zu binden. Er gefällt sich darin, die Gleichheit aller Menschen dann auszusprechen, wenn er sich mit seinen Wählern auf den gleichen Standpunkt stellt; aber das hindert ihn nicht, in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen oder in einem Rolls-Royce zu fahren, während die Wähler zu Fuß laufen. Er bekennt sich zu einem augenscheinlich aufrichtigen Idealismus, was ihn aber niemals daran hindert, sich an Forderungen des saubern Handels und des wirtschaftlichen Wettbewerbs zu versündigen. Die Freimaurerei mit ihrer dogmenlosen Religiosität, mit ihrer wandlungsfähigen Moral, mit ihrem theoretischen Gleichheitssystem und ihrer praktischen Klüngelwirtschaft, mit ihrem Weltmittelpunkt in London und den englischen Handelskontoren paßt vollkommen zur führenden Schicht Englands, die versuchte, sich die Welt zu unterwerfen.

So gesehen, ist das einzige Land, in dem die Maurerei ganz nationalistisch ist, England. Dennoch hat auch in England die Maurerei gezeigt, daß sie gefährlich werden konnte: in einer kritischen Stunde der nationalen Geschichte, in der Epoche von 1770 bis 1785, hat die Maurerei mit internationalen Grundsätzen gegen die nationalen Belange Stellung genommen. Aber abgesehen von dieser Periode ist sie stets ein nützliches Werkzeug der englischen Regierung gewesen.

Überall hat sie das neue Bürgertum geformt, ich meine damit das Bürgertum, das aus den industriellen Umwälzungen, die englischen Methoden und Interessen angepaßt wurden, hervorgegangen ist. Überall hat die Freimaurerei die Verbreitung der englischen Sprache, der englischen Anschauungen erleichtert und die Verbreitung politischer und diplomatischer Losungen propagiert. Um den englischen Sozialaufbau hat sie sich nie gekümmert, denn sie hat in ihren Kreis immer den englischen Adel aufgenommen, dessen Bevormundung sie sich unterstellt und dessen Vorherrschaft sie stets respektiert hat. Sie hat niemals den englischen Klerus bekämpft und hat sich seit 1785 in keinem Falle in Konflikt mit der Krone oder mit der Downing-Street befunden. Ihre humanitären, philanthropischen und ähnliche Bestrebungen haben die Freimaurerei niemals in Verlegenheit gebracht und haben sie niemals

Digitized by Google

dahin geführt, Stellung gegen die Interessen Englands zu nehmen, mag es sich selbst um den Transvaal-Krieg oder die Besetzung Indiens gehandelt haben. Die Engländer können mit vollem Recht die englische Maurerei als eine der Säulen des Reiches, als einen der Traditionsträger des Königreichs, als einen unerläßlichen Bestandteil ihres sozialen Lebens betrachten."

Zum Schluß des Aufsatzes heißt es noch in bezug auf England und dessen Maurerei:

„Man soll den Baum nach seinen Früchten beurteilen. Seit 1717 hat die Freimaurerei England die hervorragendsten Dienste geleistet, ausgenommen im Krieg gegen die Vereinigten Staaten. Die Freimaurerei ist immer der Bundesgenosse der englischen Krone und der englischen Diplomatie gewesen, und der chirurgische Eingriff, den sie von 1770 bis 1785 veranlaßt hat, hat den englischen Belangen vielleicht weniger geschadet als man glaubt. Jedenfalls hat die Freimaurerei ihr Möglichstes getan, um die Nachteile aus diesem Bruch zu verschleiern, den sie geglaubt hatte herbeiführen zu müssen."

Man kann den Ausführungen im allgemeinen nur zustimmen. Vor allem ist es richtig, daß namhafte Persönlichkeiten der Whigs sehr stark an der Gründung im Jahre 1717 beteiligt waren. Aus dieser Tatsache erklärt sich die erste Wortfassung des 2. Artikels der Alten Pflichten, der den „Empörer gegen den Staat", d. h. den Tory trotz allem für die Freimaurerei gewinnen wollte, um damit der Niederschlagung des letzten Aufstandes der Tories, der Anhänger der schottischen Stuarts, im Jahre 1715 einen versöhnenden Abschluß zu geben, was mit Erfolg geschehen ist. Man kann auch mit Fay für richtig halten, daß der Whig-Typ sich in der Freimaurerei bis heute erhalten hat, ist er doch d e r englische Gesellschaftstyp, gleichgültig, ob er mehr der einen, der konservativen, oder der andern, der liberalen Richtung des englischen politischen Lebens zuneigt. Der Unterschied zwischen Whigs und Tories hat sich heute jedenfalls längst stark verwischt, obgleich beide Ausdrücke als Begriffsbezeichnungen noch heute zuweilen im politischen Leben gebraucht werden.

Die „dogmenlose Religion" der Freimaurer macht dem streng kirchlich-katholischen Herrn Fay anscheinend Kopfschmerzen, denn das ist ja gleichzeitig die deistische Grundhaltung der Freimaurerei im religiösen Sinne. Was Fay dem „Whig" an Heuchelei gegenüber seinen Dienern vorwirft, ist etwas seltsam ausgedrückt, aber die Heuchelei an sich ist dem Engländer und damit auch dem englischen Freimaurer nicht abzusprechen. Uns wird die deistische Grundhaltung weniger beunruhigen. Weltanschaulich gesehen, wenden w i r uns gegen die orientalische, zum Teil stark jüdische Geisteshaltung der Freimaurerei, nicht gegen ihre besondere Art des Christentums.

Unrichtig ist in Fays Aufsatz, daß in den Jahren 1770—1785 die Freimaurerei auch dem englischen Staate in kritischer Stunde gefährlich geworden sei. Es handelt sich, wie Fay an anderer Stelle sagt, um die Befreiung und Loslösung der damaligen englischen Kolonialstaaten in Amerika vom Mutterlande. Fay ist ungenau in seinen Ausführungen, denn die Freimaurerei Englands hat sich auch in dieser kritischen Zeit n i c h t gegen den eignen Staat gewendet. War doch auch in dieser Epoche, von 1782 ab, ein Mitglied des englischen Königshauses, ein Herzog von Cumberland, Großmeister der Großloge in London. Die amerikanischen Freimaurer, die selbstverständlich auf der Seite der amerikanischen Freiheitsbewegung standen, ja sie kräftig förderten, waren nicht mehr englisch im Sinne der modern masons der Großloge von England, sondern waren fast ganz aus den damals dissentierenden ancient masons hervorgegangen und hatten deren Lehren in Amerika weiter gebildet. Außerdem hatte man in Amerika schon eigene Großlogen gegründet. Ferner waren bereits französische maurerische Elemente in den 1760er Jahren eingedrungen, die ein gewisser Stephan Morin (wahrscheinlich Jude) im Auftrage des französischen Perfektibilisten-Ordens (Rat der Kaiser vom Osten und Westen) nach Amerika gebracht hatte. So standen sich also nicht mehr zwei englische, sondern bereits zwei fremde Maurereien im Kampf gegenüber.

Digitized by Google

Manche Antimaurer haben — Fay tut das übrigens nicht — auch die Parlamentsakte vom 12. Juli 1799, die eine wirksame Unterdrückung der zu Zwekken der Empörung und des Hochverrats errichteten Gesellschaften enthielt, als eine Maßregelung der Freimaurerei ansehen wollen. Das trifft aber nicht zu, denn es wurde von vornherein in die Akte eine Klausel zugunsten der Freimaurer eingeführt, weil diese eben nicht unter diese Gesetzesbestimmungen fallen sollten. Man sah in ihnen in England auch damals mit Recht keine Feinde des Staates; die Freimaurerei war damals wie heute in ihrem Wesen ein integrierender Bestandteil Englands, denn sie ist englisches Geistesgewächs. Das erklärt aber auch zugleich, warum sie in anderen Ländern sich zum gefährlichen Fremdkörper im staatlichen Organismus ausgewachsen hat, so daß auch die englische Freimaurerei bei Unruhen, an denen die englische Politik ein Interesse hatte, unterstützend mitwirkte.

Karl Funk.

Die kluge Marianne

Ein junges Mädchen, Gastwirtstochter aus einem kleinen Ort in der Ostmark, heiratet einen Schriftsteller und zieht mit ihm in seine feudale Junggesellenwohnung nach Wien. Bis hierhin eitel Glück — nun aber beginnen die Probleme, denn der Schriftsteller hatte mit seinen drei Freunden einen Nichtheiratsvertrag geschlossen! Und jetzt kommt er mit einem richtig angetrauten Eheweib an, noch dazu einer Provinzlerin mit Lackschuhen — man denke! — und auch sonst durchaus undamenhaftem Benehmen. Also Ablehnung auf der ganzen Linie, und auch der Gatte glaubt zu erkennen, daß diese Frau wohl doch nicht in sein Milieu passe. Was tut die kluge Marianne? Macht sie eine Szene? Verzagt sie? Flüchtet sie? — Von allem ein bißchen, aber dann schlägt sie einen besseren Weg ein und wird mondän! Und es gelingt ihr auch, von heute auf morgen mit Geschmack mondän zu werden (— denn schließlich ist sie ja Paula Wessely!) und damit gelingt ihr noch viel mehr. Alle Welt ist entzückt von dieser Frau mit dem orientalischen Turban, den langen Wimpern und dem tiefroten Mund, die eben so charmant in der Bar ihren drink nimmt wie die Hausbar bedient, die Blumen pflegt, wie Tango tanzt. Die Männer zerreißen sich förmlich um sie; jeder wünscht sich diese und keine andere zur Frau! Aber schließlich enden die Irrungen und Wirrungen in dem Bekenntnis zum angetrauten Ehemann, um dessentwillen sie sich ja nur so gewandelt hat, und Glück, Liebe und Freundschaft kehren wieder ein in das feudale Heim.

Doch die Moral von der Geschichte ist leider nicht die nette und unterhaltende Ehebelehrung, die dem Autor und Regisseur vielleicht in ihrem Gemüte vorgeschwebt haben. Sie ist eine ganz andere. Fangen wir von vorne an:

Ein nettes, frisches, intelligentes Mädchen, aufgewachsen in einer ländlichen Kleinstadt und in dieser Umwelt in keiner Weise hausbacken, sondern flott und lebenstüchtig, heiratet einen Großstädter, einen Wiener mit Luxuswohnung und Luxusgewohnheiten. In seiner Welt nun plötzlich gelten alle ihre Qualitäten nichts mehr, ihre Sitten und ihr Auftreten werden belächelt — sie wird nicht anerkannt. Erst in dem Augenblick kann sie sich durchsetzen, als sie mitspielt, als sie all den mit Friseur, Modistin, Kosmetik und Koketterie zu erreichenden Glanz der Oberfläche annimmt. Es siegt der „Kultus der Hülse", vor dem hier der Wert oder Unwert des Menschen, sein eigentliches Wesen, zum Schemen wird. Von den etwas eigenartigen Eheanschauungen und der unglaublich leichtsinnigen Unanständigkeit, mit der sich die „Freunde" gegenseitig die Frau abjagen wollen, will ich gar nicht sprechen. Es sei hier nur der eine einzige Punkt der städtischen Verwandlung hervorgehoben und die Frage vorgelegt: Was ist der Erfolg dieses Filmes bei dem Großteil der voraussetzungslosen Zuschauerinnen in Stadt und Land? Antwort: Werde mondän, Lieschen, Gretchen, werde mondän, und die Männer werden sich um dich zerreißen! Und wieder sind der Stadt ein paar hundert oder noch mehr Seelen gewonnen, der Stadt nicht nur örtlich gesehen, sondern der Verstädterung als geistig-seelischem Zustand, der Vermassung und Verarmung der Gemüter, der Seichtheit und der Oberfläche. All das wollte der Regis-

Digitized by Google

seur sicher nicht. Vielleicht wollte er sogar diese Männer lächerlich machen, die so schnell auf ein bißchen Fassade hereinfallen, und ihnen jenen Inhaber des großen Modesalons entgegenstellen, der, übersättigt von allzuviel Eleganz, seine Frau eben gerade mit Baskenmütze und Einholenetz liebt. Aber dieser Gedanke, sollte er zugrundeliegen, wird nicht deutlich. Deutlich wird für die Masse der Beschauer nur der Effekt, und das ist der Erfolg der mondänen Frau!

So widerspricht dieser Film schließlich genau den Grundgedanken unserer Idee, aus denen wir den Glauben an unsere Siegberufung nehmen, daß wir die Notwendigkeit der Erneuerung unseres völkischen Lebens erkannt haben und uns die Rückkehr zu den wachstumsmäßigen Grundlagen unseres Daseins zur Aufgabe machen. Je mehr Sachgüter der Krieg uns raubt, um so größer wird die Erkenntnis des Wesentlichen hinter den Fassaden bei Dingen und Menschen, um so tiefer die Sehnsucht danach. — Man wird nun sagen, schließlich sei „Die kluge Marianne" ja ein Unterhaltungsfilm, und da führten solche allzu tiefgehend-grundsätzlichen Untersuchungen wohl doch ein bißchen zu weit. Aber vielleicht ist es gerade unser Fehler, daß viele glauben, man könne unsere Idee nur in großen Feierstunden, bei Bach und Beethoven, Dürer und Hölderlin wirksam werden lassen. Und sie umfaßt doch so sehr das ganze schöne und schwere Leben, das tägliche Leben, das stündliche Leben. Sollte der Film — und gerade der Unterhaltungsfilm — als großes Volkserziehungsmittel da nicht hundert Aufgaben finden?

Dr. Inge Kellermann.

Ecke der Schriftleitung

Das vorliegende Heft befaßt sich in verschiedenen Beiträgen und von mannigfachen Gesichtspunkten aus mit Fragen der Geschichte. — Die Beiträge von Johannes Keppler und Ludwig van Beethoven in „Kampf und Innerlichkeit" sind dem Werk „Die Quellen unserer Kraft", Steirische Verlagsanstalt, Graz, entnommen. Das Gedicht von Bodo Schütt ist mit freundlicher Genehmigung des Verlages Eugen Diederichs, Jena, dem Gedichtband „Gestirn des Krieges" entnommen. Die Beiträge von Köhler-Irrgang, Ruttke, Döppe sind Originalbeiträge.

E. A.

Digitized by Google

Das Buch

Gardariki

Dieses Buch*, das in lose aneinandergereihten Kapiteln von der Geschichte Rußlands erzählt, ist zweifellos zu den bedeutenden Erscheinungen des erzählenden Gegenwartsschrifttums zu rechnen. Trotz eines ausgiebigen Material- und Quellenstudiums, für das ein ausführliches Literaturverzeichnis Zeugnis ablegt, ist es der mit kühner Phantasie und starker Gestaltungskraft begabten Verfasserin gelungen, die Form eines trockenen Berichts zu vermeiden und alle zwölf Kapitel ihres Epos vom Schicksal Rußlands durch die Jahrhunderte so fesselnd zu schreiben, daß der Leser das dickleibige Buch nur ungern aus der Hand legt. Mit hoher Kunst der Einfühlung in die menschliche Situation der jeweiligen Geschichtsepoche, die jedes Kapitel als eine Stufe in der Entwicklung Rußlands darstellt, gibt Dagmar Brandt auch nicht eine der üblichen, psychologisch aufgelockerten Sachschilderungen auf Grund historischer Tatsachen und Daten, sondern jeweils an Hand einiger höchst lebendig gezeichneter Menschen eine durchweg in der Ich-Form gehaltene, unmittelbar ansprechende Erlebnisschilderung der betreffenden Zeit und ihrer Hauptwesenszüge. Auf diese Weise bringt sie wirkliches Licht in das vielfach so geheimnisvolle Dunkel, das für den Angehörigen der europäischen Zivilisation gewöhnlich über allen Ereignissen der russischen Geschichte liegt — vor allem über ihrer ferneren und fernsten Vergangenheit. Wer dieses Buch mit seiner reichen Fülle von Schauplätzen und Personen, mit seiner kraftvollen, zuweilen allerdings etwas unzeitgemäße Begriffe verwendenden Sprache und wohltuend einfachen Charakterzeichnung aufmerksam gelesen hat, der weiß etwas über Rußland und die bewegenden Kräfte und Mächte seiner Entwicklung — aber nicht im Sinne eines abstrakten Wissens, sondern einer wirklichkeitsgesättigten Anschauung.

Dem ersten Teil des großangelegten Werkes, das unter dem Titel „Kiew" steht, kommt in der Gegenwart eine besondere Bedeutung zu. Denn hier wird dem Leser, der weder Zeit noch Gelegenheit noch streng historisches Interesse genug hat, um sich mit den spärlichen Nachrichten über die frühe russische Geschichte zu beschäftigen, in außerordentlich einprägsamer Art ein stolzes Bild vom Wesen der germanischen Staatengründungen gegeben, die etwa vom Jahre 180 ab als Ostgotenreich Gardariki sowie als nördliches und südliches Warägerreich die Grundlagen für die spätere staatliche Konsolidierung des gesamten, von zahlreichen Völkerschaften besiedelten Raumes zwischen Asien und Europa bildeten.

Der zweite Teil des Werkes, der unter dem Titel „Moskau" steht, schildert dann die langsame Auflösung der germanischen Staaten und ihre Umwandlung in ein wesentlich asiatisch bestimmtes Staatsgefüge. Dabei versteht es Dagmar Brandt, die über ausgezeichnete Landeskenntnisse verfügt, jenen seelen- und kulturgeschichtlichen Prozeß zu verdeutlichen, den man als Veröstlichung der germanischen Herrschaftsschicht bezeichnen kann. Je mehr sich die russische Geschichte der Gegenwart zuneigt, desto stärker schieben sich jene anfangs noch an bekannte Normen gebundenen, später aber immer öfter anonym auftretenden Mächte in den Vordergrund des Geschehens, denen das einstige Gardariki schließlich erlegen ist.

Schon in der Frühzeit der russischen Geschichte, die damals eigentlich germanische Geschichte, und zwar eines ihrer stolzesten Kapitel war, erscheinen jene geheimen Mächte in Gestalt der sogenannten Chasaren auf der historischen Bühne des Ostens. Die leitende Schicht dieses Steppenvolkes, das sich die süd-

*Dagmar Brandt. „Gardariki". Ein Stufenbuch aus russischem Raum. Wiking-Verlag, Berlin 1943. 938 Seiten

Digitized by Google

russischen Völkerschaften tributpflichtig gemacht hatte, ist entweder direkt jüdisch oder hängt doch dem mosaischen Glauben an. Zwar vernichtet der Waräger-fürst Swjatoslaw von Kiew die Chasarenmacht, die zum Schluß eine gewaltige Ausdehnung im südrussischen Raum besaß, im 10. Jahrhundert äußerlich endgültig, doch bleibt der jüdische Einfluß in der ganzen späteren Geschichte Rußlands unheilvoll lebendig. Unter überzeugender Verwendung der jüdischen Überlieferungen und Prophezeiungen, Hoffnungen und Ziele, für deren Herkunft das Literaturverzeichnis zahlreiche Belege liefert, weiß Dagmar Brandt diesen Einfluß des Rasse- und Glaubensjudentums durch alle Epochen hindurch als schicksalhaft für Rußlands Wohl und Wehe zu zeigen.

Es sind viele Szenen in diesem Buch enthalten, die der Leser in ihrer dramatischen Wucht und anschaulichen Bildkraft nicht vergessen wird: von der slawischen Rebellion gegen den Waräger Rurik über den Ausritt der Großfürstin Olga von Kiew bis zur Erstürmung Groß-Nowgorods, von den Blutmessen Iwan des Schrecklichen über die Krönung des einstigen livländischen Findelkindes Katarina durch Peter den Großen bis zum Tal von Jahoschafat auf der Krim, dem Ausgangspunkt der Weltherrschaftsträume der jüdischen Karaimansekte, und schließlich bis hin zu dem Massenprotest gegen den Tschekahäuptling Dscherschinsky in Odessa — um nur die wichtigsten zu nennen.

Das großangelegte Werk, das nach dem Stil seiner Darstellung vornehmlich des ersten Teiles in die Nachbarschaft von Venatiers „Vogt Barthold" gehört, kann stärkstens empfohlen werden. Es ist für jeden politischen Menschen, der sich für Schicksal und Problematik des Ostraums interessiert, aber auch für die Schulung eine politisch ebenso lehrreiche wie weltanschaulich förderliche Lektüre und darf in jeder Bücherei zeitgenössischen Schrifttums einen bevorzugten Platz beanspruchen. Der Verfasserin gebührt für ihre bedeutende Leistung, dem deutschen Leser die verwickelte und dunkle Geschichte des Ostraumes nahegebracht zu haben, Dank und Anerkennung.

Dr. von Werder.

England

Wenngleich im Verlaufe dieses Krieges England längst die Rolle unseres Hauptfeindes ausgespielt hat, so bleibt es doch immerhin unter unseren Gegnern ein Machtfaktor, der nicht aus dem Auge verloren werden darf. Glaubte es einst diesen Krieg beginnen zu müssen, um in der traditionellen Linie seiner Außenpolitik das zu erhalten, was es unter dem europäischen Gleichgewicht verstand, so entfesselte es im Laufe der Ereignisse Kräfte, die sich schon sehr bald seiner Führung und Kontrolle entzogen und gerade dadurch in immer klarerem Maße England zum Verräter an Europa werden ließen. Jedem Einsichtigen ist heute klar, daß sich das Inselreich in der Rolle des Zauberlehrlings befindet, der die Geister, die er rief, nicht mehr loszuwerden vermag; und wenn sich auch das amtliche England gegen diese Erkenntnis sträubt, es wird ihr schließlich doch nicht ausweichen können. Wie aber jeder Verrat den Verräter schlägt, so ist auch heute bereits der britische Verrat an Europa zu einem Verrat am eigenen Lande geworden. Die Kräfte, die einst das Weltreich bauten und formten, waren europäisch, denn auch für England lagen die Wurzeln seiner Kraft in den allen Völkern unseres Kontinents gemeinsamen Leistungen und Traditionen Europas. In dem Augenblick, wo man in England sich dieser Erkenntnis verschloß, begann der Abstieg, der im Laufe der letzten Jahre immer rascher verlief, um seit dem europäischen Entscheidungsjahr 1941 zu rasendem Sturz in die Tiefe zu werden. Aus Herren wurden Sklaven! Wo einst Männer wie Cromwell oder Wilhelm III. Geschichte gestalteten, führen heute Kreaturen die Befehle europafremder Mächte — deren Exponenten Stalin und Roosevelt sind — aus. Wie diese Entwicklung, deren äußeres Bild wir heute sehen, sich langsam vorbereitete, wie dieses germanisch-normannisch bestimmte Volk langsam von dem Gifte der Zersetzung infiziert und durchdrungen wurde, bis sein politisches Geschick zwangsläufig in die Bahnen der Selbstvernichtung und des Unterganges einmündete, das zu untersuchen und darzustellen, ist Aufgabe des Historikers. Soll

Digitized by Google

die Geschichte zur Lehrmeisterin derjenigen Völker werden, die aus ihr zu lernen willig sind — und wem wäre das nötiger, als gerade unserem Volke —, so bedarf es des Historikers, der frei von den Leidenschaften des tagespolitischen Kampfes die Dinge durchforscht, die großen Entwicklungslinien herausarbeitet und der Gemeinde der Lernwilligen ein plastisches Bild zeichnet. Diesen Forderungen Rechnung tragend, hat die Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart in ihrem Buche Erich Marks: *„Englands Machtpolitik (Rückblicke und Ausblicke)"* ein Werk herausgebracht, welches eine der markantesten Persönlichkeiten der deutschen Geschichtswissenschaft zu Worte kommen läßt. Zwar weilt der über die Grenzen seines Vaterlandes anerkannte Geschichtsschreiber und Bismarck-Biograph Erich Marks nicht mehr unter den Lebenden, und die in dem Werke zusammengefaßten Studien und Reden schließen zeitgemäß mit dem Jahre 1923 ab, doch jedem aufmerksamen Leser wird die geradezu verblüffend zeitnahe Bedeutung dieser Betrachtungen überraschen. Damit aber hat das Werk seinen Wert bewiesen. Bei der Persönlichkeit des Verfassers scheint es überflüssig darauf hinzuweisen, daß hier in wissenschaftlicher Gründlichkeit und Klarheit ein Stoff in einer Art und Weise gemeistert wird, die nicht nur den besten Traditionen deutscher Wissenschaft entspricht, sondern in eindringlicher Bildhaftigkeit auch den Leser mit dem Wesensinhalt der Dinge vertraut macht. Es ist ein Buch, das bei aller Selbständigkeit des Urteils doch den ehrlichen Versuch macht, auch dem behandelten Volke gerecht zu werden. Gewiß bleibt manches, für das uns heutigen Menschen erst der Nationalsozialismus die Augen geöffnet hat, wie die Rassenfrage und das Wirken der überstaatlichen Mächte von Marks noch unausgesprochen, doch ändert diese Tatsache nichts Wesentliches am Wert seiner Arbeit, die durch unsere späteren Erkenntnisse lediglich ergänzt zu werden braucht. Ja, in mancher Hinsicht können gerade wir Heutigen Marks aus diesem Wissen, was uns die letzten Jahre einbrachten, noch besser verstehen, als die Zeitgenossen seiner Studien. In zeitlich loser Folge reihen sich in dem Buch sechs Arbeiten des Historikers aneinander, deren umfangreichste die Zusammenziehung zweier unter dem Stichwort „Entwicklung und Hauptziele der britischen Reichspolitik" 1920/21 an der Universität Berlin gehaltener Vorträge ist. Diese rund 80 Seiten geschichtlicher Betrachtungen sind gerade ihrer gedrängten Kürze wegen ein vorzüglicher Leitfaden zur Erkenntnis britischer Politik. Geradezu ein Kabinettstück zeitnaher und für die Gegenwart äußerst lehrreicher politischer Geschichtsbetrachtung ist aber jener bereits 1910 gehaltener Vortrag über „Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik". Hier offenbart sich das Format des großen Historikers, der geschichtliche Entwicklungen so darzustellen vermag, daß seine Erkenntnisse nicht nur durch die spätere Entwicklung bestätigt werden, sondern daß diese gleichsam dort anknüpft, wo der Redner das Vortragspult verlassen hat, ohne daß zwanzig Jahre später ein Leser auch nur den geringsten Bruch darin zu entdecken vermag. Ja mit Bedauern muß man feststellen, daß aus jenen Vorweltkriegserkenntnissen, die zwangsläufige Gesetze englischer Politik in einer Form enthüllten, daß wir Heutigen nichts hinzuzufügen haben, jene Männer nichts gelernt haben, die damals für die Geschicke unseres Reiches verantwortlich waren. Ein Bethmann-Hollweg hätte Schüler dieses Geschichtsprofessors sein müssen, und das Reich wäre 1914 seiner ersten Bewährungsprobe anders gerüstet gegenübergetreten. So sehr Marks bei seinen Untersuchungen sich bemüht, Wissenschaftler zu sein, so sehr bleibt er doch auch guter Deutscher, der seine Arbeiten gestaltet unter dem großen Gesichtspunkt, dem eigenen Volk damit zu dienen. Es ist selbstverständlich, daß er immer wieder den Zusammenhängen zwischen britischer und deutscher Entwicklung, auch dort, wo sie uns schmerzlich erscheinen, nachgeht und durch diese Betrachtungen den Politiker auf Schlußfolgerungen hindrängt, die so zwingend sind, daß man sich nur wundern kann, wie eine Zeit daran vorbeigehen konnte, ohne sie sich zu nutze zu machen. Wenn wir heute eine Führung haben, die sich kühn die Lehren der Geschichte zu eigen macht und ihr Handeln danach ausrichtet und eben damit selbst Geschichte

Digitized by Google

macht, so gewinnen Bücher, wie das vorliegende ihren besonderen Wert dadurch, weil sie der Masse des Volkes helfen, das Verständnis für die Entscheidungen des Führers zu vertiefen.

Gleichsam eine Ergänzung der vorbesprochenen Arbeit des Historikers über Englands Machtpolitik sind die ein Teilgebiet derselben behandelnden Betrachtungen Friedrich Wilhelm Fernaus in seinem Buche *„Imperialismus und arabische Frage"* (Verlag Kurt Vowinkel). Das Buch erschien als erster Beitrag einer Reihe die arabische Welt behandelnder Arbeiten. Nach einer wenig ausgeglichenen und anfechtbaren Einleitung des Herausgebers H. H. Schaeder ist die Art und Weise, wie Fernau sein Thema behandelt, eine abgerundete und dankenswerte Leistung. Die Ereignisse des großen Krieges haben gerade auch unserem Volke die Augen geöffnet für die Entwicklungen im arabischen Raum, und wenn auch in den letzten Monaten vielleicht durch den Ablauf der Geschehnisse bedingt sich unsere Blicke wieder mehr auf Europa konzentriert haben, so kann doch nicht übersehen werden, daß einmal der Ausgang des großen Entscheidungskampfes so wie für Europa auch für den Orient eine umwälzende Neuordnung mit sich bringen wird, eine Neuordnung, die jene Kräfte zur Entfaltung bringen wird, die einst diesen Raum gestaltet haben, bevor Englands Macht hier sie unter fremdes Gesetz zwang, daß zum anderen aber in jenem Bereich heute bereits zwischen unseren Gegnern ein Kulissenkampf ausgetragen wird, der sich zwar nur hin und wieder durch grelle Schlaglichter verrät, nichtsdestotrotz aber mit einer Erbitterung geführt wird, die ein Beweis für die weltpolitische Bedeutung desselben ist. Nach kurzen geschichtlichen Betrachtungen über den Kampf um die Welthandelsstraßen im arabischen Raum kommt Fernau zu einer intensiven Untersuchung der Entwicklung, die jene Länder nahmen, nachdem England den Streit um die Vorherrschaft im wesentlichen für sich entschieden hatte. Wie England diese arabische Brücke in seinem Weltreich baute und festigte und wie sich schließlich die ersten tiefen Risse in diesem Bauwerk einstellten, das ist der Gegenstand von Untersuchungen, die den Beweis dafür erbringen, daß der Verfasser den Umbruch im inneren Wesen britischer Orientpolitik richtig erkannt hat. Wenn er die Schlußfolgerung zieht, daß letztlich England selbst seine zweifellos einmal starke Stellung im Orient dadurch untergraben hat, daß es im Laufe der Zeit in immer stärkerem Maße die reinen Geschäftsinteressen seiner Vertreter über den politischen Instinkt der großen Imperialisten dominieren ließ, so schneidet er damit gleich die Wesensfrage nach der Stellung der britischen Weltmacht überhaupt an. Recht sinnfällig wird der Bruch in der Entwicklungslinie des britischen Imperialismus in dem unter der Überschrift „Männer und Mächte des britischen Imperialismus" stehenden Kapitel dargetan. In der Gegenüberstellung von Persönlichkeiten wie Cromer, Rhodes oder Kitchener einerseits und etwa Churchill, Amery und den Sassoons andererseits wird der scharfe Entwicklungsbruch ganz klar. An die Stelle einer von dem Erwähltheitsglauben puritanischer Weltanschauung beseelten Elite trat eine Clique rassisch vermischter Geschäftsleute, denen das Empire im letzten doch nie mehr war als ein Ausbeutungsobjekt. In dem Maße, wie Judentum und Freimaurerei in der britischen Politik sich durchzusetzen begannen, schwand schließlich das Vertrauen der arabischen Völker in die britische Führung. Im gleichen Maße aber erfolgte deren Rückbesinnung auf die Quellen eigener Kraft, und bereits damit begann der Aufstand Arabiens gegen den britischen Imperialismus. Der Versuch der großen überstaatlichen Mächte des Kapitalismus, hier das Erbe der britischen Imperialisten anzutreten, wird schließlich von Fernau im Schlußkapitel seines Werkes recht eindringlich umrissen dargestellt. Die englisch-amerikanisch-jüdische Allianz der großen Geschäftemacher hat heute bereits das unfruchtbare Empire abgelöst und bestimmt das politische Bild des heutigen Orients. Das, was England selbst noch in jenem Bereich tut, ist ein hilfloses Lavieren zwischen Aushilfen, die zwar an dem wahren Sachverhalt nichts mehr ändern können, aber doch den Versuch machen sollen, das Gesicht zu wahren. Es bleibt ein kläglicher Versuch, nachdem nun bereits der Kreml auch hier

Digitized by Google

brutal und rücksichtslos sich zum Worte gemeldet hat. England hat damit die letzte und wohl einzige Gelegenheit verspielt, die es während dieses Krieges hatte, um die Daseinsberechtigung seines Imperialismus durch eine zeitnahe Neuordnung in diesem nominell ganz von ihm beherrschten Teil der Welt zu beweisen. Wir können Fernaus abschließende These, daß die Schöpferkraft der britischen Herrenschicht versiecht ist, nur unterstreichen. Das recht lesenswerte und klar unterrichtende Werk schließt mit einem kurzen Dokumentenanhang, der die vier entscheidenden Versprechungen Englands an die arabischen Völker in den Jahren 1915/18 enthält, einem Personenverzeichnis, einer knappen Aufstellung über die Verflechtung der internationalen Ölherren im Orient, sowie einer Aufstellung der wichtigsten Organisationen und Persönlichkeiten der jüdischen Weltpolitik. Dem zum guten, zeitnahen politischen Schrifttum gehörenden Werke Fernaus kann man nur einen möglichst großen Leserkreis wünschen, denn es trägt ein gut Teil dazu bei, uns Ereignisse und Entwicklungen auch dieses Krieges verständlich zu machen.

Zantke.

Dr. phil. Hellmut Schramm: *„Der jüdische Ritualmord."* Eine historische Untersuchung. 475 Seiten. Verlag Theodor Fritsch, Berlin 1943.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, die sehr umstrittene Ritualmord-Frage zu lösen, und versucht, die Behauptung, daß die Juden solche Verbrechen begehen, an Hand der jüdischen Gesetzbücher (Sohar, Talmud) und mittels Erörterung von rund 136 Mordfällen aus den Jahren 419 bis 1913 zu beweisen. Seine Arbeit beansprucht, als wissenschaftliche Untersuchung aufgefaßt zu werden, denn im Vorwort bzw. in der Einleitung wird betont, daß der Verfasser aus den „Quellen" schöpfte, die „Berichte und Prozeßakten" benützte, „wissenschaftlich in die Tiefe" stieg und „wissenschaftliche Kleinarbeit" leistete. Wer sich jedoch mit dem Inhalte näher befaßt, muß entdecken, daß der Verfasser offenbar keinerlei Quellenstudium betrieb, sondern vielfach oberflächliche Literatur und Zeitungsnachrichten benützte.

Der Verfasser bezeichnet die behandelten 136 Mordfälle als „in der vorliegenden Untersuchung festgestellte Ritualmorde" (S. 443). Wie er aber dies feststellte, sei nur an einigen Beispielen gezeigt. Er schreibt: 1250 opferte ein Rabbiner in Kastilien ein Christenkind (S. 18). 1347 kreuzigten die Juden von Messina ein Kind (S. 25). 1453 steckten Juden in Breslau ein Kind in ein Faß mit Nägeln, das sie rollten, um dem Opfer das Blut zu entziehen (S. 28). Solche Morde geschahen ferner 1879 zu Tallya und 1880 zu Komorn (S. 139). In diesen fünf nur beispielsweise genannten Fällen gibt Dr. Schramm weder die Namen der Opfer, noch die der Mörder an und berichtet auch nichts über die näheren Umstände oder über ein Gerichtsverfahren. Er konnte auch nichts Näheres angeben, da er seine Wissenschaft bloß aus den seichten Büchern des Franzosen Desportes und des Ungarn Onody bezog, die darüber auch nicht mehr geschrieben haben. Trotzdem nahm Dr. Schramm auch diese Fälle in die „Tafel der in der vorliegenden Untersuchung festgestellten Ritualmorde" auf, zu welcher Überschrift er noch bemerkt (S. 443): „Die genauen Akten- bzw. Urkundenhinweise finden sich an den betreffenden Stellen verzeichnet." Bei den genannten Fällen fehlt aber jeder Hinweis auf Akten oder Urkunden.

Eine Reihe von Morden behandelt der Verfasser eingehender, aber ebenfalls nicht auf Grund von Originalquellen. So benützte er bezüglich des Mordes von Polna die in Buchform erschienenen Prozeßberichte, die der Journalist Schwer für das Wiener „Deutsche Volksblatt" geschrieben hatte. Für den Mordfall in Konitz verwendete er eine von unbekannten Verfassern zusammengebraute Broschüre, die der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg mit einem Vorwort unter seinem Namen herausgab. In beiden Fällen begnügte er sich mit diesen Kampfschriften und unterließ es, die auch heute noch vorhandenen Prozeßakten einzusehen.

Ebenso ging der Verfasser bezüglich der übrigen großen Prozesse vor; auch wo es leicht möglich gewesen wäre, die

Digitized by Google

Prozeßakten zu beschaffen, schrieb er lediglich aus der vorhandenen Ritualmord-Literatur ab.

Aber Dr. Schramm glaubt auch ein Talmud- und Soharkenner zu sein. Er hat eine in einem Ergänzungswerke des Sohar vorkommende Stelle entdeckt, die er (S. 5) als „unmißverständliche Ritualmordanweisung" ins Treffen führt. Den Text bringt er „wörtlich nach der authentischen Übersetzung Dr. Bischoffs". Tatsächlich aber übernahm Dr. Schramm sowohl die Bezeichnung „Ritualmordanweisung" als auch den Text offenbar aus dem von Th. Fritsch herausgegebenen „Handbuch der Judenfrage" (1938, S. 139/140), ohne diese seine Quelle zu nennen; peinlich ist es nun, daß Fritsch die Übersetzung Bischoffs mehrfach verändert hatte und Dr. Schramm den also veränderten Text als authentische Übersetzung Bischoffs anführt. Aber Fritsch bemerkt wenigstens, daß Bischoff selbst bezweifle, daß hier eine Ritualmordanweisung vorliege. Davon erwähnt Dr. Schramm nichts, ja er führt Bischoffs Übersetzung an, obwohl dieser in seinem Buch „Die Elemente der Kabbalah", 2. Teil, S. 220 gerade diese Sohar-Stelle als „exegetisches Unkraut" und „kompletten Unsinn" bezeichnete und außerdem behauptete, es gebe weder im Talmud noch im Sohar auch nur eine einzige Stelle, die im Sinne eines Blutrituals ausgelegt werden könne.

Auf S. 288 erzählt uns Dr. Schramm, daß es eine der ersten Taten des „neugebackenen" Präsidenten Masaryk war, den Juden Hilsner, den Mörder von Polna, aus dem Zuchthaus zu entlassen; Masaryk habe damit eine „sittliche Pflicht" gegenüber Juden und Freimaurern erfüllt. Dr. Schramm hat diese unrichtige Erzählung aus seinem eigenen Aufsatz „Der Doppel-Ritualmord in Polna" in der seinerzeitigen Monatszeitschrift „Weltkampf", August 1939, S. 339, abgeschrieben. Der von ihm damals und nun nach vier Jahren wieder begangene Fehler ist ein unverzeihlicher. Masaryk wurde nämlich am 14. 11. 1918 zum Präsidenten der Tschecho-Slowakei gewählt, Hilsner aber hatte auf Grund eines Gnadenaktes des Kaisers Karl die Strafanstalt bereits am 30. 3. 1918 verlassen.

Auf S. 9 ff. nennt uns Dr. Schramm einige Persönlichkeiten, die eines „plötzlichen Todes" starben, weil sie bei den Juden mißliebig geworden waren, Gerüchte, über die sich schon Dr. Bischoff, den Dr. Schramm selbst als einen deutschen Gelehrten von Weltruf bezeichnet, seinerzeit in einem Gerichtsgutachten lustig gemacht hat. Unter anderem behauptet Dr. Schramm (S. 10): „Den Doktor Pinner überraschte ein ‚plötzlicher Tod' in dem Augenblick, als er den ersten Teil des Talmud übersetzt hatte." Tatsächlich erschien die Übersetzung 1842 in Berlin; aber erst im Jahre 1880 starb Pinner im Alter von 77 Jahren. Das nennt Dr. Schramm einen von den Juden herbeigeführten „plötzlichen Tod".

Ganz unwissenschaftlich ist es, wenn Dr. Schramm in seine Tafel der festgestellten Ritualmorde die zahlreichen Fälle aufnahm, in denen das Geständnis der Beschuldigten mittels der gesetzlichen Folter oder durch außergesetzliche Marterungen erpreßt wurde. Zu dieser wichtigen Frage nimmt Dr. Schramm sachlich nicht Stellung; er hält die erfolterten Aussagen einfach für wahr, insbesondere wenn mehrere Beschuldigte getrennt vernommen wurden und gleichlautend aussagten. Als ob die Foltergerichte nicht gleichlautende Aussagen nach Belieben aus den Gemarterten herausholen konnten! Im Falle des Trientiner Mordes, wo die Folterung aktenmäßig feststeht, gebraucht er trotzdem die Wendung „angeblich erfolterte Aussagen" (S. 40), im Falle des Mordes in Damaskus macht er sich über die „entsetzlichen Foltergeschichten" lustig (S. 82) und beim Morde in Bösin (S. 43) bezieht er seinen Bericht aus Onodys Ritualmord-Buch, ohne aber die dort (S. 104) stehenden Sätze anzuführen: „Die vorgerufenen Angeklagten leugneten insgesamt die Tat und beteuerten ihre Unschuld, worauf zur strengen Frage, das heißt zur Folter, geschritten wurde. Nach den ausgestandenen Folterqualen bekannten endlich die Gepeinigten die Tat." Mit Verhöhnen und Totschweigen eines Verfahrens, das ebenso wie die Hexenprozesse zu den größten Schändlichkeiten der Menschheit gehört, kommt man über diesen dunkelsten Punkt der meisten Ritualmord-Prozesse nicht hinweg.

Mit diesen Feststellungen sind die Mängel des Buches keineswegs erschöpft.

Digitized by Google

Das Buch ist vielmehr eine Fundgrube von Unrichtigkeiten und unbewiesenen Behauptungen. Es bietet in der Ritualmord-Frage nichts Neues, neu ist höchstens, daß es noch mehr Fehler enthält als andere Schriften dieses Schlages. Dem Verfasser fehlen die für eine solche Arbeit erforderlichen Kenntnisse und Beurteilungskraft. Die Art und Weise, wie er das Thema behandelt, muß als Hohn auf jede ernste Geschichtsbetrachtung bezeichnet werden. Daß ihm das Verständnis für eine solche fehlt, hat er auch durch seinen Aufsatz „Kaiser Friedrich II. und die Juden" bewiesen, zu dem in den „NS.-Monatsheften" (Heft 157, 2. Vierteljahr 1943, S. 310) Stellung genommen wurde.

Dr. H. Jonak von Freyenwald.

Friedrich Alfred Beck, *„Deutsche Vollendung.* — Idee und Wirklichkeit des Nationalsozialistischen Reiches". Verlag Carl Feldmüller, Bochum.

Der Verfasser leitet das Recht zu dieser umfangreichen Veröffentlichung aus der Tatsache her, „daß bisher noch nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, ganzheitlich und einheitlich aus der nationalsozialistischen Philosophie unserer geschichtlichen und geistigen, unserer zeitlichen und ewigen Aufgabe in allen Bezirken unseres Lebens gerecht zu werden" (VII). Er setzt also voraus, daß es nationalsozialistische Philosophie heute schon gebe, obschon er selbst eine Seite vorher sagt, daß „heute ... erst die Grundlinien dieser nationalsozialistischen Philosophie gezeichnet werden" können (VI). Und damit hat er recht; damit weist er aber auch selbst schon auf das Schwierige und Unzulängliche hin, das ein solcher Versuch, wie der von ihm hier unternommene, heute noch notwendig enthält.

Das vorliegende Werk will in erster Linie als philosophisches gewertet werden; in ihm kommen, wie es weiter im Vorwort heißt, die Grundlinien der nationalsozialistischen Philosophie zum Ausdruck (V), und später lesen wir, daß es „unbekümmert um schulphilosophische Regeln der völkischen schöpferischen Philosophie des lebendigen deutschen Geistes den Weg bahnen" soll (177). Seine Erkenntnisse „ruhen auf dem Bekenntnis zu dem wesenhaften Gesetz unseres völkischen Werdens, sind erwachsen aus dem leidenschaftlichen Kampf für das nationalsozialistische Reich" (VII). Der Verfasser ist davon überzeugt, und damit rechtfertigt er weiter seine Arbeit, „daß der Kern unseres Wesens noch stark genug ist, um alle ihm gewaltsam eingepflanzten fremden Werte auszuscheiden, um dadurch eine Zurückbesinnung des deutschen Geistes auf sich selbst zu ermöglichen und vorzubereiten" (9). Und Nationalsozialismus im philosophischen Sinne ist Beck gar „nichts anderes als das Bewußtwerden unseres Wesensgesetzes, die Anerkennung der Verbindlichkeit dieses Lebensgrundes und die Vollendung des Lebens unter der Führung dieses Gesetzes" (43).

Aufgabe der nationalsozialistischen Philosophie ist (nach der Auffassung Becks) nun, die ganzheitliche Einheit von unverfälschter völkischer Wesensidee und ihrer zeitlichen Existenz, als lebendiger nationaler Wirklichkeitsform, zu erfassen und zu gestalten. Diese Einheit ist die Aufgabe der deutschen Vollendung" (55). „Aufgedeckt" und „vollzogen" wird diese Einheit durch die völkische Philosophie, wie sie Beck vor seinem geistigen Auge hat, und zwar geschieht dies — damit geben wir zugleich die Titel der zehn Hauptkapitel des zur Besprechung stehenden Buches an — in den „Grundlagen des Lebens", im „Grund des Lebens", in den „Stufen des Lebens", in der „Funktion des Lebens", in den „Werten des Lebens", in den „Spannungen des Lebens", im „Takt des Lebens" in der „Idee des Lebens", in der „Offenbarung des Lebens" und in der „Erfüllung des Lebens". Ein elftes Kapitel behandelt dann noch „Das Leben unter dem Blickpunkt der Ewigkeit". Als „Grundlagen des Lebens" werden „das Rassentum, das Seelentum, das Geisttum" bezeichnet, als „Grund des Lebens" „die Ursprünglichkeit und die Verbindlichkeit", als „Stufen des Lebens" „das Wesen, der Geist und das Leben". „Leben" wird einmal definiert als „Vernichtung der lebenlähmenden Gewalt der Ursächlichkeit in einer wesensgesetzlichen freien Welt" (126). An einer anderen Stelle heißt es: „Leben ist Geistesgesetzlichkeit. Das Leben ist das einzige Ausdrucksmittel des Geistes" (25).

Digitized by Google

Wir können bei solchen Definitionen allerdings nur ahnen, was der Verfasser meint, wenn wir wissen, daß er von der Buckenschen Philosophie seinen geistigen Ausgang genommen hat.

Was bedeutet Beck nun „Deutsche Vollendung", wie er sein Werk im Haupttitel benannt hat? „Deutsche Vollendung ist", so lesen wir an einer Stelle, „dauernde Gegenwart des völkischen Wesens in unserem werdenden und wirkenden Leben" (639), und ganz klar heißt es dann auf einer der letzten Seiten: „Deutsche Vollendung ist dauernde Überwindung der Vergangenheit durch die Gegenwart und dauernde Gewinnung der Zukunft in der Gegenwart — und dennoch in solcher Wandlung die Sicherung der unbedingten Stetigkeit unseres völkischen Wesens" (795). „Deutsche Vollendung" ist demnach etwas, was „außerhalb der Zeit" liegt und „deshalb in jedem Augenblick in jedem und durch jedes Menschentum möglich" ist (46). — Es trifft sich nun allerdings unglücklich, daß der Begriff der „Vollendung", der doch den Begriff der „Beendigung" einschließt, wenngleich „Vollendung" wesentlich mehr ist als bloße „Beendigung", in den Mittelpunkt eines Buches gestellt wird, das doch „das wesenhafte Gesetz unseres völkischen Werdens" darlegen will.

Zweifellos ist das von Fleiß und Können zeugende Buch von einem hohen und reinen Idealismus getragen, und man wäre versucht, manche Sätze, die tiefe Lebenskenntnis verraten und Sachverhalte sehr einprägsam formulieren, hier wiederzugeben. Auch zeugt das Werk von einem echten Kämpfermut, der sich allerdings, wie es in Schriften dieser Art zu leicht geschehen kann, hier und da etwas übernimmt. So wird man nicht alles unterschreiben können, was der Verfasser, der sich besonders Hans Heyse verpflichtet fühlt, über die Philosophie (um hier nur dieses Gebiet herauszugreifen) sagt; die Wertakzente freilich dürfte er im großen und ganzen richtig gesetzt haben. Eine kleine sachliche Unrichtigkeit ist ihm dabei unterlaufen. Die Abhandlungen zur begründenden Philosophie (655 f.) werden nicht von Karl, sondern von Helmut Groos mit herausgegeben (799). Die Staatsauffassung Paul Krannhals' (S. 191) wird (auch das sei vermerkt) nicht ganz zutreffend ausgelegt. Krannhals hat nicht, wie ihn Beck auslegt, den Staat als dem Volke übergeordnet bezeichnet. Es sei dabei nur auf die Seiten 58 und 59 des „Organischen Weltbildes" hingewiesen, wo Krannhals die Frage erörtert: „Hat sich das Volk nach dem Staat zu richten oder der Staat nach dem Volk?" und zu dem Schlusse kommt, „daß der natürliche, ausgebildete Organismus diese Gegenüberstellung von Staat und Volk nicht kennt. In ihm ist das Volk Staat". Die Analogie mit dem menschlichen Organismus wird dann näher geschildert und weiter gesagt: „Eine artgleiche Menschengruppe, die auf Grund dieser gemeinsamen Abstammung ein Volk bildet, ist auch ein Organismus, ist Staat als Lebensform, wenn dieses Volk in den Formen des Zusammenlebens die Ideen des natürlichen Organismus restlos zum Ausdruck bringt. Der menschliche Staat als Organismus ist hiernach die erfüllte Idee des Staates, der die Wirklichkeit des im Volke zum Ausdruck kommenden menschlichen Zusammenlebens zustreben soll." — Dann wird, um nur noch dies zur Kritik zu erwähnen, in dem Buch zuviel von Heldentum gesprochen. So soll die Moral, die Wissenschaft, ja sogar die Wirtschaft heldisch sein (263). „Heldische Wirtschaft" bedeutet eine Entwertung des Begriffes „Heldentum", in der Wissenschaft und Moral kann man nur mit Vorbehalten davon sprechen. Wir sind mit Walter Flex der Ansicht, daß das allgemeine Heldentum eine Phrase ist, und sagen mit Wurche (im „Wanderer"): „Als ob es nicht ebensogut klänge, wenn man ehrlicher, ruhiger und wahrer von dem Vorherrschen des Sinnes für Pflicht, Gehorsam und Treue im Volk spräche. Helden sind Ausnahmen, sonst brauchte man nicht von ihnen zu reden."

Dr. Gerhard Hennemann.

Herausgeber: Reichsleiter Alfred Rosenberg, Berlin / Hauptschriftleiter: Dr. Eberhard Achterberg, Berlin / Anzeigen: Joh. Bartenschlager, München / Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 35, Margarethenstraße 17: Fernruf 21 95 51 / Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 22, Thierschstr. 11
Bezugspreis: zweimonatlich RM. 2,40 ohne Bestellgeld / Anzeigenpreise laut aufliegendem Tarif Nr. 5
Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei München
Für nicht angeforderte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Digitized by Google

„KK"
WEHRSPORT
GEWEHRE

GUSTLOFF-WERKE

Nach dem Kriege wieder durch den Fachhandel zu beziehen

Verminderte Leistungen

sind nur allzuoft die Folge von Zahnerkrankungen. Im totalen Krieg ist Krankheit keine Privatangelegenheit, auch die Sorge für die Zahngesundheit ist Pflicht an der Allgemeinheit. Verlangen Sie die Aufklärungsschrift: „Gesundheit ist kein Zufall" kostenlos von der Chlorodont-Fabrik, Dresden

DAS NEUE FRANZ-MÜLLER-BUCH

SOS-THETIS

36 Stunden zwischen Börse und Tod von Graf Michael Alexander

Dieses Buch erhebt scharfe Anklage gegen die verantwortlichen Männer einer britischen Schiffswerft, die, um ihre Dividenden zu halten, die Besatzung des U-Bootes Thetis dem Tode auslieferten.

Preis RM 3.80

Erhältlich im Buchhandel!

FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN

Der Augen Seharbeit erleichtern

heißt für augengesunde Arbeitsplatzbeleuchtung sorgen, heißt vor allem: Blendung vermeiden. Gut gerichtetes OSRAM-Licht bewahrt vor leistungsmindernder Überanstrengung.

OSRAM

Viel Licht für wenig Strom!

Digitized by Google

COMMERZBANK

Gegründet 1870

Niederlassungen in den größeren Städten des Reiches

Eröffnung von Banksparkonten
Führung Eiserner Sparkonten

20 JAHRE KRAFTRÄDER

JAW

Pharmazeutische Präparate

mit diesem Zeichen sind weltbekannt. Wenn sie heute nicht immer sofort in jeder Menge zu haben sind, so bringe man der kriegsbedingten Lage Verständnis entgegen.

JOHANN A. WÜLFING
BERLIN

DIE SPARKASSEN

verwalten 55 Millionen Sparkonten mit 55 Milliarden RM Spareinlagen

gewähren Betriebskredite, Darlehen und Hypotheken
erledigen Überweisungen bargeldlos durch Spargiro
vermitteln Bausparverträge mit den öffentlichen Bausparkassen
beraten in allen Geld- und Kreditangelegenheiten

Die deutschen öffentlichen seit 160 Jahren mündelsicheren Sparkassen

Digitized by Google

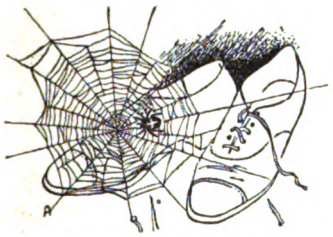
Schaffnerin lächle - und Ihr Fahrgäste tut es auch! Mit einem freundlichen Lächeln geht alles leichter, schneller und besser. Das äußere Aussehen ist gerade für die Frau im Arbeitseinsatz wichtig, deshalb sollte sie die Mund- und Zahnpflege nicht außer Acht lassen.

Blendax-Zahnpasta
BLENDAX-FABRIK MAINZ/RH.

Auch **Arznei** *ins Luftschutzgepäck!*

Der Kampf um den Sieg verlangt die schnellste Gesundung jedes Kranken. Ärztliche Verordnungen müssen deshalb auch im Ernstfall des Luftkrieges eingehalten werden.

ASTA
ARZNEIMITTEL



Nicht hinter Spinnweben verstaubt und faltig, sondern gut erholt will der Soldat seine geliebten Riekerschuhe im nächsten Urlaub vorfinden. Man muß sie also stramm aufleisten, staubdicht aufbewahren und von Zeit zu Zeit nachsehen.

Rieker

Steinkohlenbergbau
Erzbergbau
Hochöfen, Stahl- und Walzwerke
Maschinenfabriken

FRIED. KRUPP

3061a

Digitized by Google

Janko Janeff

Südosteuropa und der deutsche Geist

4. Auflage, 17. bis 25. Tausend, 152 S. Din A 5, kart. RM. 3,20.

Inhalt: Das völkische Mysterium — Die Zeit des Umbruchs — Götter und Landschaft — Das deutsche Südosterlebnis — Wanderer und Künder — Die Wendung zu Europa — Symbolik der Stadt Wien.

„Aus großer geistesgeschichtlicher Schau heraus werden in diesem Werk die Wechselwirkungen dargestellt, die seit alters her zwischen dem Reich, zwischen dem deutschen Geist und dem Südosten bestehen. Sie sind heute wieder wirksam geworden, haben den Balkan aus seiner Vereinsamung befreit und ihn mit dem Gang der großen Geschichte verbunden. Die Berufung des Balkans zur Mitarbeit aber drückt sich darin aus, daß er in seiner Ursprungsfülle ein Wall Europas bleiben muß. Europa kann ruhig bestehen, solange es einen starken bäuerlichen Südosten gibt."

Eugen Wolfgang in „Die Zeit", Reichenberg, v. 9. 8. 1943.

Nur durch die Buchhandlungen zu beziehen!

Theodor Fritsch Verlag / Berlin

Edmund Fürholzer

Menschen wie wir?

Ein Amerikabuch für Europäer.

Umfang 380 Seiten Text und zwei Kartenskizzen / Geb. RM. 5,40

Der bekannte Verfasser des allseitig gut aufgenommenen Werkes über Tibet „Arro! Arro!" gibt hier einen von großer Sachkenntnis zeugenden, umfassenden, historischen Bericht von der Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von den Tagen der Kolonialzeit über die Jahre des Bürgerkrieges bis zum Weltimperialismus Roosevelts ist nichts unerwähnt geblieben, und auf alle nur irgendwie auftauchenden Fragen wird eine gründliche Antwort erteilt.

Bezug nur durch den Buchhandel.

Wilhelm Limpert - Verlag - Berlin SW 68

Veröffentlichungen des Deutschen Instituts für Außenpolitische Forschung

A. C. Bell

Die englische Hungerblockade im Weltkrieg 1914—15

Bearbeitet und eingeleitet von Viktor Böhmert

335 Seiten. Gebunden RM. 8,—

Diese vertrauliche englische Darstellung über die Blockadepraktiken sowie die Beweggründe. Ziele und Mittel der Hungerblockade war bestimmt zur Schulung von Stabsoffizieren und Beamten des diplomatischen Dienstes für den schon lange vorher geplanten zweiten Blockadekrieg gegen Deutschland.

Friedrich Berber

Die amerikanische Neutralität im Kriege 1939—41

192 Seiten, Gebunden RM. 5,50

Trotz der Neutralitätserklärung der Vereinigten Staaten im September 1939 ist es den Kriegstreibern gelungen, ihr Land schrittweise über die zunehmende Unterstützung Englands zum zweiten Male in den Krieg gegen Deutschland hineinzuführen.

ESSENER VERLAGSANSTALT

Jn Kürze erscheint

GISELHER WIRSING

Das Zeitalter des Ikaros

Gesetz und Grenzen unseres Jahrhunderts

INHALT:

Bewußtsein und Völkerkrise
Der zweite Weltkrieg
Was ist Europa?
Gleichgewicht im Luftzeitalter
Der entfesselte Nihilismus
Der Einheitsmensch
Der Massenmensch
Das Emotionale
Vom Geheimnis der Macht

Nur in den Buchhandlungen erhältlich

EUGEN DIEDERICHS VERLAG
JENA

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNG

DAS BAUEN IM NEUEN REICH

ZWEITER BAND

Herausgegeben in Verbindung mit Professor Gerdy Troost

Die Erkenntnis vom organischen Wachstum und der unbeirrbaren Weiterentwicklung unserer neuen deutschen Baukunst hat den Verlag veranlaßt, dem Bild- und Textband „Das Bauen im Neuen Reich" Fortsetzungsbände folgen zu lassen, die diesem in Form und Ausstattung entsprechen. Der II. Band dieses Standardwerkes, der nun vorliegt, vereinigt vorbildliche deutsche Bauwerke, die während des Krieges oder unmittelbar vor Kriegsausbruch fertiggestellt wurden. Der Band ist ein eindrucksvolles Dokument für die kulturschöpferische Leistung des Reiches inmitten des härtesten Daseinskampfes seiner Geschichte.

168 Seiten mit 248 teils ganzseitigen Kunstdruckbildern. Format 23,5 x 31,5 cm. Halbl. RM 9,80

Nur durch den Buchhandel

GAUVERLAG BAYREUTH

Zeichen und Name für

Thomas-Porzellan

Thomas Thomas Bavaria

Porzellanfabrik F. Thomas

MARKTREDWITZ / GAU BAYREUTH

INHABER: ROSENTHAL-PORZELLAN AG

Welches Buch wünschen Sie?

Um die Nahrungsfreiheit Europas von Staatssekretär Herbert Backe 280 Seiten Großoktav, mit 32 Bildern gebd. RM 7,40

Der deutsche Bauer im Osten eine Neuerscheinung von Günther Pacyna RM 3,80

Die Krim - Klima, Vegetation und landw. Erschließung von Heinrich Walter RM 3,60

Die Türkei - ein Weg nach Europa von Reinhard Hüber, mit vielen Bildern RM 6,80

Deutsche Bauernarbeit im Schwarzmeergebiet - von Dr. Alexander Vaatz, 70 Seiten, 34 Abb. RM 1,50

Baltikum und Weißruthenien in ihren landw. Grundlagen von Dr. Alexander Vaatz, 56 Seiten, kart. RM 1,50

Das Reich als europäische Ordnungsmacht - von Karl Richard Ganzer, 138 Seiten RM 2,80

Neue Dorflandschaften - Gedanken und Pläne zum ländlichen Aufbau in den neuen Ostgebieten und im Altreich, reichhaltig bebild. RM 10,-

Bausteine zur ländlichen Volks- u. Bodenordnung - von Dr. Herbert Morgen, Neuerscheinung RM 3.50

Wir liefern zur Zeit nur unter Nachnahme!

LANDBUCHVERTRIEB GMBH,
BERLIN N 4, Oranienburger Straße 44

In der Reihe „Gestalten und Probleme der europäischen Geschichte" erscheint als neuer Band:

PERCY E. SCHRAMM

Hamburg, Deutschland und die Welt

Leistungen und Grenzen hanseatischen Bürgertums in der Zeit zwischen Napoleon I. und Bismarck. Ein Kapitel deutscher Geschichte.

862 Seiten mit Textillustrationen und 116 Abbildungen, Porträts und Karikaturen, geb. 16 RM.

Die Auflage wird durch die Buchhandlungen verteilt

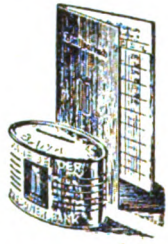
VERLAG
GEORG D. W. CALLWEY
MÜNCHEN

Digitized by Google

DRESDNER BANK

HAUPTSITZ BERLIN

Vertreten
in allen Teilen Großdeutschlands



Banksparbuch und Heimsparbüchse
helfen Vorsorge zu treffen für die
Wechselfälle des Lebens

DR. MADAUS & CO. RADEBEUL/DRESDEN

Sicherheits-schlösser

werden Ihrem zukünftigen Heim Schutz geben gegen unbefugtes Öffnen durch Dietriche.

Jetzt planen!
Später bauen!

Was jetzt geschieht,

braucht später nicht getan zu werden. Wer darum seine vollen Lebensversicherungsbeiträge auch im Kriege pünktlich zahlt, erhält sich nicht nur den uneingeschränkten Versicherungsschutz, sondern hat in kommenden Friedenszeiten seine Mittel frei für Neuanschaffungen.

Digitized by Google

THEATER AM GÄRTNERPLATZ
MÜNCHEN
(Bayerische Staatsoperette)
Das führende Operettentheater

ADRIAN BRUGGER MÜNCHEN

Theatinerstraße 40
Gabelsbergerstraße 55

Einrichten von Zeichenbüros
und Lichtpausereien.
Eigene Photokopie-
und Lichtpauseanstalt
Modellbau

THESPIS

Wie Sie in Lichtspielhäusern vorteilhaft werben können — ganz gleich, ob in München oder im großdeutschen Wirtschaftsraum — erfahren Sie durch die

THESPIS-REKLAME
G. m. b. H.
Größtes Spezialunternehmen
Süddeutschlands
München 22
Maximilianstr. 5 · Ruf 23038 - 23039

GALERIE ZINCKGRAF
MÜNCHEN 2 · LENBACHPLATZ 5-6

Erstklassige Gemälde alter und moderner Meister

An- und Verkauf

Digitized by Google

Sorgsame Pflege

muß jetzt Ihre „Walther" erhalten. Denn erst nach dem Sieg sind neue Waffen wieder beim Fachhandel erhältlich

WALTHER

CARL WALTHER
WAFFENFABRIK
Verkaufsstelle:
BERLIN W 50, Rankestr. 5

Efasit

PUDER

Efasit-Puder, besonders zur Fußpflege hervorragend geeignet, beseitigt übermäßige Schweißentwicklung, wirkt angenehm kühlend und desinfizierend. Er verhütet Blasen, Brennen u. Wundlaufen. Auch vorzüglich geeignet als Massage- und Körperpuder.

1 Streudose RM -.75, Nachfüllbeutel RM -.50

In Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften

TOGAL-WERK MÜNCHEN

Erziehung d. deutschen Hausfrau und Mutter

in den allbekannten Heimfrauenschulen der Mathilde - Zimmer - Stiftung

Haushaltungsschulen, Frauenfachschulen, Frauenoberschule (Kl. 6–8, Werkabitur) Halbjahreskurse Abiturientinnen, Sondertächer. Bisher über 17000 Schülerinnen

Nähere Auskunft durch die Leitung

BERLIN-ZEHLENDORF, KÖNIGSTRASSE 19

Nur für große Tassen!

1 Tablette der Süßstoff-Saccharin-G-Packung entspricht der Süßkraft von 1½ Stück Würfelzucker, also der Menge, wie man sie zum Süßen einer größeren Tasse Kaffee braucht. Und bei kleineren Tassen? Da teilt man eben eine Tablette und kommt dann auch länger mit dem heute so raren Süßstoff aus.

Deutsche Süßstoff-Gesellschaft m. b. H. Berlin W 35

Süßstoff ist im Rahmen der bisherigen Zuteilung nur beschränkt lieferbar.

3 HERZBLÄTTER

Die Schutzmarke unserer Präparate

TOGAL-WERK GERH. F. SCHMIDT
Fabrik pharmaz. u. kosm. Präparate
MÜNCHEN

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP.
Herausgeber Alfred Rosenberg

Heft 163 | 3. Doppelheft 1944 | 15. Jahrg

Karla Schrupp:

Edouard Drumont und sein Kampf gegen das Judentum in Frankreich

In dieser Zeit des Entscheidungsringens des europäischen Kontinents unter Deutschlands Führung gegen die dem Weltjudentum hörigen Mächte sei anläßlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages auch eines Mannes gedacht, der als erster wahrhaft kämpferischer Publizist gegen die Verjudung seines Vaterlandes auftrat unter selbstlosestem Einzatz seiner ganzen Persönlichkeit, aber nach kurzem sensationellem Aufsehen von seinen Gegnern systematisch totgeschwiegen wurde und dessen Name heute in der breiten Öffentlichkeit nahezu vollständig vergessen ist. Edouard Drumont war einer der ersten, der die Gefahren jüdischer Überfremdung klar erkannte, wenngleich er weder für Frankreich noch für die übrige Welt eine praktische Lösung zu finden vermochte. Er stand zeitlich zwischen der beginnenden wissenschaftlichen Erkenntnis des Rassegedankens an sich und der sich daraus ergebenden zielbewußten Ausmerzung jeglichen jüdischen Einflusses auf das Eigenleben der Völker, wie wir es jetzt erleben. Drumont sah daher das jüdische Problem als echter Sohn seiner Zeit und seines Landes als ein soziologisches; er bekämpfte die Juden als Gesellschaftsschicht reicher Bankiers und glaubte noch, daß sie, wenn man ihnen nur ihr Geld abnähme, ungefährlich und machtlos, wenn auch nicht weniger unsympathisch würden. Immerhin war er mit dieser Anschauung schon über den jahrhundertealten Irrtum hinausgewachsen, der in allem nur eine religiöse Frage zu sehen vermochte und ernsthaft überzeugt war, mit der Bekehrung zum Christentum würden die Juden ebenso brave Staatsbürger wie die Arier. Wenn also auch Drumont keine bleibenden Erfolge seiner aufklärerischen Tätigkeit erzielen konnte — die verantwortlichen französischen Politiker waren teils selbst schon damals in den Händen der Juden, teils nahmen sie die jüdische Bedrohung nicht ernst —, so verdient doch sein Wirken gerade von deutscher Seite eine zusammenfassende Würdigung.

Uns Heutigen mag es, denken wir an die totale Verjudung der französischen Führungsschicht bis zum jetzigen Kriege, seltsam genug erscheinen, daß die erste große antisemitische* Schrift der Neuzeit auf rassischer Grundlage vor 90 Jahren

* Wenn wir auch im heutigen Sprachgebrauch die Bezeichnungen „antisemitisch" und „Antisemitismus" durch „antijüdisch" und „Judenfeindschaft" weitgehend ersetzt haben, so muß doch bei der Behandlung der Verhältnisse am Ende des vergangenen Jahrhunderts, speziell in Frankreich, die damals übliche Terminologie meist beibehalten werden. Sie wird daher im folgenden stets dort angewandt werden, wo auf Originaltexte zurückgegriffen wird.

Digitized by Google

ausgerechnet in unserem westlichen Nachbarland erschienen ist. Allerdings war der „Essai sur L'inégalité des races humaines" von Joseph-Arthur Comte de Gobineau (erschienen 1854) noch sehr verworren in seinen Begriffen von Rasse und Volkstum, und von französischer Seite wurden dem Verfasser, der sonst als weitgereister Diplomat nur auf schöngeistigem Gebiet mit erfolgreichen Veröffentlichungen hervorgetreten war, anfangs ein zu weltabgewandter wissenschaftlicher Stil und später Mangel an tieferer Kenntnis der damals im Entstehen begriffenen Rassentheorien vorgeworfen. So ist es nicht weiter zu verwundern, daß sein Werk ein halbes Jahrhundert warten mußte, ehe es — und zwar zuerst im Auslande — seine volle Anerkennung fand. Ebenfalls hauptsächlich außerhalb Frankreichs bekannt wurde der französische Rassenforscher Georges Vacher de Lapouge (1854—1936), dessen Hauptwerk, „L'Aryen, son rôle social", in seinem Heimatlande ziemlich unbeachtet blieb, bis ihn bei seinem Tode das „Journal des Débats" — nun in etwas übertriebener französischer Selbsteinschätzung — als den „wahren Begründer der Rassentheorie und des Ariertums" bezeichnete, der den nebelhaften Träumereien Gobineaus erst die richtige wissenschaftliche Grundlage gegeben habe.

Waren die beiden Genannten der Typus aristokratisch-intellektueller Gelehrter, so sehen wir in Drumont die Verkörperung des kämpferischen Mannes aus dem Volke, der, ohne sich um wissenschaftlichen Meinungsstreit zu kümmern, mit offenen Augen die Tagesereignisse verfolgte, aus ihnen die Gefahr jüdischer Überfremdung erkannte und nun sein Land durch Reden und Schriften, in denen er seinen persönlichen Beobachtungen und den daraus resultierenden Schlußfolgerungen lebendigen Ausdruck verlieh, zu warnen suchte.

Über seine Herkunft und seine innere und äußere Entwicklung wissen wir wenig mehr als das, was er selber in seinen Büchern darüber erzählt. Seine jüdischen Gegner haben ihm vorgeworfen, er sei jüdischer Renegat gewesen; Abraham Dreyfus behauptete im „Gil Blas", seine Großeltern hätten Dreymond geheißen und in der Kölner Judengasse im Laden zu den „Drei Monden" Brillen verkauft. In Wirklichkeit stammte seine Familie aus der Picardie, aus der Gegend von Cambrai, und seine Vorfahren waren Tagelöhner, Waldhüter und kleine Handwerker. Sein Großvater mütterlicherseits, Buchon, war Kaufmann in Bourges, sein Onkel Alexandre Buchon ein angesehener Historiker. Drumonts Vater arbeitete als kleiner Angestellter bei der Polizeipräfektur in Paris, und dort wurde Edouard Drumont am 1. Mai 1844 geboren. Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf, besuchte das Lycée Charlemagne und wurde dann mit 17 Jahren als Beamter im Rathaus untergebracht. Die bürokratische Laufbahn behagte ihm jedoch wenig, und er erzählt selbst, daß er dort mehr Unsinn als ernsthafte Arbeit zustandegebracht habe. Die beständige Angst seiner Vorgesetzten sei gewesen, er könne wieder irgendeine Dummheit anrichten, so daß es meistens hieß: „Tun Sie nichts, das ist alles, was wir von Ihnen erwarten!" oder „Herr Drumont tut doch hoffentlich nichts?" Er hatte also Zeit, sich seinen literarischen Neigungen zu widmen. Bald wechselte er ganz zur Publizistik hinüber. Er arbeitete an verschiedenen Zeitschriften, bis ihm ein glücklicher Artikel über Emile de Girardin, den Begründer des französischen Zeitungsromans, die Tore der „Liberté" öffnete, wo er mit einem allerdings sehr bescheidenen Gehalt fest angestellt wurde. Redaktionssekretär war Aimé Dolfus, mit dem zusammen er später (1875) sein erstes Buch, „Je déjeune à midi", herausbrachte. Vorher hatte er 1869 eine kleine kluge Schrift über Richard Wagner veröffentlicht und verschiedene größere Artikel in der „Revue du Monde Catholique" und „Le Correspondant" geschrieben. 1871, während der Pariser Kommune, blieb Drumont in

Digitized by Google

der französischen Hauptstadt und arbeitete zeitweilig als Redakteur am Regierungsorgan „Bien Public"; dort lernte er Alphonse Daudet kennen, dem er bis zum Tode in brüderlicher Freundschaft verbunden blieb. Im Jahre 1879 veröffentlichte Drumont seinen einzigen Roman, „Le Dernier des Trémolin", in dem der Konflikt zwischen Adel und Händlertum behandelt wird, ferner „Les fêtes nationales de France" und das entzückend besinnliche „Mon vieux Paris", in dem er nicht das ihm verhaßte Paris der Weltausstellungen und des Eiffelturms darstellte, sondern die alte ehrwürdige Stadt, die gleich einer Ahnfrau viele liebe Erinnerungen zu erzählen weiß. 1840 gab er die „Papiers inédits du duc de Saint-Simon" des geistreichen Zeitgenossen Ludwigs XIV., heraus.

Drumont, von Hause aus nicht religiös erzogen, glaubte damals nicht an eine göttliche Mission der katholischen Kirche. Jedoch die kirchenfeindlichen Schulgesetze von Jules Ferry im Jahre 1880 erregten seinen inneren Widerspruch, und er selbst schreibt, daß ihn sein Haß gegen Unterdrückung in jeglicher Form, die ihn körperlich krank mache, auf die Seite der Katholiken getrieben habe. Später kam er dann in Berührung mit den Jesuiten und war jahrelang mit dem französischen Oberhaupt des Ordens, dem Père du Lac, eng befreundet. Das sollte jedoch nicht verhindern, daß die katholische Kirche nachher, als er mitten im Kampf gegen die Juden und ihre Freunde stand, aus dogmatischen Gründen von ihm abrückte und ihn schließlich ebenso wie seine anderen Anhänger im Stiche ließ; ihr erschien eine Verständigung mit dem liberalen republikanischen Regime Frankreichs letzten Endes doch nützlicher.

Seit der Niederlage von 1870 und vor allem seit dem Kommuneaufstand im Frühjahr 1871 hatte Drumont die Korruptheit des republikanischen Systems, die ewigen aussichtslosen Parteikämpfe und die Gefahr der jüdischen Überschwemmung Frankreichs immer deutlicher erkannt. So war allmählich in ihm der Plan herangereift zu einem großen Werk, durch das er seine Mitbürger aus der Lethargie, mit der sie alles über sich ergehen ließen, wachzurütteln hoffte. Aber Rücksichten auf seine Familie, besonders auf seine schwerleidende Frau, hatten ihn immer wieder davon abgehalten, seine Existenz durch eine derart gewagte Veröffentlichung aufs Spiel zu setzen. 1885 starb jedoch Frau Drumont, und jetzt fühlte er sich endlich frei, seiner Berufung zu folgen. „Keine menschliche Rücksichtnahme hält mich mehr zurück; ich werde also endlich sprechen können!" Er, der in seinen persönlichen Ansprüchen so bescheiden war, konnte nun auf sein festes Gehalt bei der von dem Juden Pereire finanzierten „Liberté" verzichten, und im Frühjahr 1886 erschien bei Flammarion das zweibändige Werk „La France Juive" mit dem Untertitel „Essai d'histoire contemporaine". Seit Ernest Renans „Vie de Jésus" wurde es der größte literarische Erfolg, nachdem es zuerst geschienen hatte, als ob es unverkauft in den Buchläden liegen bleiben würde. Drumont selbst hatte schon seine langjährige Arbeit für vergeblich gehalten, als er plötzlich von Arthur Meyer, dem jüdischen Leiter des „Gaulois", der sich in dem Buche beleidigt gefühlt hatte, zum Duell herausgefordert wurde. Während dieses Duells, bei dem Daudet einer der Sekundanten Drumonts war, klammerte sich Meyer in unfairer Weise an den Degen von Drumont und verletzte ihn schwer, wofür er später mit einer lächerlich geringen Geldstrafe belegt wurde. Der Autor und sein Werk aber waren nun mit einem Schlage berühmt geworden, und man begann sich um das „Verjudete Frankreich" zu reißen.

Dieses Werk darf man nicht vom Standpunkt einwandfreier Wissenschaftlichkeit aus beurteilen, sondern als politisches Kampfbuch, einzig in seiner Art und bestechend gerade durch die Fülle von persönlichen Beobachtungen und Erlebnissen mit Juden. „Taine hat über den Sieg des Jakobinertums geschrieben. Ich will den

Digitized by Google

Eroberungszug des Judentums schildern." Mit diesen Worten beginnt Drumont sein Hauptwerk, um es nach mehr als 1200 Seiten mit dem Satze zu beschließen: „Indem ich die Wahrheit verkündete, habe ich nur der gebieterischen Stimme meines Gewissens gehorcht. Liberavi animam meam." Es würde zu weit führen, in diesem Rahmen auf die ganze Gedankenfülle, die uns hier geboten wird, im einzelnen einzugehen. Doch sei ein Leitsatz zu Beginn der „France Juive" erwähnt, der dem aktuellen antijüdischen Schrifttum entstammen könnte: „Der Semiten höchster Wunsch, sozusagen ihre fixe Idee, war und bleibt, die Rasse der Arier zu Sklaven und Leibeigenen zu machen." Seine Gültigkeit sucht Drumont an Hand von historischen Beispielen aus mehr als 2000 Jahren zu beweisen. — Manche von Drumonts Spitzen gegen die nach Frankreich eingewanderten Juden muten uns heute etwas seltsam an. Wenn er z. B. behauptet, diese Juden aus Deutschland hätten durch Verrat zur militärischen Niederlage Frankreichs 1870/71 beigetragen, sie hätten sogar die Hauptschuld, dann kann man sich der Feststellung nicht erwehren, daß die Franzosen eben immer einen Sündenbock für Versager auf militärischem und politischem Gebiet suchen und fühlt sich lebhaft an das Geschrei von 1940 erinnert: „On nous a trahis!" (Man hat uns verraten!). — Auf Deutschland hat Drumont immer mit einer Art neidischer Bewunderung geblickt; die deutschen Offiziere hat er einmal als „Schüler Hegels in Uniform" bezeichnet. In einem anderen Werk, „Le Testament d'un Antisémite", äußert er anerkennend, die Deutschen hätten ihm als einziges Land für die Übersetzung des „Verjudeten Frankreich" 1500 Francs gegeben, und er habe sie gerne „als kleine Abschlagszahlung auf unsere fünf Milliarden" (nämlich die Kriegsentschädigung) angenommen. — Ebenso heftig wie gegen die Juden und Crémieux' „Alliance Israélite Universelle" hat sich Drumont gegen die Freimaurer gewandt, deren Rolle im Fahrwasser des Judentums ihm jedoch keiner so ausführlichen Behandlung wert erschien.

Etwas, was Drumont alle seine Gegner vorwarfen und was auch seine Freunde bisweilen zugaben, ist die allzu persönlich gehaltene Note seiner gesamten antisemitischen Publizistik. Es kann nicht geleugnet werden, daß er in seinem Haß und seinen Äußerungen bisweilen in unsachlicher und nicht ganz hieb- und stichfester Weise über das Ziel hinausschoß. Das verhindert jedoch nicht, daß wir heute in dem „Verjudeten Frankreich" eines der epochemachenden Werke der antijüdischen Strömungen in Europa erkennen und würdigen. Drumont hat sich in vielem als ein wahrer Prophet und Seher erwiesen — es scheint, als habe er beim Niederschreiben seines Werkes im Unterbewußtsein die großen parlamentarischen Krisen vorausgeahnt, durch die wenige Jahre später die Dreyfus-Affaire und der Panama-Skandal mit seinen jüdischen Hintermännern wie Baron Joseph Reinach, Cornelius Herz, Naquet usw. das republikanische Regime Frankreichs von Grund auf erschüttern sollten.

Über die Wirkungen seines Buches in ganz Europa hat sich Drumont nicht allzu großen Illusionen hingegeben. Trotz des Wirkens eines Stöcker in Berlin hielt er besonders Kaiser Wilhelm II. für zu fest in die Schlingen seiner jüdischen Freunde und Berater verstrickt, als daß er, ungeachtet einiger gelegentlicher antisemitischer Äußerungen, den Kampf gegen Juda aufnehmen werde. Von allen führenden Staatsoberhäuptern erachtete Drumont einzig Kaiser Alexander III. von Rußland, diesem Lande, in dem sich schon immer stärkste antijüdische Tendenzen und rigoros durchgeführte Judenverfolgungen bemerkbar gemacht hatten, als den berufenen Mann, vielleicht einmal die Macht der Juden in der ganzen Welt zu brechen. Wenige Monate, ehe mit den Bolschewisten dort die Juden uneingeschränkt und früher als in irgendeinem anderen Lande an die Macht gelangen sollten, hatte Edouard Drumont für immer die Augen geschlossen.

Digitized by Google

Die große literarische Schaffensperiode Drumonts reicht von 1885 bis 1891, umfaßt also etwa die Zeit der boulangistischen Krise. Es erschienen damals, neben der „France Juive", „La France juive devant l'opinion" als Ergänzungsband 1886, „La fin d'un monde" 1889, „La Dernière Bataille" 1890 und „Le Testament d'un Antisémite" 1891. Diese ganzen Schriften sind durchzogen von der Vorausahnung einer kommenden kriegerischen und revolutionären Katastrophe und der Erkenntnis der allgemeinen Dekadenz sämtlicher französischer Gesellschaftsschichten. In seinen soziologischen Gedankengängen erwies er sich dabei in vieler Hinsicht als Schüler von Frédéric le Play; auch die Bemühungen des Grafen Albert de Mun, der die Arbeiterfrage von christlich-konservativer Seite her zu lösen versuchte, billigte er in der „France Juive" voll freudiger Erwartung, um ihnen jedoch schon drei Jahre später, in „La Fin d'un Monde", kritisch gegenüberzustehen, da der Sozialismus der katholischen Zirkel nicht über die altgewohnte private Mildtätigkeit hinausgewachsen war.

In „La Fin d'un Monde" geht Drumont auch ausführlicher auf den jüdischen Einfluß in den anderen europäischen Staaten ein. Die Presse vor allem werde fast überall sichtbar oder unsichtbar von Juden beherrscht, und, so schreibt er, „ich habe meinem Buch den Titel „Ende einer Welt" und nicht „Ende eines Volkes" gegeben, weil die anderen Nationen tatsächlich beinahe ebenso krank sind wie wir". Wenn Drumont in diesem Buche General Boulanger als den kommenden Retter Frankreichs preist, so mußte er sich nur allzu bald in seiner Hoffnung enttäuscht sehen, da dieser als Militär tüchtige General politisch versagte, im gegebenen Augenblick nicht den Mut zum Handeln fand und sich schließlich wenige Monate nach dem Tode seiner Geliebten an ihrem Grabe erschoß — ein nachträglicher Beweis dafür, daß ihm sein persönliches Glück und Unglück eigentlich stets über dem Schicksal seines Vaterlandes gestanden hat. — Interessant sind an diesem Buche Drumonts noch besonders die Kapitel „L'idée socialiste à travers le XIX^{e} siècle" und „Le socialisme catholique", ein vorzüglicher Überblick über die gesamten sozialistischen Bestrebungen im vergangenen Jahrhundert, in dem sich Frankreich, das sich stets als die Wiege des Sozialismus bezeichnet und gefühlt hat, von dem monarchisch-konservativen Deutschland mit seiner Bismarckschen Sozialgesetzgebung, der ersten ihrer Art von Staatsseite, weit in den Schatten stellen lassen mußte.

Aus dem „Testament d'un Antisémite", das Drumont nach seinen eigenen Worten in der Einleitung „nicht als ein Testament des Antisemitismus" betrachtet sehen will, „denn niemals sei das jüdische System mehr bedroht gewesen als jetzt", sondern als den persönlichen Rechenschaftsbericht eines Antisemiten für seine Freunde, möchte ich eine Stelle wörtlich zitieren: „Wer unsere Bücher später studiert, wird darin Zeugnisse dessen finden, was sonst noch nie überliefert worden ist, nämlich die letzten Phasen einer in voller Auflösung begriffenen Gesellschaft, einer Welt, die gewissermaßen im Todeskampf noch photographiert ist. Man wird staunen, daß die Zersetzung aller Elemente, die eine Nation bilden, sich vollziehen kann, ohne daß irgend jemand sonst diesen Vorgängen seine Aufmerksamkeit schenkt. Die Anarchie hat sich auf unser Land herabgesenkt wie die Nacht auf die Erde, ohne daß man auf den Augenblick genau gemerkt hätte, wann der Tag aufhörte" (S. 220). — Und noch eine kleine persönliche Episode sei erwähnt, die auch in diesem Buch enthalten ist und gleichzeitig auf die amerikanische Mentalität schon damaliger Zeiten ein bezeichnendes Schlaglicht wirft. Drumont erzählt: „Ich erinnere mich des Staunens zweier reizender Amerikanerinnen mit klaren Augen und offenen Gesichtern: sie hatten meine Bücher gelesen, und weil sie mich zu sehen wünschten, hatte man ein Essen veranstaltet. Als ich mit den jungen Damen

Digitized by Google

sprach, merkte ich wohl, daß sie einen Hintergedanken hatten. ‚Nun, mein Fräulein, was haben Sie?' fragte ich meine rechte Nachbarin. ‚Darf ich offen zu Ihnen sprechen?' antwortete sie mit hellem Lachen. ‚Natürlich!' — ‚Nun gut, hören Sie. Ich bin ganz verwundert, Sie so vernünftig und sanft zu finden. Man hatte mir gesagt: daß Sie ein Verrückter seien und —' ‚— Sie erwarteten einen Tobsuchtsanfall von mir, nicht wahr? Aber wo denken Sie hin! Ich liebe Gott, Frankreich, die Armen — und die Schönheit, wenn sie strahlend und rein ist wie die Ihre. Nun aber sind die, welche heute Geschichte schreiben, die Herren unserer Presse, Juden aus Hamburg oder aus Wilna. Kein Wunder, wenn die meine Freunde und mich in verlogener Weise darstellen!'" — Diese Anekdote ist zugleich auch charakteristisch für Drumonts Art, sachliche Betrachtungen immer wieder durch eine kleine persönliche Note zu beleben.

Kurz nach dem Erscheinen des „Verjudeten Frankreich" hatte die erste antisemitische Versammlung stattgefunden. Am 4./5. September 1889 wurde dann in Paris in der Rue Lepic No. 48 die „Ligue Nationale Antisémitique de France" gegründet mit zwei bescheidenen kleinen Büroräumen. Drumots Mitarbeiter waren dabei Jacques de Biez, Millot und der Marquis de Morès, sicherlich eine der interessantesten und abenteuerlichsten Gestalten im Kreise von Drumont. Um diese Gruppe scharte sich dann der Kreis, aus dem am 20. April 1892 die Zeitung „La Libre Parole" hervorging, deren Devise lautete: „La France aux Français!" Vorläufig begann die neue Liga mit einer großangelegten Vortragsreihe, auf der auch Drumont selber mit Erfolg sprach. Zadoc-Kahn, der damalige Großrabbiner von Frankreich, legte gegen diese Tätigkeit Protest ein. Léo Taxil, ein Freimaurer, der auch ein Buch gegen Drumont geschrieben hat, machte sich zum öffentlichen Sprachrohr der Juden, und — der Erzbischof von Paris ließ bei ihm, der vorher eine antiklerikale Buchhandlung geführt hatte, die kurze Zeit zum Schein in eine antifreimaurerische verwandelt wurde, seine Karte abgeben! Trotzdem Drumont niemals die Religion der Juden als solche angegriffen, sondern nur die Judenherrschaft als Diktatur des Geldes gebrandmarkt hatte, ist es ihm nie gelungen, die katholische Kirche für sich zu gewinnen. Schon ab 1890 hatte er sie bei allen antisemitischen Kandidaturen für die Pariser Gemeindewahlen gegen sich.

Ihren großen Start hatte die „Libre Parole" — die übrigens bei ihrer Gründung nicht auf jüdisches Kapital verzichten konnte: ein getaufter Jude war der Hauptgeldgeber! — durch eine aufsehenerregende Artikelreihe „Die Juden in der Armee". Die Auflagenhöhe schnellte in kurzer Zeit überraschend in die Höhe, selbst ihrem Gründer eigentlich unerwartet. Es war die Zeit des Panama-Skandals und der Dreyfus-Affaire, in der die „Libre Parole" aus dem großen Kreise ihrer festen und gelegentlichen Mitarbeiter heraus täglich mit neuen Enthüllungen aufwarten konnte, die zu häufigen Duellen führten. Ein politischer Angriff gegen den Minister Burdeau trug Drumont seine erste Gefängnisstrafe ein: drei Monate mußte er 1892 in Sainte-Pélagie absitzen. Über den Prozeß, der zu Drumonts Verurteilung führte, schrieb in Deutschland die „Kreuzzeitung" unter dem 27. 6. 1892: „Drumont wird sich jedenfalls überzeugt haben, wie schwer es ist, etwas zu beweisen, was doch alle Welt weiß, denn Trinkgelder werden nicht quittiert, und solange es nicht möglich ist, Geldinstituten wie der Bank von Frankreich mehr als orakelhafte Antworten zu entlocken, solange man nicht ausführliche Rechnungslegung fordern kann, werden alle Versuche fruchtlos bleiben, dem Unwesen der großkapitalistischen Praktiken zu steuern. Der Prozeß Burdeau-Drumont bedeutet den höchsten Triumph der Geldmacht, die durch die Bourgeoisie der Dritten Republik bezeichnend verkörpert wird. Nie wurden mit solcher Schamlosigkeit erlaubte und vor allem unerlaubte Mittel in Bewegung gesetzt, um die Niederlage Drumonts herbeizuführen,

Digitized by Google

nie hat man sich vor dem Goldenen Kalbe götzenanbeterischer gebeugt. Drumont und seinen Freunden wurde jeden Augenblick unter den hinfälligsten Vorwänden das Wort entzogen, und die Verhandlung wurde in einer Weise geleitet, die allen Gefühlen von Recht und Gleichheit Hohn spricht. Gerichtspräsident und Generaladvokat wurden, um von Waldeck-Rousseau, dem Anwalt Burdeaus, gar nicht zu reden, zu Handlangern der hinter den Kulissen verborgenen unfaßbaren kapitalistischen Großmacht."

Während Drumont im Gefängnis saß, war der Panama-Skandal ins Rollen gekommen, den er von dort aus eifrig verfolgte. Sein 1896 erschienenes Buch „De l'or, de la boue, du sang. Du Panama à l'anarchie" hat daher auch die Form von Tagebuchnotizen aus dem Gefängnis Sainte-Pélagie und aus Brüssel, wohin er sich 1894 für einige Zeit zurückgezogen hatte und wo er zu seiner großen Genugtuung die Verhaftung von Alfred Dreyfus erfuhr. Die ganze Geschichte des Panama-Skandals zu schildern, der den Hintergrund für zahlreiche publizistische Angriffe Drumonts gegen die französische Republik bildete und dessen Hintermänner und Hauptverantwortliche in der Mehrzahl Juden waren, würde hier zu weit führen; dafür sei auf das diesbezügliche Kapitel des Buches von Walter Frank „Nationalismus und Demokratie im Frankreich der Dritten Republik" hingewiesen. Jedenfalls brachte Drumont mit seiner „Libre Parole" damals fortlaufend Enthüllungen über das Bestechungssystem der Panama-Gesellschaft. Der Jude Reinach soll selbst das Material dazu geliefert haben gegen das Versprechen, persönlich nicht in der „Libre Parole" genannt zu werden — wieder einmal ein Kompromiß! Die Welle des Antisemitismus, die damals in heute unvorstellbarem Ausmaße ganz Frankreich ergriffen hatte, ist zu einem guten Teil auf Drumonts Wirken zurückzuführen.

1895 mußte Drumont eine neue Gefängnisstrafe verbüßen. Die Duelle der Mitarbeiter der „Libre Parole" mehrten sich, und der Südbahn-Skandal drohte die Panama-Affaire neu heraufzubeschwören. Ein zweiter ganz großer antisemitischer Sturm wurde dann durch die Dreyfus-Affaire erregt, jenes Verfahren gegen den jüdischen Generalstabs-Hauptmann Alfred Dreyfus, der, der Spionage zugunsten Deutschlands bezichtigt, im ersten Prozeß im Dezember 1894 trotz seines Leugnens zu Degradation und lebenslänglicher Deportation verurteilt wurde. 1898 suchte man den obskuren Esterhazy an Stelle von Dreyfus für den Schuldigen zu erklären, und es gab eine Unmenge von Verfahren, bei denen hohe und höchste Offiziere der französischen Armee als Verräter und Saboteure bloßgestellt und verurteilt wurden. Noch einmal konnte die „Libre Parole" sensationelle Enthüllungen bringen, während schon langsam der alte Kreis der Freunde und Mitarbeiter abbröckelte und durch neue ersetzt werden mußte. Sein berühmtestes Duell hatte Drumont am 26. 2. 1898 mit Clemenceau, der ein Jahr vorher die „Aurore" gegründet hatte. Auf Zolas aufsehenerregenden Artikel „J'accuse" („Ich klage an"), mit dem dieser den Anstoß zur parteipolitischen Anteilnahme am Schicksal von Dreyfus gegeben hatte (wofür er zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde, dem er sich durch Flucht ins Ausland entzog), hatte Drumont in seiner Zeitung so scharf geantwortet, daß Clemenceau, der Schützling von Cornelius Herz, ihn forderte. Wie durch ein Wunder wurde er jedoch von dem als sicheren Pistolenschützen bekannten Clemenceau nicht getroffen. Immerhin hatte Zola erreicht, daß die ganze Affaire, die vorher nur die Angelegenheit einiger interessierter Kreise gewesen war, jetzt durch das Geld und den Einfluß der Familie Dreyfus und ihrer Freunde ganz Frankreich zur Stellungnahme aufrief. Die französische Nation spaltete sich in die „Dreyfusards" und die „Antidreyfusards", die sich auf das heftigste bekämpften und den Zwist bis in die Familiengemeinschaften hineintrugen. Niemals zuvor war ein politischer Kampf

Digitized by Google

mit derartiger Verbissenheit geführt worden: Zola sah aus der Verbindung des Antisemitismus mit den Klerikalen aufs neue das Schreckgespenst des Militarismus hervorgehen und damit das republikanische Regime gefährdet, Drumont erblickte in der Dreyfus-Affaire den letzten Ansatzpunkt, gegen die zunehmende Verjudung Frankreichs und gegen die demokratische Republik alle nationalen Kräfte aufzurufen. Es gab keinen Staatsmann oder Politiker, der nicht gezwungen worden wäre, eindeutig Stellung zu nehmen.

Auch in Algerien hatte sich inzwischen, hervorgerufen durch die Gesetze von Benjamin Crémieux, der alle algerischen Juden en bloc zum Schaden der dortigen französischen Kolonisten zu französischen Staatsbürgern erklären ließ, eine scharfe antijüdische Tendenz herausgebildet. Ein Student bot Drumont für die Parlamentswahlen die Kandidatur als Vertreter Algiers an, und am 8. Mai 1898 wurde er zum Abgeordneten gewählt. Bereits einige Monate später vertrat eine Gruppe von 19 antisemitischen Abgeordneten unter Drumonts Führung seine Ideen in der Abgeordnetenkammer. Damit jedoch hatte sich Drumont den parlamentarischen Intrigen ausgeliefert, denen er nicht gewachsen war. Schon war seine alte antisemitische Liga in der Auflösung begriffen, und als Gegengewicht gegen den freimaurerischen „Grand Orient de France" hatte sich ein „Grand Occident des France" unter Leitung von Jules Guérin von Drumonts Bewegung abgespalten.

Schließlich verloren die „Antidreyfusards" den Kampf. Am 19. September 1899 wurde Dreyfus vom Präsidenten Loubet begnadigt. Er nahm die Begnadigung an und konnte sich von nun an selber für seine restlose Rehabilitierung einsetzen. Die Ära Waldeck-Rousseau stellte dann das Militär endgültig unter die zivile Herrschaft des Kriegsministeriums — und der seinerzeit von einem Militärgerichtshof gegen Dreyfus gefällte Urteilsspruch wurde aufgehoben, eine Tatsache, die schon seit längerem beschlossen, aber bisher nicht durchführbar gewesen war. Im Mai 1906 hatten jedoch parlamentarische Neuwahlen der Linken einen entscheidenden Sieg eingebracht, und am 12. Juli des gleichen Jahres wurde Dreyfus endgültig freigesprochen. Zwei Tage später wurde er zum Major und Ritter der Ehrenlegion ernannt. Damit hatte der Antisemitismus in Frankreich politisch ausgespielt. Schon 1902 hatte Drumont eine schwere Wahlniederlage erlitten; nur noch zwei antisemitische Abgeordnete hatten sich halten können. Das französische Volk, der niemals verwirklichten hochfliegenden Pläne müde, hatte sich mit dem republikanischen Regime abgefunden und begann sich vom Verfasser des „Verjudeten Frankreich" abzuwenden. Die alte antisemitische Liga flog vollends in Trümmer, Drumont und sein ehemaliger Mitarbeiter Guérin überschütteten sich gegenseitig mit Schmähungen, und Drumont begann sich alt und müde zu fühlen. 1903 konnte er noch einmal für kurze Zeit eine „Liga zur Steuerverweigerung" mit nur acht Mitgliedern ins Leben rufen, aber 1904 verloren auch die beiden letzten antisemitischen Abgeordneten ihre Sitze. Sein alter Gegner Clemenceau wurde Innenminister, und von nun an hatte er die Lust und den Glauben an sein Wirken verloren. 1907 bot er seine Zeitung Léon Daudet, seinem ehemaligen Mitarbeiter und Sohn seines Jugendfreundes Alphonse Daudet, und Maurras, dem Leiter der „Action Française", an, aber vergebens. Drumont hatte inzwischen jeglichen Kontakt mit dem Publikum verloren, und der ehemals so kämpferische Antisemit entdeckte auf einmal seinen literarischen Jugendtraum wieder: Mitglied der Académie Française zu werden! 1909 bewarb er sich mit einem Rest kleinbürgerlicher Eitelkeit um einen Sessel der Académie, wurde jedoch zugunsten von Marcel Prévost, des späteren Leiters der französischen Propaganda im Weltkrieg, zurückgewiesen. Als er diese Demütigung erfuhr, brach er in Tränen aus.

Digitized by Google

Immer größer wurde nun seine Bitterkeit dem Leben gegenüber, das ihn in seinen letzten Jahren mit Schicksalsschlägen förmlich überschüttete. 1911 vernichtete eine Überschwemmung seine gesamte heißgeliebte Pariser Bibliothek, und im gleichen Jahre mußte er die „Libre Parole" verkaufen. 1914 verlor er durch den Zusammenbruch der Bank Levasseur den Rest seines Vermögens. Er zog sich nun ganz auf seinen Landsitz in Veneux-Nadon (Seine et Marne) zurück und ließ von dort aus sein letztes Buch erscheinen „Sur le chemin de la vie. Souvenirs". In diesen Lebenserinnerungen stellt er fest: „Die Führer haben nicht marschieren wollen, und das Volk wurde deshalb antimilitaristisch" (und daher nicht mehr antisemitisch!). „Es ist doch wahr: es gab einen Tag, wo ganz Paris, der Arbeiter und der Bürger, das revolutionäre und das patriotische Paris, in den Ruf einstimmte: Nieder mit den Juden. Es ist auch wahr: Hätte sich an jenem Tage unter unseren militärischen Führern einer jener schönen Helden von einst gefunden, einer von jenen prächtigen, zu jedem Opfer bereiten Fürchtenichtsen, wie sie uns in der Geschichte des alten Frankreich auf Schritt und Tritt begegnen — dann hätte das Judentum im Staube gelegen!" — Auf einer Reise nach Paris ist Edouard Drumont dann am 5. Februar 1917 gestorben.

In einem Nachruf sagte am Tage darauf Léon Daudet, der ihn einmal als den „révélateur de la race" bezeichnet hatte: „Drumont hat uns gelehrt, unsere Zeit zu verstehen." Daudet gehörte zu den wenigen geistig hochstehenden Franzosen, die sich für Drumont mit Wort und Schrift eingesetzt haben. Außer ihm wäre eigentlich nur noch Georges Bernanos zu erwähnen, dessen Drumont-Biographie „La Grande Peur des Bien-Pensants" 1931 herauskam und eine posthume Rechtfertigung des Lebenskampfes des bedeutenden französischen Judengegners darstellt. Es wäre zu hoffen, daß im Zuge der sich ganz langsam anbahnenden Selbstbesinnung Frankreichs sein Bild eines Tages endgültig der Vergessenheit entrissen wird. Es sei in diesem Zusammenhang nur auf Céline und den Kreis um die antijüdische Zeitschrift „Je suis partout" hingewiesen. Auch die kürzlich erfolgte Gründung eines Lehrstuhles für Rassenfragen in Paris läßt solche Hoffnungen nicht unbegründet erscheinen. Als äußeres Zeichen der Verbundenheit der heutigen antijüdischen Strömungen Europas mit dem ersten großen französischen Vorkämpfer für die antijüdische Idee ließ das französische „Institut zum Studium der Judenfrage" 1941 eine Gedenktafel am Hause Edouard Drumonts in Paris anbringen, um sein Andenken allen Franzosen ehrend ins Gedächtnis zurückzurufen.

Digitized by Google

Otto Weise:

Probleme des französischen Bürgertums

Der französische Zusammenbruch des Jahres 1940 bedeutete für das französische Volk das stärkste Erlebnis seit langer Zeit. Seit vielen Generationen hat Frankreich kein so tiefgreifendes Massenerlebnis kennengelernt, wie die Monate der Niederlage und des darauffolgenden „Exode". Die Affäre Dreyfuß, die Frankreich um die Jahrhundertwende in große Erregung versetzte, hat doch die Grundlagen und das Gefüge des ganzen Volkes nicht erschüttert. Man kann den Zusammenbruch des Jahres 1940 nur mit den erbitterten und leidenschaftlichen Jahren der Französischen Revolution vergleichen. Damals wie heute wird in der ungestümen Bewegung der Volksmassen das Ende eines Regimes offenbar. Freilich drängen sich dem Betrachter Unterschiede, vom französischen Volk schmerzlich empfundene Unterschiede auf. Denn diesmal kam der entscheidende Schlag gegen das vergangene Regime nicht aus dem Inneren des Volkes, sondern von außen. Und welcher Unterschied in der geistigen Situation zwischen heute und ehedem! Damals der hoffnungsfrohe Aufbruch eines ganzen Volkes, der leidenschaftliche, gläubige Kampf um eine neue Ordnung — heute dagegen der Zusammenbruch, das Ende. Und zwar handelt es sich um den Zusammenbruch der damals zwar mit Schmerzen und Anstrengungen, aber doch voller Leidenschaftlichkeit geschaffenen Ordnung unter Umständen, die viele Franzosen als schmählich empfanden. Die Dritte Republik, Erbe und Erfüllerin der revolutionären Ideologie, stürzte in dem Augenblick zusammen, als sie sich der neuen Ordnung, die das bürgerliche Zeitalter abschließen und überwinden soll, entgegenstellte. Dadurch wurde der militärische Zusammenbruch Frankreichs auch ein geistiger Zusammenbruch: denn der Franzose war es gewohnt, seine Nation als die Trägerin des Fortschrittes in der Welt zu betrachten. Die naive Gleichsetzung der eigennationalen mit allgemein verpflichtenden menschlichen Werten hat dem französischen Kulturbewußtsein jahrhundertelang die drängende Kraft verliehen, die dem kulturpolitischen Schaffen Frankreichs innewohnte. Heute muß selbst der Franzose einsehen, daß Frankreich in dem dramatischen Kampfe unserer Jahre um eine neue Ordnung als eine reaktionäre Macht dasteht — diese Erkenntnis bedeutet aber einen Bruch des französischen Kulturbewußtseins.

Dieser Bruch mit der kulturellen und geistigen Tradition fällt zusammen mit einem vorläufigen Ausscheiden Frankreichs aus der unmittelbaren Entscheidung im weiteren Verlauf des Krieges. Frankreich, das seit Jahrhunderten an jeder politischen Entscheidung innerhalb Europas maßgeb-

Digitized by Google

lich beteiligt war, wurde durch seine Niederlage ausgeschaltet aus dem Kampfe und hat keine Möglichkeit mehr zu einem aktiven Eingreifen. Frankreich steht daher auch politisch in einer gänzlich neuen und ungewohnten Situation.

Bruch des kulturellen, Bruch des politischen Selbstbewußtseins — das war für Frankreich die Folge seiner Kriegserklärung an Deutschland. Der Verlust Nordafrikas hat trotz des im allgemeinen nur mangelhaft entwickelten „imperialen Bewußtseins" in Frankreich das Gefühl des Ausgeschiedenseins verstärkt, nachdem ein kurzes Aufflackern der Hoffnung schnell zusammengesunken ist. Dabei bedeutet der Verlust dieser großen und reich entwickelten Kolonien für jeden Franzosen eine sehr fühlbare Verschärfung in dem Kampf um das tägliche Dasein. Jedenfalls ist es diese Verschärfung der Lebensbedingungen, die, mehr noch als ein sicheres Gefühl für die aktuellen weltpolitischen Entscheidungen, dem Franzosen die Tatsache zum Bewußtsein bringt, daß die weltpolitischen Spannungen ihn in seiner Existenz bedrohen. Der Franzose zeigt heute zwar ungeahnte Fähigkeiten bei dem Aufbessern seiner Rationen, aber er verschließt sich im allgemeinen vor der Notwendigkeit einer aktiven Stellungnahme im Ringen unserer Tage. Nichts zeigt die Krise des französischen Menschen deutlicher, denn schließlich handelt es sich um die Nachfahren jener Volksschichten, die einst die Französische Revolution zum Siege führten.

Aber das damals eingeleitete bürgerliche Zeitalter geht auch in Frankreich zu Ende. Es hat sich gezeigt, daß das Abendland noch immer eine geschlossene geistige Einheit ist; kein Teil kann sich den Erschütterungen und Krisen des Ganzen entziehen. In Frankreich ist der Lebensraum des einzelnen, der durch die Französische Revolution ein für allemal im liberalen Sinne umschritten und bestimmt schien, wieder fragwürdig geworden; die Beziehungen zwischen dem einzelnen und der Gesellschaft sind gestört. Über ein neues Gleichgewicht der Gesellschaft, das Ausdruck einer neuen sozialen Wertung sein muß, wird zwar an vielen Stellen nachgedacht — der französische Geist zeigt noch immer eine bewundernswürdige Intensität, aber er denkt und bedenkt noch die alten verflossenen Probleme — im ganzen aber erlebt der Franzose die Zerstörung des alten sozialen Gleichgewichtes leidend und duldend. Nur wenige kämpferische Kreise sind vorgestoßen zu der Einsicht, daß in Not und Leid sich heute in Europa eine neue Form des geistigen und politischen Lebens bildet, die das bürgerliche Zeitalter ablösen wird.

Was ist ein Bürger? Nach der Aussage eines geistreichen Franzosen (André Siegfried) „un homme qui a des réserves". Die Reserven geistiger und materieller Art, die das 19. Jahrhundert uns hinterlassen hatte, sind heute geschwunden oder mindestens im Schwinden begriffen. Das „Rentnerideal", mit dem die französische Lebensform allzuoft und etwas vorschnell charakterisiert wurde, war infolge der Frankenentwertungen der letzten zwei Jahrzehnte bereits im Zerfall begriffen. Der tragende Untergrund des französischen Volkes — Kleinbauern, Kleinbürger und Bürger — war aber noch durchaus unerschüttert. Frankreich war noch immer die bürgerliche

Digitized by Google

Nation par excellence, in einem Augenblick, als in ganz Europa das Bürgertum bereits im Zerfall oder doch in einer tiefgreifenden Umformung begriffen war. Der französische Mensch war das konservativste Element Europas. Im Jahre 1940 erlebten wir das erregende Schauspiel, daß dieser Mensch bereit war, sich zu wandeln; jäh wurde das Land von der Erkenntnis überfallen: „Es muß anders werden!" Aber dieser leidenschaftliche Drang nach einer Wandlung der Lebensgrundlagen und der Staatsform des Landes blieb zunächst vollkommen im Ungewissen und gewann kein klares Bewußtsein von sich selbst. Bald vier Jahre sind seitdem ins Land gegangen. Der Krieg hat sich weiterentwickelt; erst heute übersehen wir seine Ausmaße und seine weltpolitische Bedeutung. Auch innerhalb Frankreichs sind viele Dinge klarer geworden als damals in der ungestümen Bewegung des Zusammenbruchs. Man ist sich in Frankreich der großen Schwierigkeiten, die eine soziale und wirtschaftliche Neuordnung des Staates mit sich bringt, bewußt geworden. Der leidenschaftliche Schwung, der der Niederlage zunächst folgte, genügte nicht, um einen neuen Staat zu formen. Immer wieder stellt man sich in Frankreich die Frage, wer eigentlich heute noch die Kraft hat, um eine Neuformung des Staates vorzunehmen.

Unmißverständlich hat sich gezeigt, daß in Frankreich die Machtgruppen der vergangenen Zeit noch längst nicht abgedankt hatten, sondern daß sie sich mit wachsender zeitlicher Entfernung zur Niederlage, wenn auch hinter den Kulissen, heftig wieder regten. Der Traum eines neuen nationalfranzösischen Sozialismus ist noch immer nur der Traum einer kleinen Elite, verschiedener politischer Gruppen in der Nachfolge Proudhons und Georges Sorels, die aber unter sich noch immer nicht die rechte Abstimmung ihrer oft einander widersprechenden Forderungen gefunden haben. Die kluge Realpolitik Pierre Lavals wird noch immer in vielen Kreisen des französischen Volkes mißverstanden und falsch gedeutet. Demgegenüber steht die Schar der Gaullisten — die kleiner ist als man gemeinhin glaubt — und Giraudisten, die aber in ihren unklaren politischen Formulierungen und ihrem Festhalten an veralteten Werten dem Franzosen in seinem geistigen Kampfe recht wenig zu bieten haben. Immerhin haben die reaktionären konservativen Kreise ebenso wie die äußerste Linke in der mit Mühe zusammengekommenen nordafrikanischen Koalition einen Blickpunkt gefunden.

Auch im Inneren Frankreichs sind viele Anzeichen dafür vorhanden, daß die Spannungen und Zwiste der vergangenen Zeit noch weiter bestehen; z. B. der alte Gegensatz zwischen laizistischen und klerikalen Gedankengängen, der in der französischen Politik so lange Zeit eine große Rolle gespielt hat. Er ist nicht durch die Zeitumstände erledigt worden. Viele Anzeichen lassen vielmehr darauf schließen, daß dieser Kampf noch lange nicht abgeschlossen ist. Freidenkerisches und religiöses Weltgefühl stehen sich noch immer gegenüber, aber ihre Machtpositionen sind deutlich seit der Niederlage einem Wandel unterworfen. In dem 1940 begonnenen Abschnitt des Kampfes zwischen beiden Weltanschauungen ist der Laizismus von vornherein geschwächt eingetreten. Denn die Parteien, die für den

Digitized by Google

Kriegsausbruch verantwortlich zeichneten — die Radikalsozialisten und Sozialisten, d. h. also vor allem die laizistischen Parteien — sind durch die Ereignisse am meisten kompromitiert worden. So wenig aber der Gedanke eines eigenständigen französischen Sozialismus durch die Haltung der S.F.I.O. zunichte geworden ist, so wenig ist der Gedanke des Laizismus durch die Haltung Daladiers und Genossen geschmälert worden. Der Laizismus ist vielmehr eine echte existentielle Möglichkeit des französischen Geistes mit einer langen Tradition, die in Zeiten zurückreicht, wo es überhaupt noch keine Radikalsozialistische Partei gab.

Nach der Niederlage zeigte es sich, daß starke klerikale Kräfte die Reaktion gegen die Kriegsschuldigen zu einer Reaktion gegen den Laizismus umdeuteten. Der Kampf gegen die Freimaurerei wurde ein Kampf gegen den Laizismus. In welcher Richtung diese starken Kräfte arbeiten, zeigt die Tatsache, daß der Sturz Lavals im Dezember 1941 von vielen Seiten auf rechtsradikale, konservative Machenschaften zurückgeführt worden ist. Es ist aber nicht anzunehmen, daß ein politischer Katholizismus beim Neubau Frankreichs eine Rolle spielen wird, so wenig die echten religiösen Kräfte des Landes, soweit sie auch im Katholizismus ihre religiöse Form gefunden haben, davon ausgeschlossen sein dürfen. Daß die Synthese einer katholischen Haltung mit dem Gedanken eines französischen Sozialismus vereinbar ist, beweisen Lehre und Leben eines Charles Péguy — dabei ist jedoch bezeichnend, in welch einseitiger Weise dessen Werk in den letzten Jahren interpretiert worden ist. Das Abflauen der Péguy-Mode in Frankreich wird nun endlich die Möglichkeit geben, das Werk dieses Mannes so zu würdigen, daß es für die Zukunft fruchtbar sein wird.

Die sozialistischen und syndikalistischen Kräfte Frankreichs sind sich der von den reaktionären Elementen herandrohenden Gefahren bewußt. In jedem Falle ist auch in den schweren Tagen, die Frankreich heute durchleidet, der Kampf zwischen Laizismus und Klerikalismus noch lange nicht zu Ende, und es ist angesichts der heftigen Reaktion, die heute in den fortschrittlichen Kreisen Frankreichs zu spüren ist, nicht anzunehmen, daß der Kampf vorzeitig zugunsten der reaktionären Kräfte entschieden werden wird.

Dies alles sind Spannungen, die dem einzelnen Franzosen im Alltag wenig bewußt werden. Allzu leicht rettet er sich vor den Spannungen der Gegenwart in die Vergangenheit. Der „français moyen" lebt heute, zwar in einem dunklen Empfinden, daß seine Welt zerschmettert wurde, aber er begnügt sich doch allzu leicht mit Restbeständen der alten bürgerlichen Gedankenwelt. Das Beharrungsvermögen der bürgerlichen Kreise ist so groß, daß sie — trotzdem die eingetretenen Erschütterungen sich so schmerzhaft auswirken — doch versuchen, ohne Wandlung zu leben, und die Tatsache zu ignorieren, daß der tragende Grund ihrer Existenz völlig zusammengebrochen ist. Es zeigt sich in Frankreich oft eine gefährliche Tendenz, die Erschütterung des Jahres 1940 zu vergessen und aus dem Bewußtsein zu verdrängen.

Digitized by Google

So leben viele Franzosen heute: sie erleben nicht, sie leben dahin . . . Dabei hilft ihm eine typisch französische Eigenschaft: „il se débrouille" — eine Eigenschaft, deren gelegentliche Nützlichkeit nicht geleugnet werden soll, die aber dann gefährlich wird, wenn mit ihrer Hilfe prinzipielle Entscheidungen immer wieder hinausgezögert und sogar verhindert werden. Nicht umsonst richteten sich nach der französischen Niederlage viele französische Stimmen gegen die „débrouillage", gegen das „système D". Es ist nicht zu erwarten, daß dieses Dahinleben, dieses Sichdurchmogeln, die Flucht vor der Entscheidung dem französischen Volke eine künftige Lebensmöglichkeit geben wird.

Die stärkste Gefahr, die heute Frankreich droht, kommt von seiten derer, die keine Entscheidung mehr suchen und vor dem Anruf des Schicksals fliehen. Der so oft zitierte „Attentisme" ist keine echte politische Haltung, sondern zeigt lediglich das Unvermögen, die Apathie mancher Kreise des französischen Volkes, über welche klarblickende Franzosen sich in den letzten Jahren mehr und mehr beklagten. Das erbarmungslose Bombardement, das so viele französische Städte heute erleiden, hat die Hoffnung auf ein angelsächsisches Eingreifen schnell dahinschwinden lassen. Viele Franzosen stehen dieser Haltung ihrer einstigen Verbündeten fassungslos gegenüber. Mers-el-Kebir, Dakar, selbst Nordafrika — alles das lag im Grunde jenseits des Horizontes des französischen Bürgers —, aber heute ist der Feind selbst im Lande zu spüren, und es zeigt sich, daß er nicht gewillt ist, den einstigen Bundesgenossen zu schonen. Vielleicht wird diese Tatsache manchem die Augen öffnen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, diese Überschau mit einer Prognose zu beenden. Das Schicksal Frankreichs ist unlöslich mit dem Ausgang des großen Ringens unserer Tage verbunden. Sein Ausgang wird schließlich auch das Schicksal des französischen Bürgertums entscheiden. Ob es nach bolschewistischem Muster verschwinden wird, ob es den kapitalistischen Mächten noch mehr verfallen, oder ob es die wertvollen Elemente seiner Tradition, d. h. die Elemente, die Frankreich zu einem wesentlichen Bestandteil Europas gemacht haben, hinüberretten wird in eine neue Zeit des in nationalem Sozialismus geeinten Europa — das sind die wesentlichen Fragen, vor denen Frankreich heute steht. Hier fordert das Schicksal von Frankreich eine Entscheidung: es steht nicht willenlos im Strudel der weltpolitischen Ereignisse, es kann vielmehr selbst in hervorragendem Maße bestimmen, welche Rolle es in einem kommenden Europa spielen will. Von dem Maße seiner Mitarbeit und seines Beitrags in diesem Ringen, von der Klarheit seines geistigen Bemühens wird diese Rolle wesentlich bestimmt werden. Manche wichtige Stunde scheint dabei schon versäumt worden zu sein — fast vier wichtige Jahre liegen hinter Frankreich, in denen nicht immer alle Gelegenheiten benutzt worden sind und oft die dunklen Gegenkräfte hinter den Kulissen zu spüren waren. In jedem Falle muß Frankreich sich bewußt werden, daß das bürgerliche Zeitalter sein Ende gefunden hat und daß eine bürgerliche Lösung — selbst wenn sie anknüpft an die revolutionären kämpferischen Ideen des 18. Jahrhunderts und nicht mehr an die kompro-

Digitized by Google

mittierten Formen der Dritten Republik — nicht mehr möglich ist. Frankreich steht heute zwischen einem Nicht-mehr und einem Noch-nicht. Während eine kleine Elite sich bereits kämpferisch für die neue Zeit einsetzt — die P.P.F. Jacques Doriots, die N.R.P. Marcel Déats und der Francisme Marcel Bucards sowie einige kleinere Gruppen —, bleibt die Masse des französischen Bürgertums noch unentschieden und zeigt noch immer die Unfähigkeit zum Erfassen politischer Situationen, die die Dritte Republik zu ihrem Unheil so oft bewiesen hat.

Digitized by Google

Karl Funk:

Die Gedanken Mirabeaus über die Freimaurerei

In der historischen Revue, die unter dem Namen „Extrait de la Révolution Française" (Revue historique) von einem bekannten Freimaurer, J.-C. Colfavru, in Paris herausgegeben wurde, findet sich im 2. Jahrgang Nr. 4 (Oktober) 1882 ein Aufsatz „Les Idées de Mirabeau sur la Franc-Maçonnerie". Es lohnt sich sehr, diesen Aufsatz in vollem Umfange bekanntzugeben, da darin Mirabeaus Gedanken, nach denen er in der Revolution bis zu seinem Tode (April 1791) gehandelt hat, zum Ausdruck kommen. Zahlreiche Bemerkungen, die dazu erforderlich sind, sind der Übersetzung des Mirabeau'schen Mémoires angefügt.

Die Schriftleitung der genannten Revue schickt der wörtlichen Veröffentlichung des Mirabeau'schen Mémoires folgende Vorbemerkung voraus:

„Schon früh trat Mirabeau in Frankreich in die Freimaurerei ein. Er begriff mit gewohntem Scharfblick und seiner gesteigerten Intelligenz, welch Hilfsmittel im Kampf gegen den Despotismus und für die Freiheit eine Gesellschaft sein konnte, die seit Menschenaltern bestand und Anhänger in der ganzen Welt hatte.

Seit 1777 trug sich Mirabeau mit dem Gedanken, die Freimaurerei in den Dienst der großen politischen Revolution zu stellen, die er für notwendig hielt und die ihm damals schon unvermeidlich schien. Er befand sich zu diesem Zeitpunkt in Holland und arbeitete für eine holländische Loge, in der er großes Ansehen genoß, einen Organisationsplan aus, der bis zum Jahre 1834 unveröffentlicht geblieben ist. In diesem Jahre veröffentlichte ihn der Stiefsohn Mirabeaus, Lucas-Montigny, nach einem Manuskript, das ganz vom Sekretär Mirabeaus geschrieben, aber von dem großen Redner selbst durchkorrigiert war. Unglücklicherweise blieb dieser Organisationsplan in einer achtbändigen Sammlung vergraben, die sehr selten geworden ist und die Lucas-Montigny unter dem Titel „Biographische, literarische und politische Erinnerungen Mirabeaus" (Mémoires biographiques, litéraires et politiques de Mirabeau) veröffentlicht hat. Wenn wir diese Erinnerungen heute ans Licht ziehen, so beweisen wir damit wieder einmal die Richtigkeit der Auffassung einiger Schriftsteller, daß enge Beziehungen zwischen der Freimaurerei und der Französischen Revolution bestehen."

Es folgt nun die Arbeit Mirabeaus.

Mémoire

betreffend eine innerhalb des Freimaurer-Ordens zu stiftende geheime Gesellschaft, um den Orden auf seine wahren Grundsätze zurückzuführen und sie so zum Wohl der Menschheit sich wirkungsvoll auswirken zu lassen; zusammengestellt von Br .·. Mi— z. Zt., im Jahre 1776, Arcésilas genannt.

Vorwort.

Diejenigen, welche ohne besondere Erleuchtung im Geist und ohne Begeisterung im Herzen, nur zur Befriedigung einer Neugier oder irgendwelcher andrer Interessen, in den Orden der Freimaurer eingetreten sind, finden in der Regel keine Befriedigung und werden den Orden oft wieder verlassen, sofern nicht gesellschaft-

Digitized by Google

liche Annehmlichkeiten oder andre Erwägungen sie davon zurückhalten. Aber diejenigen, die weiter denken können, müssen zu andern Auffassungen kommen und erkennen, wieviel an Nützlichem und Bedeutendem es in einem Weltbund geben muß, dessen Söhne aus allen Ländern stammen. Hier vereinigt sich eine große Anzahl aufgeklärter Menschen, die meisten von vornehmer Herkunft, vermögend und von guter Erziehung, in einer Institution, deren Ziel ist, die Geister zur Erkenntnis eines Weltschöpfers in der Natur zu fuhren und sie die ursprünglichen Beziehungen zwischen Brüderlichkeit und Gleichheit, die zwischen allen Menschen bestehen, erkennen zu lassen. Daraus entsteht die Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe, zur Arbeit am Wohl der Menschheit. Diese Verpflichtung ist der ewige Inhalt aller Riten, aller Reden und aller Taten.

Wer das erkannt hat, muß trotz des Verdrusses, den ihm einige lästige Bindungen verursachen, und trotz der Erkenntnis, daß man bis jetzt von den ebenso großen wie schönen und bewunderungswürdigen Mitteln so wenig Gebrauch gemacht hat, wenigstens versuchen, diese Gesellschaft, sobald er zu ihr gehört, zu stützen. Wenn er selbst nicht das Glück hat, die Zeit zu erleben, in der die mit Recht erwarteten Früchte reifen, so ist die Nachwelt wenigstens in der Lage, ein so wertvolles Mittel anzuwenden, um die allgemeine Glückseligkeit der Menschen herbeizuführen.

So wenig auch der jetzige Zustand im ganzen Orden wie in der einzelnen Loge, in der ein Bruder wirkt, den Ideen entspricht, die über den Zweck des Ordens und dessen künftige Taten gelehrt werden, so darf doch kein Bruder sich vom Orden trennen und die Suchenden nicht vom Eintritt in denselben zurückhalten. Wenn an mehreren Orten nichts weiter geschieht als die Ausübung der einfachsten Liebestätigkeit gegen die Bedürftigen und wenn in andern Fällen die ganze Tätigkeit überhaupt keinen wesentlichen Einfluß auf das Wohl der Menschen hat, und wenn sogar, wie es nur zu oft geschieht, Kleinigkeiten an Stelle großer Mittel treten, die man aber auch bei fehlender Aufklärung, unter Ausschaltung von Kleinigkeiten, beschränkten Ansichten und Interessen-Leidenschaften mehrerer Mitglieder für unendlich größere und entscheidendere Aufgaben im Interesse der Menschheit hätte verwenden können, so muß man sich doch sagen,

daß die Liebestätigkeit der Brüder schon etwas Großes und Verehrungswürdiges ist;

daß das Wenige, was man für die Menschen getan hat, wenn auch oft schlecht geleitet, doch immer der Teilnahme und der Achtung würdig ist;

daß das schon ein wichtiges Anzeichen für dasjenige ist, was der Orden bei gutem Willen tun kann, und auch dafür, was er tun wird, wenn das wahre Licht und die daraus sich ergebende Liebe zur Menschheit noch weiter verbreitet sein werden.

Aber das alles wird aufhören und kann nicht mehr bestehen, wenn infolge irriger Anschauungen und verdammenswerter Ungeduld die besten Geister den Orden verlassen und so allmählich seine Auflösung herbeiführen. Das Erwartete kann nur eintreten, wenn man die Begeisterung unter den Brüdern pflegt und das Vereinigungsband immer enger schlingt.

Wenn das Herz des Bruders der Liebe zur Menschheit fähig ist, wenn er nicht von der üblichen Verseuchung der Gesellschaft, dem kältesten Egoismus angesteckt ist, der allein das Augenblicksinteresse im Sinne hat und der nicht für Begeisterung jeglicher Art, weder für Tugend noch Ruhm empfänglich ist, wird ihn die Menschenliebe eng an den Orden fesseln und ihn deren Wesen lieben lassen. Sie wird ihn dahin bringen, die wahren Grundsätze und deren Anwendung fortzupflanzen und sie andern in geeigneter Weise zu übermitteln, besonders den jungen Brüdern, durch Rede und Beispiel. Solche Gedanken und Empfindungen werden den Bruder

Digitized by Google

leicht über alle kleinen Unannehmlichkeiten hinwegführen, wie man ihnen in allen Logen begegnet, sei es infolge falscher Anordnungen, wie man sie alltäglich erlebt, sei es bei den meisten Mitgliedern infolge Fehlens von Aufklärung, Edelmut, Weisheit und Tugend.

Der Leichtsinn und die Dummheit der Athener hinderten Demosthenes, Phocion und andre hervorragende Bürger dieser Republik nicht, ihr bis zum Tode weiter zu dienen. So haben die größten Männer des Altertums ihrem Vaterlande gegenüber gedacht; so muß auch ein aufgeklärter Bruder zu seinem Orden stehen.

Wenn die Geister immer aufgeklärter werden, wenn die Menschen, die infolge der despotischen Macht der Regierungen in häßlichem Egoismus befangen sind, beginnen, ihre Empfindungen zu weiten und über das Gemeinwohl zu wachen, und zwar unter der unerträglichen Last derselben Gewalt, die die Spannkraft ihrer Seele gebrochen hatte, dann scheint die Zeit gekommen, wo die aufgeklärtesten und hochherzigsten Brüder sich vereinigen sollten, um den Orden allmählich dem großen Ziel zuzuführen, das er zu erreichen fähig ist. Dann wird er bei richtig erfaßter Gelegenheit in der Lage sein, wirkungsvoll zum Glück aller Menschen beizutragen, auch derjenigen, die nicht zum Orden gehören. Hierfür wäre es nun zweckmäßig, einen geheimen Bund aus den tugendhaftesten, humansten und aufgeklärtesten Brüdern nach folgenden Grundsätzen zu gründen:

Grundsätze des Geheimbundes der Brüder.

Der Zweck dieses Bundes soll sein, wirksam für die Aufgabe zu arbeiten, die der ganze Orden der Freimaurer sich gestellt hat: das Wohl der gesamten Menschheit.

Um diese Aufgabe zu erfüllen, ist Kenntnis der Mittel, mit denen man dazu gelangt, nötig.

Vornehmlich und in erster Linie hängt das Glück jedes Menschen von dem Grad der Weisheit und der Tugend ab, die ihnen der höchste Baumeister verliehen hat. Eine beliebige Gesellschaft kann jeden einzelnen Menschen nicht zwingen, weise und tugendhaft zu sein, das wäre ein unsinniges Unterfangen. Aber man kann vielen Menschen die Möglichkeiten, Tugend und Weisheit zu erwerben, näher bringen, und das ist eins der Ergebnisse, das der Bund nie aus dem Auge verlieren sollte, ein Ergebnis, das er auch erreichen kann, wenn er nur daran arbeiten will.

Es liegt in der Natur der Weisheit und der Tugend, daß das Bekenntnis zu ihnen demjenigen immerwährend zum Vorteil ausschlägt, der sich eben dazu bekennt; wenn es dennoch so viel Menschen gibt, die scheinbar vom Gegenteil überzeugt sind, so liegt das daran, daß ihnen das geistige Auge fehlt, solche Wahrheit zu sehen oder, bevor sie zu besserer Erkenntnis gelangen konnten, schon verdorben und unverbesserlich geworden sind.

Man muß deshalb die Menschen, auf die man Wert legt, aufklären, um sie weise und tugendhaft zu machen, und diese Aufklärungsarbeit muß schon in ihrer Jugend einsetzen.

Die Hauptgrundlage für die Arbeiten des Bundes, einer seiner Kardinalgrundsätze, aus dem sich seine Regeln herleiten, sollte in der Sorge liegen, die Kenntnissphäre so weit als möglich auszudehnen, nicht so sehr nach der Tiefe als nach der Breite.

Ich lege das dahin aus:

Es sind nicht die wissenschaftlichen Forschungen, denen der Bund seine Mühe und Arbeit widmen soll. Die aus dem Bunde sich ergebenden Vorteile sind ohnehin ein mächtiges Antriebsmittel, daß Männer der Wissenschaft sich ihm widmen.

Wenn es indessen den Mitgliedern des Bundes möglich ist, ohne wichtigeren Ergebnissen zu schaden, nützliche Entdeckungen im allgemeinen oder in Einzelfällen zu fördern, so handeln sie vollkommen im Geiste des Ordens.

Digitized by Google

Man muß nützliche Wahrheiten und Kenntnisse, die schon vielen Personen eigen sind, verbreiten und sie zu den Volksklassen bringen, die man gewinnen muß. Dadurch wird man wirksam an der Aufklärung und Vervollkommnung der Menschheit arbeiten.

Es liegt an den Fehlern der Erziehung, daß Unwissenheit unter Menschen aller Stände herrscht, ausgenommen einige glückliche Geister und die Männer der Wissenschaft von Beruf; die Unwissenheit verführt so viele junge Leute zu Lastern, hält so viele andre Personen in Gedankenlosigkeit fest, wodurch sie in tausend Verirrungen fallen und für ihr ganzes Leben unfähig zum Denken und nützlicher Beschäftigung gemacht werden.

Solche törichte Erziehung läßt die Menschen die Wissenschaften verachten und nimmt ihnen jede Aufnahmefähigkeit, raubt 999 von 1000 Personen die Gewöhnung ans Lesen, die den Verlust der Gedankenarbeit nach sich zieht, die die Menschen vor einer unbegrenzten Anzahl von Lastern und widerwärtigen Dingen bewahren und ihren Geist gegen die Langeweile wappnen würde.

Man muß sich also um eine Änderung der Erziehung bemühen. Der Bund ist dazu da, alle neuen Entdeckungen zu prüfen und zu fördern, die sich auf diesen Gegenstand beziehen. Er muß alles das in die Praxis umsetzen, was der gesunde Menschenverstand, verbunden mit Erfahrung, als geeignet erkennen läßt, wahre und nützliche Kenntnisse zu verbreiten und mehr Menschen aufnahmefähig dafür zu machen.

Danach wird die Einführung der Vernunft, des gesunden Menschenverstandes, einer gesunden Philosophie in die Erziehung aller Rangklassen der Menschen das erste Ziel des Bundes sein.

Wir kommen zum Zweiten: Nehmt an, die Menschen wären so weise und tugendhaft, wie eine gute Erziehung sie machen kann, ihr werdet sehen, daß das allein für ihr Glück nicht ausreichend ist. Ein sehr weiser und sehr tugendhafter Mensch kann sehr unglücklich sein, wenn er an Gicht oder Blasensteinen leidet. Er wird zwar weniger darunter leiden als ein mit den gleichen Leiden behafteter törichter und lasterhafter Mensch, aber er wird trotzdem leiden.

Es ist klar, daß der beabsichtigte Bund den Einflüssen der Natur, die der höchste Baumeister in die Schöpfung seines Weltgebäudes eingefügt hat und die den Menschen oft so seltsam erscheinen, nicht gut Grenzen setzen kann.

Aber es gibt noch andre Hindernisse, die sich dem Glück, dessen sich der Mensch erfreuen kann, in den Weg stellen, und diese Hindernisse werden alle von der Regierung und der Gesetzgebung verursacht. Man stelle sich z. B. vor, daß ein Mensch, möge er noch so weise und tugendhaft sein, sehr unglücklich sein kann, wenn man ihn seinen Eltern, seiner Frau, seinen Kindern oder seiner Geliebten entreißt, um ihn beispielsweise nach Amerika zu schicken, um dort einen gewaltsamen Tod zu finden. Oder wenn er, er wie seine Kinder, Leibeigene auf Lebenszeit sind? Wenn er, anstatt für sich, seine Familie und seine Haustiere zu arbeiten, Frondienste leisten muß? Oder wenn er auf Grund des erlernten Gewerbes sich selbständig machen und dann das Mädchen seiner Liebe heimführen will, das aber doch nicht kann, weil er die Kosten zur Erlangung der Meisterschaft zu bezahlen nicht in der Lage ist, wenn er sich nicht des letzten Groschen (sou) entäußern will, mit dem er seine Lage verbessern könnte? Oder wenn eine wenig glaubwürdige Anzeige schon genügt, um ihn in Haft und Untersuchung zu bringen? Und kann schließlich ein weiser und tugendhafter Mann glücklich sein, wenn er unterdrückt, verbannt, vergiftet, getötet werden kann von einem Mächtigeren, dem er nicht gefallen hat?

Das ist einfach Despotismus mit allen seinen Folgen, der eine der größten

Digitized by Google

Geißeln der Menschheit darstellt; der zweite Grundpfeiler des Bundes müßte sein: Verbesserung des jetzigen Regierungs- und Gesetzgebungssystems.

Solche Verbesserung kann im einzelnen oder im allgemeinen, allmählich oder plötzlich, geheim oder in Aufsehen erregender Öffentlichkeit vorgenommen werden.

Die Verbesserung in solcher Öffentlichkeit wird nicht dem Geist des beabsichtigten Bundes entsprechen, das widerspricht den Statuten des Ordens und könnte für die Menschheit selbst gefährlich werden. Ehrgeizige benutzen gern unruhige Zeiten, um die große Menge in ihren engmaschigen Netzen zu fangen oder ihr ein immer härteres Joch aufzulegen und um diejenigen, die nur die Heilung der gegenwärtigen Mißstände wollen, ganz im Gegensatz dazu ins Chaos mitzureißen.

Lebende Beweise dafür sind Cromwell und der derzeitige König von Schweden[1], die ihre Anhänger weit über das Ziel hinausführten, das sie ursprünglich erstrebten.

Sehr wohl aber kann der Bund daran arbeiten, eine allmähliche Verbesserung der Gesetzgebung und Regierung einzuführen, ein Projekt, das keineswegs als utopisch zu bezeichnen wäre. Dennoch wird jeder fühlen, wie nötig es ist, diese letzte und höchste Aufgabe des Bundes geheimzuhalten und nur zuverlässigen Personen zu eröffnen. Dann werden die Ergebnisse herrlich werden, würdig aller Bemühungen des Ordens, würdig des Ordens selbst.

Wenn jemand die Ausführung für absolut unmöglich erklären sollte, so würde ich ihm antworten, daß mit Geduld, Standhaftigkeit und Verschwiegenheit alles möglich wird.

Wenn ein Mitglied des Bundes die Möglichkeit hat, Einfluß auf die Regierungsgeschäfte auszuüben, oder wenn es auch nur in der Lage ist, Personen, die solchen Einfluß haben, zur Tat anzuspornen, so wird seine Arbeit die Menschen des betreffenden Landes oder Ortes von einer Fessel befreien. Der nächste, der im gleichen Sinne arbeitet, wird weitere Fesseln lösen, und so wird allmählich mit Klugheit und gesundem Menschenverstand der Despotismus in die Grenzen von Vernunft und Recht gebannt werden.

Ich werde ein treffendes und neues Beispiel dafür anführen, was eine festgeschlossene und kluge Körperschaft leisten kann. Wenn dies Beispiel auch einer teuflischen Institution entlehnt ist, so kann es doch immerhin als Beweis für die Macht der Klugheit und der Zeit gelten.

Ich meine die Gesellschaft der Jesuiten. Was hat sie nicht alles ausgeführt? Zweifellos ist sie es gewesen, die die Freiheit der Menschen auf den Altären des Aberglaubens und des Despotismus geopfert hat, um dann beide ihrem eigenen Ehrgeiz zum Opfer zu bringen. Die Jesuiten wollten die Menschheit verdummen, um sie dann zu beherrschen. Wir haben vollkommen entgegengesetzte Absichten, wir wollen die Menschen aufklären und sie frei und glücklich machen. Wir müssen und können das mit denselben Mitteln erreichen, und wer könnte uns hindern, gerade das zum Guten zu gebrauchen, was die Jesuiten zur Erreichung ihres bösen Zwecks verwandt haben!

Übrigens haben wir große Vorteile vor ihnen voraus: kein Gewand, keine äußeren Gebräuche, die uns erkenntlich machen, kein sichtbares Oberhaupt, das uns auflösen könnte. Bei jedem Sturm, der uns bedrohen sollte, könnten wir untertauchen, um an andern Orten und zu andern Zeiten wieder an die Oberfläche zu kommen. Auch könnten keine ehrgeizigen oder sonstigen Sonder-Absichten Argwohn erregen.

[1] Es ist sehr merkwürdig, daß Mirabeau gerade diesen König, nämlich Gustav III., zum Beweise heranzieht, der doch durch die Beseitigung der ständischen Adelsverfassung gerade im Sinne dieser Grundsätze handelte. Gustav III. fiel deshalb einer Adelsverschwörung zum Opfer.

Digitized by Google

Wenn man nur im geringsten so verfährt in der Auswahl der Mitglieder und in der Sorgfalt, sie einzugliedern und ihnen die richtige Auffassung über unseren Bund beizubringen, dann ist ein Mißerfolg unmöglich. Pythagoras und seine Schüler haben in dem „Groß-Griechenland" genannten Teil Italiens einen ungefähr ähnlichen Bund gegründet. Wir verehren mit Recht diesen erleuchteten Freimaurer, und er könnte uns bei unsrer Absicht als Vorbild dienen.

Nachdem ich so die Grundsätze des Bundes aufgestellt habe, werde ich versuchen, einige sich daraus ergebende Satzungen zu skizzieren, wobei ich die Brüder, die sie lesen werden, bitte, ihre Bemerkungen hinzuzufügen.

Satzungen des zu gründenden Bundes.

Kapitel I.

(Allgemeine Satzungen.)

1. Dieser Bund wird ohne Einschränkung mit dem Orden der Freimaurer verschmolzen, also eng mit ihm verbunden; man kann dem Bunde nur beitreten, wenn man bereits in den Orden aufgenommen ist.

2. Die Aufnahme in den Bund findet in einer Einweihungsfeier statt, die im Grunde genommen der in den anderen Graden des Ordens ähnlich ist. Die Form entspricht den Zielen des Bundes, wofür die beitretenden Brüder das Ritual selbst festsetzen werden. Ist es einmal bestimmt, so kann es nur durch allgemeinen Beschluß geändert werden.

3. Der Bund wird zwei Hauptgrade haben: im ersten wird den Eingeweihten das wahre Ziel des ganzen Ordens bekannt gemacht, das Wohl der Menschheit, ebenso der Plan, wie daran wirksam zu arbeiten ist. Das allgemeine System des Bundes ist zu erläutern, ferner der eine seiner Grundsätze, nämlich der Plan, die Erziehung der Menschen zu reformieren und auf weitere Kreise auszudehnen und alles darauf Bezughabende mit vereinten Kräften zu fördern.

Im zweiten Grade, in den niemand aufgenommen wird, der nicht unzweifelhaft Beweise seines Eifers für das Wohl der Menschheit gegeben hat, wird der zweite Grundsatz bekannt gemacht, nämlich die Verbesserung der Regierungen und der Gesetzgebung sowie die Herbeiführung einer gerechten Freiheit unter den Menschen.

4. Alle Mitglieder müssen Freimaurer sein und sich eifrig in der Ordensarbeit zeigen, weil das einerseits eine ausgezeichnete allgemeine Geistesschulung ist, andererseits um so zu Rangstellen in den Logen zu gelangen. Die gesammelten Kräfte der Logen sind ohne deren Vorwissen in den Dienst der Bundesaufgaben zu stellen, die ja auch die der Freimaurerei sind. Die Logen, an deren Spitze Brüder Mitglieder des Bundes stehen, werden aufgeklärte Logen (Loges éclairées) genannt.

5. Der Bund wird nach dem Vorbilde des Ordens in Provinzen eingeteilt und muß in jedem größeren Staat einen Vorort haben, aber ohne absolute Autorität. Die großen Arbeiten, die eine allgemeine Zusammenfassung der Kräfte erfordern, werden durch Stimmenmehrheit entschieden, zunächst in jeder Loge des Bundes, dann in der gemeinsamen Bundesversammlung aller Logen. Außerdem sollen jede einzelne Loge für sich oder einige in freiwilliger Zusammenfassung für die Aufgaben des Bundes in ihren Bezirken arbeiten. Sie haben darüber an den Vorort zu berichten, der seinerseits die andern Logen davon in Kenntnis setzt.

6. Drei Mitglieder des höchsten Grades des Bundes können eine Loge bilden und andre darin aufnehmen, um unter gebotener Vorsicht die Ziele zu verbreiten; sie haben über alle diese Schritte dem Vorort zu berichten.

Kapitel II.

(Eigenschaften des Aufzunehmenden.)

1. Es muß Grundregel sein, niemals einen Fürsten, gleichgültig, wer es ist, in den Bund eintreten zu lassen, und wäre er ein Gott der Tugend. Wenn man ihnen

Digitized by Google

den Bund nicht ausdrücklich verschweigt, werden sie ihm unfehlbar schaden wie sie der Freimaurerei geschadet haben. Aber Männer der Gesellschaft, vorausgesetzt, daß sie die Vorurteile ihres Standes überwunden haben, sind wertvolle Mitglieder des Bundes, weil ihre Ehr- und Treu-Auffassung hinsichtlich übernommener Pflichten sie nur um so anhänglicher an den Bund machen wird; auch die Furcht, die Achtung ihrer Freunde zu verlieren, wird sie immer gewissenhafter in der Pflichterfüllung machen. Schließlich setzt sie die Gewißheit, kraft ihrer Geburt zu den hervorragendsten Stellungen zu gelangen, am besten in die Lage, für die beabsichtigten großen Ziele wirksam zu arbeiten; sie werden auch nicht fürchten, ihren eigenen Interessen zu schaden, wenn sie Freiheit und Wohl der Menschheit fördern. Daß sie außerdem oft selbst die ersten Opfer des Despotismus sind, dazu brauchen sie ihre Blicke nur nach England zu lenken. Haben die Lords vielleicht deshalb ihre eigenen Rechte und Ansehen eingebüßt, weil sie nicht Unrecht begehen und Unterdrückungen üben durften? Hat etwa die völlige Abschaffung des Frondienstes ihre Ländereien im Ertrag wesentlich gemindert? Nein, im Gegenteil, denn die Freiheit ist jedermann nütze, nur nicht dem Despoten und dem ungerechten und grausamen Menschen.

2. Der Aufzunehmende muß ein Mann von Besitz sein, den Vermögen neben seinen Fähigkeiten gegen Not sichern. Die Armut läßt den Menschen nur an Besserung seiner eigenen Verhältnisse denken. Einem Manne in dieser Lage, auch wenn nur die Gefahr droht, in Armut zu verfallen, kann man einen Plan wie den unsrigen nicht anvertrauen.

3. Wie die strengste Rechtschaffenheit eine unabänderliche Bedingung für jeden Aufzunehmenden sein muß, so ist auch dringend erforderlich, daß er in geordneten Verhältnissen lebt. Ein verschwenderischer Wollüstling verliert sein Vermögen, und sei es noch so groß, und er wird dann geneigt sein, vor vielen tadelnswerten Maßnahmen zum Ausgleich seiner Verluste nicht zurückzuschrecken; er wird in solchem Zustande oft nicht in der Lage sein, seinen Pflichten gegenüber dem Bund nachzukommen, ja er wird dessen Belange verletzen und schließlich zum Verräter werden.

4. Da Lebenserfahrung nötig ist, wird man niemanden zulassen, der noch nicht das 30. Lebensjahr vollendet hat.

5. Der Aufzunehmende muß in der Freimaurerei wenigstens die ersten drei Grade erhalten und ihr wenigstens drei Jahre angehört haben. In dieser Zeit muß er an den Arbeiten einer oder mehrerer Logen treu teilgenommen und Beweise für seine Lebensklugheit und seine Hingabe an das Gemeinwohl gegeben haben.

6. Außer einer vollkommenen Rechtschaffenheit muß der Aufzunehmende noch weitere Eigenschaften besitzen: Entschlossenheit, eine männliche und mutige Denkungsart und Sinn für Ruhm und Ehre. Der Bund darf auch nicht zu große Opfer fordern; täte er es, so würde aus Mangel an Mitgliedern sein Fortbestehen in Frage gestellt sein. Aber ohne die Forderung an Mut und Standhaftigkeit kann man nicht auf die Hingabe eines Menschen an seine Verpflichtungen rechnen. Von allen Charaktereigenschaften der Welt sind die, mit denen man am wenigsten erreichen kann, Furcht und Leichtsinn, auch dann, wenn ein Mensch sonst noch zahlreiche gute Eigenschaften und alle erdenklichen Fähigkeiten besäße.

7. Der Aufzunehmende muß eine gute Erziehung genossen haben, aufgeklärt sein und über Kenntnisse verfügen, sich den Wissenschaften widmen sowie der Beschäftigung mit andern nützlichen und ernsthaften Dingen.

8. Jeder bigotte Mensch muß ipso facto vom Bunde ausgeschlossen sein. Das heißt aber nicht, daß nur religionslose Menschen aufgenommen werden; das wolle Gott nicht! Sie müssen unbedingt den Höchsten Baumeister in ihrer Art aufrichtig verehren und dürfen in keiner Weise diejenigen verdammen, die dieser Verehrung in andrer Form Ausdruck verleihen, vorausgesetzt, daß die Verehrung in andrer

Digitized by Google

Form nicht Handlungen in sich schließt, die einer gesunden Moral und dem Glück der Menschen sichtbar und fühlbar entgegengesetzt sind. Kurz, jeder Aufzunehmende muß vollkommen tolerant und überzeugt sein, daß die Religion Sache jedes einzelnen in seinem Verhältnis zu Gott und dem Nächsten ist, in die kein dritter das Recht hat, sich gegen den Willen der Betroffenen einzumischen.

Das sind die Eigenschaften, die vom Aufzunehmenden zu fordern sind, und wenn der Bund die gewünschten Früchte zeitigen soll, so muß er unerbittlich daran festhalten. Die Erkundigungen müssen auch neu aufgenommen werden, wenn es sich darum handelt, einen Bruder vom ersten in den zweiten Grad dieses Bundes zu befördern. Das darf nicht geschehen, wenn man feststellt, daß die Begeisterung für die Menschheit in diesem Bruder keine Fortschritte gemacht hat. Mißfällt ihm das, so wird er vielleicht aus dem Bunde austreten; was bedeutet das schon? Und was könnte er selbst dagegen sagen, er, der dem Bunde zwar nicht schadet, ihm aber auch keinen Ruhm zufügt? Er eignet sich eben nicht für den zweiten Grad, eher könnte er als Feind gewertet werden, der den Bund für die andern Mitglieder in gehässigem und gefährlichem Lichte erscheinen läßt, so edel auch sonst seine Grundsätze sein mögen. Deshalb muß bei der Auswahl die äußerste Aufmerksamkeit walten.

Kapitel III.

(Aufgaben, zu denen sich die Mitglieder des Bundes verpflichten.)

Artikel 1. — Allgemeine Pflichten.

1. Die am gleichen Orte wohnenden Mitglieder des Bundes sollen in freundschaftlicher Verbundenheit miteinander leben. Daran wird sie nichts hindern, da alle die gleichen ehrenvollen Eigenschaften mitbringen müssen.

2. Bestimmte Zeichen und Worte setzen sie in die Lage, sich einander erkennen zu geben; sie dürfen ihre Mitgliedschaft nicht vor denen verheimlichen, die sich als ihre Brüder legitimieren werden.

3. Der Bund wird keine Wohltätigkeitskasse führen, weil vorausgesetzt wird, daß kein Bruder solche in Anspruch nimmt, und sollte durch einen besonderen Zufall doch eine solche Möglichkeit eintreten, so hätte sich der in solcher Lage Befindliche nur an die Logen zu wenden, der alle Brüder angehören.

Daraus folgt, daß kein Bundesmitglied die andern um Hilfe solcher Art bitten darf. Im übrigen finden alle gegenseitigen Dienste, zu denen gute Freunde, die die vornehmsten Interessen miteinander verbinden, verpflichtet sind, auch hier ihre Anwendung.

4. Besonders die Fürsorge, die ihnen ein sterbender Bruder für die Erziehung und den Schutz seiner Kinder überträgt, auch andere Aufträge eines solchen, haben die Brüder gemeinsam zu tragen, ohne sie zu Kosten zu verpflichten, sofern nicht ihr eigener edler Charakter ihnen diese Verpflichtung auferlegt.

5. Sie haben stets ihre Angelegenheiten so zu ordnen, daß auf den Bund bezügliche Schriften niemals in profane Hände fallen können.

Artikel 2. — Pflichten der Brüder des niederen Grades.

Neben den Verpflichtungen zur Geheimhaltung gegenüber jedem Profanen, zur Unterordnung unter die Gesetze des Bundes und andre derartige Gesetze werden die Mitglieder verpflichtet:

1. Mit all ihrem Können an der Heranbildung guter Lehrer, besonders für das Volk, zu arbeiten.

2. Alle neuen Versuche zu fördern, die sich mit der Verbesserung der Erziehungsmethoden befassen.

3. Zur Förderung aller Einrichtungen des öffentlichen Unterrichts, die auf vor-

Digitized by Google

trefflichen Grundsätzen beruhen und nicht auf dem pedantischen und vorurteilsvollen Zuschnitt, der bisher für den Unterricht der Jugend galt.

4. Sich selbst mit guter Lektüre, Unterhaltung und geistiger Arbeit über die Gegenstände des öffentlichen Wohls und besonders über die Erziehung zu unterrichten.

5. Die Verheirateten und die Väter haben über die Erziehung ihrer Kinder zu wachen, sie vor jedem Fanatismus zu bewahren, gleicherweise für die Bildung des Körpers wie des Geistes zu sorgen, aus ihnen wahre Menschen heranzubilden, in sie schon das Verständnis für die Grundlagen des Bundes zu legen und für die Tugenden, ohne die sie selbst nicht darin aufgenommen wären.

6. Zu gegenseitigem Beistand, damit die vereinten Kräfte der höheren Loge, der sie einst angehören werden, zum selben Ziele gelangen.

Artikel 3. — Pflichten der Brüder des höheren Grades.

Diese Brüder verpflichten sich:

1. Beim Eintritt in diesen Grad, und zwar mit den heiligsten Eiden, niemals den Bund zu verlassen oder sich unter einem Vorwande von ihm zu trennen, möge sie das Schicksal noch so hoch erhoben haben; niemals in ihren Verpflichtungen nachzulassen; stets sich zu den Mitgliedern zu bekennen und niemals die Bindungen mit ihnen zu zerbrechen, denn je mehr Macht und Einfluß sie erlangen, desto mehr sollten sie imstande sein, die Aufgaben dieses Grades zu erfüllen. Wenn ein Bruder verwandt mit dem Souverain eines Staates ist oder wenn er Minister wird oder der Günstling eines Fürsten, so soll er seinen ganzen Einfluß für die Ziele des Bundes einsetzen; er soll seinem Souverain die eigenen Auffassungen von Liebe, Menschlichkeit und Rechtlichkeit weise und klug nahebringen, er soll ihn, so gut er kann, verhindern, sich Härten zuschuldenkommen zu lassen, sich einem kostspieligen und verderblichen Luxus, grenzenlosem Ehrgeiz oder Machtbegierde hinzugeben, und er soll seinen Brüdern darüber Rechenschaft ablegen, um dann als Lohn die verdiente Achtung und das verdiente Lob zu empfangen.

2. Soweit in ihrer Kraft steht, die Knechtschaft der Bauern, die Leibeigenschaft des Landvolks, die Rechte der Toten Hand, alle Gebräuche und Rechte, die die Menschheit erniedrigen und die die gräßlichen Überbleibsel aus der Barbarei unserer Vorfahren sind, zu beseitigen.

Zur Erläuterung dieses Artikels möge man wissen, daß der Bund keine unnatürlichen Opfer an Freigebigkeit fordert. Da das dem menschlichen Herzen widerstreitet, so würde der Bund mit solchen Gesetzen keine lange Lebensdauer haben. So wird z. B. nicht gefordert, daß ein Mitglied des Adels alle seine Bauern ohne Gegenleistung befreit; aber er wird gewiß einen viel größeren Vorteil haben, wenn er sie als kleine Besitzer auf einem Fleck Erde ansetzt, als wenn er sie dauernd in der Knechtschaft hält. Die in England nach diesem Muster geschaffenen Ländereien rentieren sich besser als unsre Ländereien, auf denen der Bauer als Sklave lebt.

3. Alles Erdenkliche zu tun, um die Frondienste unter der Bedingung einer gerechten Gegenleistung abzuschaffen. Der Vorteil, den der Grundbesitzer davon haben wird, ist bereits bis zur Evidenz erwiesen.

4. Alles Mögliche zu tun, um alle Handwerks-Innungen, alle Meister-Rechte, mit einem Wort, jeden das Gewerbe behindernden Zwang zu beseitigen; da jeder Mensch nach den Gesetzen einer gesunden Moral arbeiten muß, um zu leben, so darf es keine Fesseln geben, die ihn an der Erfüllung dieser Pflicht hindern.

5. Alles Mögliche zu tun, um jeden den Handel beengenden Zwang durch Zölle, Verbrauchssteuern und Auflagen jeglicher Art zu beseitigen, mit denen die Finanzbeamten den Untertanen das Blut aussaugen, ohne daß ein Volk überhaupt die Grenzen dieser Abgaben kennt.

Digitized by Google

6. Alles zu tun, um die ungeheuer hohe Besteuerung einzuschränken, die das arme Volk jetzt zu zahlen verpflichtet ist.

7. Alles in der Welt zu tun, um für alle religiösen Meinungen, sie seien, welche sie wollen, eine allgemeine Toleranz zu erwirken. Wenn ein Mensch ein nützlicher Staatsbürger ist, was schert es die Gesetzgebung, woran er glaubt? Das Vorbild Hollands, Englands und der Kolonien in Amerika beweist den Nutzen der geforderten Denkungsart.

8. Zu dem unter 7. genannten Zweck alle Anstrengungen zu machen, um jede geistliche Gerichtsbarkeit abzuschaffen, die Zahl der Geistlichen, wo sie übergroß ist, herabzusetzen; dem Aberglauben überhaupt alle seine Waffen zu entreißen.

9. Alles zu tun, um dem Despotismus die engsten und gerechtesten Grenzen zu ziehen. In Deutschland haben sie daran zu arbeiten, das Recht der Staaten aufrecht zu erhalten, jeder willkürlichen Gewalt Widerstand zu leisten und niemals niedrigen Sonderinteressen nachzugeben. Da man nichts darüber sagen kann und da alles von den Umständen abhängt, müssen die Brüder sich untereinander in ihren Versammlungen über die Mittel unterrichten, mit denen sie ihren Verpflichtungen betreffend diesen Gegenstand erfüllen können. Das wird zum Gegenstand ihrer reiflichsten Überlegungen zu machen sein.

10. Dieser Aufgabe entspricht es, daß, wie die Brüder des niederen Grades gute Werke über die Erziehung aller menschlichen Klassen aufmerksam lesen sollen, die Brüder des höheren Grades alle diejenigen Bücher lesen und darüber nachdenken sollen, die von Gegenständen der Gesetzgebung und der Verwaltung handeln; sie sollen darin das suchen, was für ihre besondere Stellung verwertbar sein kann.

11. Sie sollen sich überall den Ungerechtigkeiten der Machthaber widersetzen; und wenn sie solche nicht verhindern können, dann werden sie es sich angelegen sein lassen, die Ungerechtigkeiten öffentlich bekanntzumachen und die Übeltäter öffentlich anzuprangern.

12. Für diesen Zweck werden sie, soweit sie können, die Freiheit der Presse unterstützen, das stärkste Hindernis, das wir Tyrannei und Unterdrückung entgegenstellen können. Sie müssen Schriften verbreiten, die Mißtrauen gegen den Despotismus erwecken; sie werden den Verfassern hilfreich zur Seite stehen, vorausgesetzt, daß es verdienstvolle Leute sind und daß ihren Schriften keine Gehässigkeit und Falschheit zugrundeliegt.

13. Um die Mitglieder des Bundes verstärkt zu eifrigem Handeln und Erfüllung der vorstehenden Pflichten in vollem Umfange anzuspornen, müssen sie feierlich schwören, mit aller Kraft denjenigen beizustehen, die infolge allzu großen Eifers in der Ausführung ihrer Aufgaben irgendein Mißgeschick erleiden werden. Die Namen derer, die für die Sache der Menschlichkeit gelitten haben, werden allen Brüdern mitgeteilt werden; ihre Taten werden öffentlich bekannt gemacht, damit sie der verdienten Ehre teilhaftig werden; ihnen wird von allen Brüdern mit Hochachtung begegnet werden. Daran darf man es nie fehlen lassen, in allem offiziellen Schriftwechsel zwischen den aufgeklärten Logen und ihrem Vorort sowohl wie zwischen den verschiedenen Provinzen.

Das ist der Entwurf zu einem Gebäude, dessen Einzelheiten man dann würde erörtern können, wenn die Grundsteinlegung erfolgt ist.

◆

Nach dem Vorwort Colfavrus sind Mirabeaus Gedanken dem Wesen des Freimaurer-Bundes entsprungen, der in Frankreich sich zum erheblichen Teil in politischer Richtung entwickelt hatte. Die Anfänge der Revolution wurden vom Geiste Mirabeau'scher Gedanken getragen, die nicht den blutrünstigen Terror eines Danton und Robespierre, sondern lediglich eine grundlegende Reform des Staatswesens

Digitized by Google

verlangten. Der Verfasser des Vorworts hat deshalb in Übereinstimmung mit den historischen Tatsachen recht, „daß enge Beziehungen zwischen der Freimaurerei und der Französischen Revolution bestehen".

Das Mémoire ist nach seiner Überschrift 1776 geschrieben, und im Vorwort heißt es, daß Mirabeau seit 1777 sich mit dem Gedanken trug, die Freimaurerei in den Dienst der großen Revolution zu stellen, deren Kommen er damals schon sah. Diese kleine Jahreszahlendifferenz braucht uns nicht weiter zu beschäftigen, desto mehr die angegebene Tatsache, daß dies Mémoire erst 1834 veröffentlicht worden ist. Warum? Im Jahre 1840 erschien zum ersten Male in der Sammlung „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur" von Wilhelm Dorow im vierten Bande die sogenannte Denkschrift des Grafen Haugwitz für den Fürstenkongreß in Verona 1822, die in Wirklichkeit eine Fälschung ist[2]. In dieser Denkschrift finden sich mit Bezug auf das Jahr 1777 folgende beiden Stellen:

> „Hätte ich es nicht selbst erfahren, es würde mir heute noch unglaublich scheinen, mit welcher Sorglosigkeit die Regierungen ein Unwesen dieser Art — ein wirklicher status in Statu — gänzlich unbeachtet lassen konnten. Die Häupter standen nicht allein in stetem Schriftwechsel, bedienten sich ihrer Chiffre, sondern sie beschickten sich selbst gegenseitig durch ihre Gesandten. Alle von einem und denselben Emblemen ausgehend, schien jedoch eine jede Partei ihren eigenen Zweck zu haben. — Einen herrschenden Einfluß auf Throne und Monarchen zu üben, das war das Ziel, so wie es einst das Ziel der Tempelritter war, und unter andern Formen das Ziel ihrer Nachfolger, der Jesuiten, geworden."
>
> „Ich habe in dieser Zeit (1777 d. V.) die feste Überzeugung gewonnen, daß das, was im Jahre achtundachtzig begann und bald darauf ausbrach — die Französische Revolution, der Königsmord mit allen seinen Greueln —, nicht allein damals schon beschlossen, sondern früher durch Verbindungen, Schwüre usw. eingeleitet war, und, Gott weiß, seit wie lange bestand."

Die Schärfe des Ausdrucks wie Inhalts der Denkschrift findet in Mirabeaus Gedanken keine Stütze, aber die Tatsache, daß Mirabeau gerade im Jahre 1777 sich mit seinen, allerdings anders gearteten revolutionären Gedanken im Rahmen der Freimaurerei beschäftigte und daß diese im Jahre 1834 der Öffentlichkeit bekanntgegeben wurden, kann den Fälscher veranlaßt haben, diese Gedanken nach Art aller Fälscher zu verdrehen und sie dann Haugwitz in den Mund zu legen. Das ist nur eine Vermutung meinerseits, aber eine nicht ganz grundlose, denn wie kam der Fälscher der Denkschrift zur Jahreszahl 1777, die sonst nirgendwo hergeleitet werden kann?

In der Überschrift des Mémoire nennt sich Br .:. Mi— (Mirabeau) Arcésilas[3]. Auch das paßt in die damalige Zeit. Orden und Gesellschaften, die sich mit reformatorischen Gedanken auf Gebieten des öffentlichen Lebens beschäftigten, so in Deutschland der Illuminaten-Orden, der Evergetenbund u. a., kannten diesen Brauch, ihren Mitgliedern Kriegsnamen aus dem klassischen Altertum beizulegen, ebenfalls. Damit ist aber keineswegs eine Verbindung zwischen Mirabeau und dem Illuminaten-Orden nachzuweisen, es steht im Gegenteil fest, daß solche Verbindungen nicht bestanden; im Jahre 1776/77 schon deshalb nicht, weil Mirabeau in diesen Gründungs-

[2] Die Fälschung der Denkschrift und den Fälscher habe ich im Jahre 1941 in meiner Studie über Verona nachgewiesen. Diese Studie erschien nur im Umdruck in etwa 100 Exemplaren, gedruckt ist sie nicht.

[3] Wer Arcésilas war, konnte ich nicht feststellen. Ebensowenig kann ich entscheiden, ob vielleicht damit Agesilaos, der Held von Koronea im korinthischen Kriege im Jahre 394 vor der Zeitwende gemeint sein kann.

Digitized by Google

jahren des Illuminaten-Ordens in Holland war und dort wahrscheinlich überhaupt erst in die Freimaurerei aufgenommen wurde.

Das Vorwort des Mémoire enthält im wesentlichen schon die Aufgaben des zu gründenden Geheimbundes innerhalb der Freimaurerei, nämlich die Aufklärung und Erziehung der Menschen zum Zwecke der politischen Bewegung, die Mirabeau einleiten wollte und die zum Wohle der Menschheit durch die Glückseligkeit jedes einzelnen führen sollte. Das ist Inhalt der Lehre vom Eudämonismus, nach der diese Glückseligkeit des einzelnen höchster Zweck jedes sittlichen Handelns sein müßte. Damit stellt sich auch Mirabeau in Gemeinschaft mit dieser herrschenden Ansicht der rationalistischen und philosophischen Kreise des 18. Jahrhunderts, vornehmlich in Frankreich. Die Logen waren durchweg mit diesen Auffassungen bekannt. Deshalb wird in den Satzungsentwürfen von Mirabeau die enge Verbindung seines Geheimbundes mit der Freimaurerei betont und gefordert, daß seine Mitglieder die drei ersten Grade in der maurerischen Hierarchie erlangt und mindestens drei Jahre der Freimaurerei angehört haben.

Mit solchen Auffassungen trat Mirabeau leitend in die Revolutionsbewegung ein. So wollte er die Freimaurerei als Weltbund (lien universel) sehen. Daß diese Gedanken, ohne und mit revolutionärem Einschlag, nicht nur in französischen Logen, sondern auch in Deutschland aufgenommen wurden, z. B. von den genannten Evergeten, läßt sich durch Tatsachen beweisen. Auch für die Evergeten finden wir als Bundeszweck angegeben[4]:

> „Einer der ersten Zwecke des Ordens ist der, alle guten Menschen zu einer allgemeinen Wirksamkeit für die Glückseligkeit der ganzen Welt brüderlichst zu vereinigen, und Vernunft und Menschenrechte geltend zu machen."

Mirabeau wird, wenn es sich auch nicht klar beweisen läßt, gelegentlich seines Aufenthalts in Berlin wie überhaupt in Deutschland für seine Ideen laut Mémoire tätig gewesen sein. So findet sich unter den Pflichten für den zweiten Grad (Seite 25) der Satz:

> „In Deutschland haben sie daran zu arbeiten, das Recht der Staaten aufrecht zu erhalten, jeder willkürlichen Gewalt Widerstand zu leisten und niemals niedrigen Sonderinteressen nachzugeben."

Wie soll man diesen kurzen Hinweis deuten? Lebt hier in Mirabeau etwas vom Geiste Richelieus auf? Das Recht der Staaten, doch der einzelnen deutschen Staaten, der Deutschländer (Les Allemagnes), wie Henri Berr sagt[5], also die deutschen Einzelstaaten sollen unterstützt werden, doch um die Einheit Deutschlands zu verhindern. Damit bleibt Mirabeau im Rahmen der traditionellen französischen Politik.

Zweifellos hatte Mirabeau die Absicht, mit Hilfe seines geheimen Engbundes die damals sehr zerrissene Freimaurerei zu einen und ihr eine neue Aufgabe zu geben. Er sah nach seiner eigenen Mitteilung einen gewissen Verfall in der Maurerei und wußte, daß mit der Masse des Gesamtordens für seine Ideen zunächst nichts anzufangen war. Seinen engeren Brüdern wollte er große Vorbilder zeigen, wie Demosthenes und Phocion, die selbst im Verfall der griechischen Stadtstaaten nicht verzagten und das Volk zur Verteidigung aufriefen, um vielleicht danach den alten Amphiktyonenbund wiederherzustellen. Sehr treffend ist dieses Beispiel nicht gewählt, höchstens als Vorbild schlechthin. Immerhin geht daraus hervor, daß Mirabeau ebensowenig wie seine beiden klassischen Vorbilder ein Umstürzler war, er wollte allen Ernstes nur eine konstitutionelle Neuformung Frankreichs mit Bei-

[4] Aktenmäßige Aufschlüsse über den Bund der Evergeten in Schlesien, herausgegeben von Fessler, Freyberg 1804, Seite 43.

[5] Henri Berr, „Les Allemagnes, Réflexions sur la Guerre et sur la Paix", Paris 1939.

Digitized by Google

behalt des Königtums. Darin sind ihm auch die Freimaurer anfangs zum Teil gefolgt, so z. B. die einflußreiche Loge „Le Contrat Social", die von ihren Mitgliedern noch im August 1791 Treue zur neuen Verfassung und zum Königtum forderte.

In den „Grundsätzen des Geheimbundes" fällt ein Satz auf, den Mirabeau als einen seiner Kardinalgrundsätze bezeichnet, daß nämlich er die Verbreitung von Kenntnissen im Volk weniger nach der Tiefe als vielmehr nach der Breite vorgenommen wissen will. Hier zeigt sich Mirabeau als Demagoge, dem es daran liegt, Massen hinter sich zu bringen, um seine Ideen zur Tat werden zu lassen, auch wenn diese Massen ihn vielleicht gar nicht verstehen. Aber er braucht diese Massen, das spricht er auch aus, für sein Hauptziel, die Bekämpfung des Despotismus, die Befreiung des Volkes durch eine Verbesserung der Gesetzgebung, wie er sie auffaßte. Siehe weiter unten die Erörterung über die Aufgaben der beiden Grade. Erwähnt sei hier, daß Mirabeau 1789 vom dritten Stande für Aix und Marseille in die Generalstände gewählt wurde. Sein Mémoire war demzufolge seine Vorarbeit für die Vertretung des dritten Standes, den er für Reformideen schulen und erziehen wollte. Sein früher Tod hat sein Werk vereitelt. Ob er allerdings dauernd den Gang der Revolution in seinem Sinne hätte leiten können, müssen wir dahingestellt sein lassen. Mirabeau wollte einem Abgleiten seiner Revolution mit seinem Bunde entgegenarbeiten, weil er richtig voraussah, daß Revolutionen („unruhige Zeiten") von ehrgeizigen, geltungsbedürftigen Männern zur Verführung der Volksmassen zu eigensüchtigen Zwecken ausgenutzt werden könnten. Er rechnet zu solchen Gestalten mit Recht Cromwell, zu Unrecht den König Gustav III. von Schweden. Cromwell trifft der Vorwurf zu Recht, um so mehr, als er England auch noch mit der Rückkehr der Juden beschenkte, eine Meintat, deren Auswirkung noch im jetzigen Kriege zu spüren ist.

Sehr beachtenswert ist, wie Mirabeau seine geheime Beeinflussung der Regierung und der Gesetzgebung in seinem Programm verankert hat. Er ist damit gewissermaßen beispielhaft für alle späteren geheimen Verbände geworden. Er will seine Bundesmitglieder an einflußreiche Stellen schieben beziehungsweise solche Persönlichkeiten gewinnen, die sich schon in derartigen Stellungen befinden. Der Bund soll also mit seinen Mitgliedern den ganzen Behörden- und Gesetzgebungsapparat durchsetzen. Um das unauffällig durchführen zu können, lehnt er eine Mitgliedschaft von Fürsten in seinem Bunde ab. Diese Ablehnung finden wir auch in den anfänglichen Grundsätzen sowohl der Hund'schen strikten Observanz wie des Illuminaten-Ordens. Beide Bünde aber sind bald davon abgewichen und nahmen Fürsten in größerer Anzahl auf, die zum Teil nicht unerheblichen Einfluß gewannen. Viele Fürsten aber sahen sich in ihren guten Absichten, mit denen sie in den Bund kamen, getäuscht, denn die Angehörigen ihrer Umgebung und die Inhaber hoher Ämter, soweit sie Mitglieder der genannten Bünde waren, handelten fast immer im Sinne der Ziffer 1 des Art. 3 „Pflichten der Brüder des höheren Grades".

Wenn Mirabeau zum Beweise der Ausführbarkeit seiner Ideen auf die Methoden des Jesuiten-Ordens verweist, so gerät er damit auf Irrwege. Gewiß, er sucht das mit dem Hinweise abzuschwächen, daß er solche Methoden nur im Sinne des Eudämonismus anwenden wollte, nicht zur Verdummung der Menschen, wie es die Jesuiten tun. Das ist nicht mehr als eine Redewendung. Hierin berührt Mirabeau sich ebenfalls mit Weishaupts Ansichten über die Notwendigkeit der Gründung des Illuminaten-Ordens, der den Jesuiten-Orden mit dessen eigenen Methoden bekämpfen wollte. Auch in dieser Parallele ist keine Verbindung zwischen Mirabeau und Weishaupt bewiesen, denn die Ansicht, einen Feind mit dessen eigenen Waffen bekämpfen zu können beziehungsweise zu müssen, wurde vielfach geglaubt und versucht, so daß dieser Grundsatz fast sprichwörtliche Bedeutung gewonnen hat. Ähn-

Digitized by Google

lichkeiten finden sich auch in der beabsichtigten und im Illuminaten-Orden zum Teil ausgeführten Organisation beider Männer. Ob der eigentliche Organisator des Illuminaten-Ordens, Freiherr Knigge (Philo) mit Mirabeau in der Zeit bis 1780 in Verbindung gestanden hat und seine Ansichten gekannt haben kann, ist nicht erwiesen. Da Knigge zahlreiche Reisen in der Zeit von 1777 bis 1780 unternommen hat, so wäre es immerhin möglich, dabei Mirabeau und dessen Gedanken kennen gelernt zu haben.

Die Absicht, dem politischen Feinde mit dessen eigenen Waffen entgegenzutreten, hat sich in der Geschichte der geheimen Bünde und Orden immer nur als ein Mittel erwiesen, das trotz vielleicht gut gemeinter Absicht nur Böses schaffen konnte. Dafür ist die Französische Revolution, dafür sind im Vormärz des 19. Jahrhunderts die geheimen Bünde hinreichend Beweis. Das stets verhängnisvolle Wirken des Jesuiten-Ordens, das Mirabeau an sich richtig erkannt hat, bedarf näherer Beweise nicht, denn die ganze Geschichte des Jesuiten-Ordens beweist das zu jeder Zeit und in jeder Tat. Der Vergleich mit der Schule des Pythagoras in Kroton (Süditalien — Großgriechenland) trifft insofern nicht zu, als es sich nicht um einen geheimen Bund handelte, sondern um eine vom Rat der Stadt Kroton genehmigte und gewünschte Lehrtätigkeit metaphysisch-religiösen Inhalts, die kaum mittelbar mit politischen Dingen etwas zu tun hatte. Die Aufklärung und Belehrung der Menschen, wie Pythagoras sie sah, und wie sie in seinem Werk „Hieros Logos" niedergelegt ist, blieb immer im Rahmen einer Sittenlehre. Auch die Evergeten, sicherlich Mirabeaus Nachahmer, beriefen sich auf Pythagoras, denn in der Darstellung von Fessler heißt es[6]:

> „Dem Ganzen lag die Idee des Pythagorischen Bundes in Kroton zum Grunde, und alles, was zur Form gehörte, hatte ein durchaus griechisches Kolorit."

Richtig gesagt: nur in der Form des Bundes.

Es bleibt noch ein Wort zu den beiden Graden des Mirabeau'schen Bundes zu sagen. Diese beiden Grade, mit der Steigerung zum Politischen im höheren Grade, finden sich gleichzeitig mit Mirabeau in der freimaurerischen Sekte der „Philosophes inconnus en deux grades". Wer von beiden vom andern entlehnt hat, mag dahingestellt bleiben. Erneut finden wir dieselbe Verteilung der Gradaufgaben im mehrfach genannten Evergetenbund und in dessen Entartung in Schlesien, im „Moralischen Vehmrat" wieder. Die beschlagnahmten Akten, auf Grund deren der Prozeß gegen „Zerboni und Consorten" 1796/97 durchgeführt wurde, enthalten darüber sehr Genaues[7]. Es dürfte zweifellos sein, daß den Schöpfern des Evergetenbundes und des Moralischen Vehmrats Mirabeaus Gedanken bekannt waren, wenn auch die Akten das nicht ausdrücklich erwähnen, sie nehmen nur allgemein auf Gedanken der Französischen Revolution Bezug.

Der Pflichtenkreis der beiden Grade ist genau umrissen und trennt beide scharf voneinander. Der erste Grad kann vielleicht mit dem Pythagoräischen Bunde in Parallele gestellt werden, denn auch er soll sich nur mit Lehre und Erziehung beschäftigen. Der zweite Grad aber ist ausgesprochen politisch und enthält das von Mirabeau in der Constituante vertretene Programm. Die Bekämpfung des Despotis-

[6] Aktenmäßige Aufschlüsse über den Bund der Evergeten in Schlesien, herausgegeben von Fessler, Freyberg 1804, Seite 117.

[7] Siehe Rep. 7 C 14; Rep. 89, 63 D; Rep. 104 I 26 und Rep. 77, 267/13 des Preußischen Geheimen Staatsarchivs und „Nationalsozialistische Monatshefte", August 1942, Heft 149: Karl Funk, „Französische Revolution und Freimaurerei in Deutschland bis 1849", Seite 501 (5).

Digitized by Google

mus galt der Entmachtung des absoluten Königtums und dessen Umwandlung in eine vom Volkswillen mitbestimmte konstitutionelle Monarchie. Die Pflichten des zweiten Grades umfassen weiterhin die Bekämpfung der Vorrechte des ersten und zweiten Standes (Adel und Klerus), und nicht nur das, sondern auch eine völlige Umstellung des Wirtschaftslebens, des Zunftwesens z. B., wie wir es im Liberalismus des 19. Jahrhunderts kennengelernt haben.

Die Mirabeau'schen Ideen haben gerade in Deutschland noch in der unruhigen Zeit nach dem Wiener Kongreß leider feste Wurzeln gefaßt und haben nicht unwesentlich mit zu den demokratischen Umgestaltungen des deutschen Staatslebens beigetragen, wie es sich hauptsächlich von 1848 ab endgültig vollzog.

Darin liegt die Bedeutung des Freimaurerischen Programms Mirabeaus.

Digitized by Google

Kurt Pichler:

Das Bild der Mutter in der deutschen Dichtung

Die Arbeit ehrt die Frau wie den Mann;
das Kind aber adelt die Mutter.
Adolf Hitler.

Wir halten ein Bild in Händen: Ein leiddurchfurchtes Antlitz mit den Runen der Arbeit, des Kampfes, der Strenge und — so großer Güte! Je länger wir es betrachten, desto schöner scheint es, desto reiner, hinter Falten birgt und offenbart sich ein Mutterherz. — Es ist der rechte Tag, dies Mutterbildnis Albrecht Dürers zur Hand zu nehmen. Es ist nicht nur seine Mutter, es ist die Mutter schlechthin, die hier gestaltet wurde. —

Sonderbar, wollen wir über „Mutter" sprechen, dann legt sich etwas bleiern schwer auf unsere Zunge: Wir können nicht in Worte fassen, was wir empfinden. Das können nur die wenigen, denen es ein Gott verliehen. Warum aber sollen wir auch eigene Unzulänglichkeiten Sprache werden lassen? Es kündeten und künden deutsche Dichter das Ethos der Mutter in tausend Versen . . .

Hans Baumann singt:

Wo ihr nicht seid,
da kann nicht Heimat werden,
wo ihr nicht segnet,
bleibt die Erde tot.

Wo ihr nicht pflügt,
geht Jammer mit den Pferden,
wo ihr nicht aussät,
wächst statt Korn die Not.

Wo ihr nicht wacht,
brennt Hunger in den Herden,
wo ihr nicht lacht,
schmeckt bitter jedes Brot.

Wo ihr nicht seid,
da kann nicht Heimat werden,
wo ihr nicht segnet,
bleibt die Erde tot.

Digitized by Google

„Wo ihr nicht segnet, bleibt die Erde tot." Es ist ein Sonderbares um das Muttersein: Mutter, das heißt Wissen um die Tiefen des Daseins, das bedeutet Ahnen von Zukünftigem, das heißt Ruhepunkt im Wandel des Wechselnden. Es ergreift stets von Neuem: Dieses Lebenspenden, dieses Schenken, ohne zu nehmen, dieses Leben für die Zukunft! Wohl ist der Mann der, der voll Tat und Schaffensdrang im Leben steht: Er meistert die Gegenwart mit starker Faust, er baut und ist Krieger und gestaltet die Welt. Kann er es aber ohne jene stille Hilfe der Frau? Kann er es, ohne seine Pläne, die er selbst nicht mehr vollenden konnte, weiterzugeben? Ja, es bedarf des Segens der Frau, der Mutter: Denn in ihrem Schoße reift das Leben, das einst vollenden wird, was dem Manne zu vollenden nicht gelang; in ihrem Schoße reift ein Erbe. —

Hermann Stehr sagt einmal: „Die klugen Menschen denken mit dem Geist, die Weisen mit der Seele." Das ist auch der Unterschied zwischen Mann und Weib: Jener denkt mit dem Geist, die Frau, die Mutter aber, die Weise, trägt in ihrem Herzen das Wissen um die Ganzheit, der sie dient ...

Hans-Jürgen Nierentz weiß von diesem Wissen zu künden:

Wer ahnt es wohl, wie reich ihr seid,
in euren Traum gehüllt,
in darbender Armseligkeit
von Seligkeit erfüllt.

Wer ahnt es wohl, wie hell ihr glüht,
wenn euch die Nacht umstellt
und Stern um Stern vom Himmel blüht
und in den Schoß euch fällt.

Wer ahnt es wohl, was euch so groß
aus aller Enge hebt,
da sich das Leben in dem Schoß
zum Lichte drängt — und lebt.

Wer ahnt es wohl — wer ahnt, warum
ihr lächelt noch im Schlaf:
Ihr bleibt vor dem Geheimnis stumm
im Wunder, das euch traf.

Aus dieser Stellung der Frau, der Mutter im Sein ergibt sich das Fraulliche, das Mütterliche schlechthin: das Gütige, das Erhaltende, das „Segnende", wie Hanns Baumann es nennt, das Heldische. Hermann Gerstner weiß davon zu sagen:

Das Vaterland verlangt deinen Sohn,
und unerbittlich zwang ihn das Gebot.
Man forderte von ihm den Mut zum Tod,
und keiner redete von seinem Lohn.

Digitized by Google

SKIZZEN AUS DEM OSTEN VON KARL DÖNSELMANN

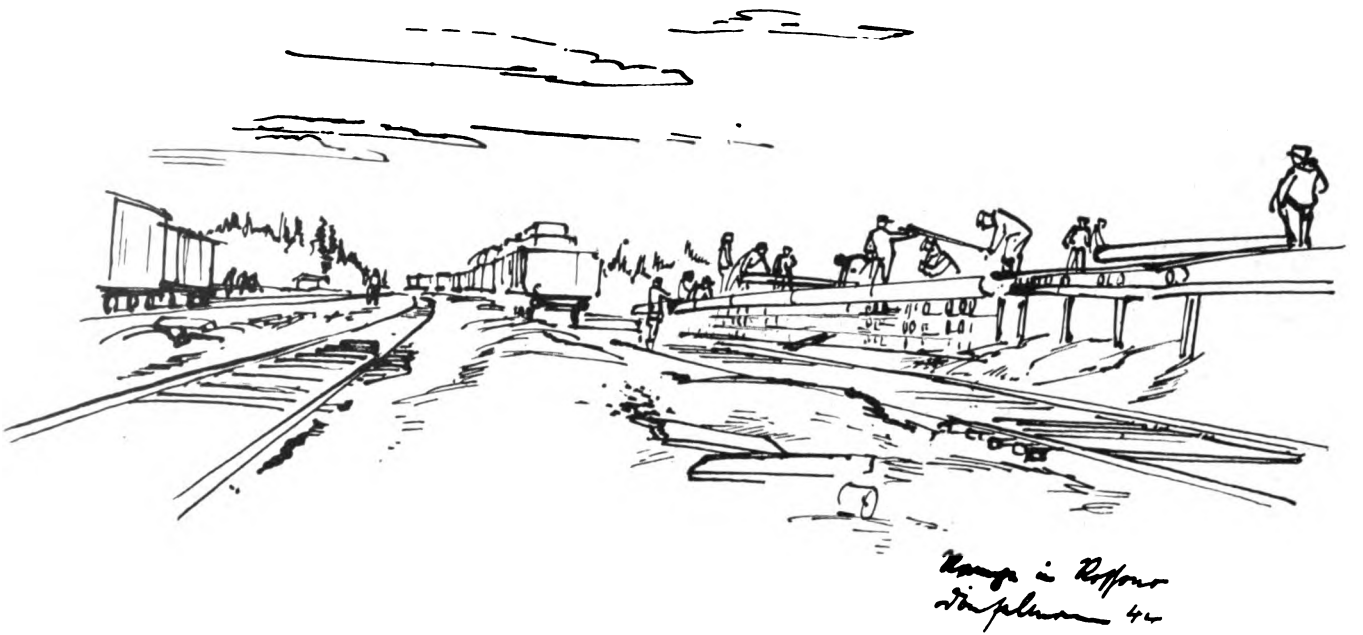
Digitized by Google

Digitized by Google

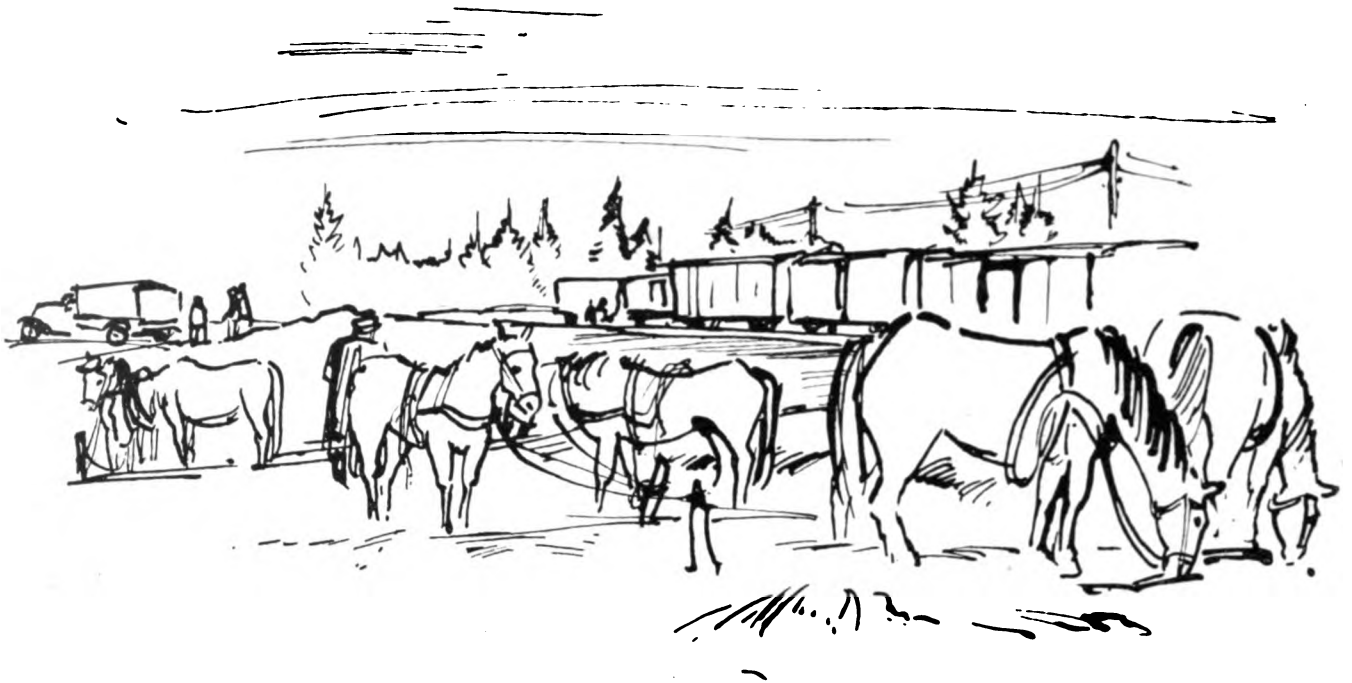
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Nun ist er in den Friedhof eingesenkt.
Du aber, Mutter, betest um das Reich,
für das er starb. Dem Heimgegangnen gleich
hast du dich an das weite Land verschenkt.

Du liebst die Bäume und das alte Dach
der Heimat, liebst den Abendgang zum Wald.
Und lange bleibst du in den Nächten wach.

Da siehst du ihn, den Mantel umgeschnallt.
Er winkt, du aber segnest tausendfach
den Opfernden, du neigst dich der Gestalt.

Ist das nicht irgendwie dasselbe, was der Führer am 24. März 1924 vor dem Volksgericht aus der Not der Wirklichkeit heraus gesagt hatte?: „Die Tat des 8. November ist nicht mißlungen. Sie wäre mißlungen dann, wenn eine Mutter gekommen wäre und gesagt hätte: Herr Hitler, Sie haben auch mein Kind am Gewissen. Aber das darf ich versichern, es ist keine Mutter gekommen . . ."

Nein, sie klagen nie. Sie sind die Opfernden, die Gebefreudigen, sie tragen die Ahnung des Volkes in sich und fühlen dessen Berufung. Und ihre Bitterkeit und Trauer ist Stolz. —

Deshalb aber fühlen wir auch, wir Kinder, das Band, das uns knüpft: Denn unter dem Herzen der Mutter haben wir alle geruht:

Unter den Herzen der Mütter haben wir alle geruht.
Durch die Herzen der Mütter fließt die ewige Flut.

Ewige Flut des Lebens, nicht im Menschen allein,
auch in dem Tier und der Pflanze, ja in Erde und Stein.

Dumpf in den schweren Dingen, die sie dunkel durchkreist,
immer lichter sich läuternd auf zu Güte und Geist.

Bis sie im höchsten Bereiche von sich das Irdische streift,
in die Gottheit mündend selber zum Göttlichen reift.

Durch die Herzen der Mütter fließt die ewige Flut.
Unter den Herzen der Mütter haben wir alle geruht.

(Will Vesper.)

Muttersein, das heißt Ruhepunkt im Wandel. Und für uns Kinder heißt es Heimat, heißt es zu wissen, daß es irgendwo in der weiten Welt ein Fleckchen der Rast und des Friedens und des Verstandenwerdens gibt. Otto Paust konnte dieses Gefühl des Geborgenseins in Worte kleiden:

Mutter ist Heimat.

Mutter! Aus deinem schützenden Schoß
wuchs unser Leben — wurden wir groß.
Mutter! An deiner helfenden Hand
fanden wir in das Wunderland
Heimat.

Digitized by Google

Ach, siehe, Mutter: Heimat bist du,
weil Heimat heißt: Mutter und Kindheit und Glück.
Und Mutter heißt: Dank und Blick zurück
für alles Große und — Schöne dazu!
Mutter heißt mehr noch: heißt Vaterland.
Mutter heißt Liebe und flammendes Band
für Bruder und Schwester aus jeglichem Stand.
Der Heimat zu dienen, tief, tapfer und treu,
heißt: dich, Mutter, lieben in heiliger Scheu.
Du gabst uns das Leben — wir wurden Nation.
Aus dir sproßt die Zukunft in Tochter und Sohn.

Mütter! Aus euerem schützenden Schoß
wächst Deutschlands Leben — wird Deutschland groß.
Mütter! An eurer helfenden Hand
findet das Volk ins Wunderland
Heimat.

Theodor Storm sang einst aus übervollem Herzen dieses Glück, dieses Heimatgefühl, das aus dem Mutterherzen strömt:

Oever de stillen Straten
Geit klar de Klokkenslag;
God Nacht! Din Hart will slapen,
Un morgen is ok en Dag.

Din Kind liggt in de Weegen,
Un ick bün ok bi di;
Din Sorgen un din Leven
Is alles um un bi.

Noch eenmal lat us spräken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand schient ob de Däken,
Uns' Herrgott hölt de Wacht.

Und dieses stille Wissen trägt das ganze Leben. Nur der ist wirklich arm, der es in seiner Kindheit missen mußte. Wer dieses Glück des Geborgenseins jedoch einmal nur erlebt, der kommt sein Leben lang nicht mehr davon los. Kolbenheyer kündet diese Sehnsucht:

Immer bangt mein Herz nach dir zurück,
Mutter, keine Heimat will mir frommen.
Dir allein war all mein Schmerz und Glück
wie ein eignes Schicksal überkommen:
Meinen Kindertagen
hast du es getragen,
Mutter, du hast alles angenommen.

Digitized by Google

Jeder meiner jungen Freuden Laut
wuchs in dir wie Morgenrot zum Morgen,
und, von deiner Augen Quell betaut,
schliefen Kummer ein und frühe Sorgen.
Was in Tun und Leiden
Sieg war und Bescheiden,
Mutter, alles war in dir geborgen.

Bin ich, in die fremde Welt gestellt,
selber Zuflucht manchem lieben Leben —
wird mein Arm von tiefem Glück durchwellt,
bange Herzen auf den Weg zu heben —
Die in weiten Tagen
mich zum Licht getragen,
Mutter, du hast mir die Kraft gegeben.

Wir sagten soviel über die Mutter. Wir ließen Dichter sprechen, die ihre Mutter besangen. Karl Seibold läßt sie ihr eigenes Lied singen, ein Lied des Entsagens und doch des unsagbaren Glückes:

Wir wollen arm sein,
arm an Gut und Geld.
Wir wollen keinen Anteil
an dem Schatz der Welt;
denn alle, die sich seinem Glanz verschrieben,
sind stark im Hassen und so arm im Lieben.

Wir wollen froh sein,
froh an jedem Tag.
Wir wollen lachend tragen
dieser Erde Plag'.
Denn stärker als das Rattern der Maschinen
sind unsre Lieder, die dem Leben dienen.

Wir wollen reich sein,
reich mit jedem Kind,
weil alle Frühlingsblumen
Gottes Wunder sind,
und glücklich schauen, wie sie sich entfalten,
und über sie die Hände schützend halten.

Das „Mutterlied" endet jedoch nicht in diesem Leben. Unwandelbar im Sein ist das Mutterherz auch im Tode ... Unwandelbar! Wir wollen ganz stille sein und hören, was dem Dichter Hanns Johst in seiner schönsten Novelle „Mutter ohne Tod" von seiner toten „Muttel" geoffenbart wird:

„Ich sitze ganz still und wende mich Muttels Bild zu. Es sieht mich an. Es sagt ganz einfach, ganz auf Muttels Weise: ‚Ich habe dich hier erwartet, hier in diesem Leben, nicht wahr? Und du bist gekommen . . . und ich habe

Digitized by Google

für dich gesorgt . . . und nun bin ich vorausgegangen und erwarte dich wieder . . . Und du wirst wieder kommen . . . Ich habe dir das Sterben vorgemacht, damit es dir, wenn deine Stunde kommt, nicht schwer wird . . . damit du weißt, drüben . . . schon ganz dicht . . . ganz nahe deinen sinkenden Sinnen, erwarte ich dich, komme auf dich zu . . . .komme dir entgegen . . .'

. . . Dir, Muttel, danke ich dein Sterben . . . Immer sterben die Mütter für die Söhne . . ."

Ja, so ist ihr Leben: Anfang und Ende für ihre Kinder. Wir aber stehen arm vor so großem Reichtum. Wir können nur eines: Das zu werden, was sie uns in der Tiefe unseres Herzens als Erbe mitgegeben: Das zu werden, das zu leben, was wir durch die Mütter sind. Zu den „Müttern hinabsteigen" — ja, das können wir. Den Schatz zu heben, der durch sie in unserem Inneren ruht — das sei unsere Liebe, unsere Pflicht und unser Dank . . . Mehr können wir nicht:

Wer erschöpft dich in Worten,
Wer im Dank?
Wer in Liebe oder Güte?
Ewigem Strome gleich
Quillst du in tausend Formen,
Wir stehen vor dir
Mit schenkarmen Händen.
Was können wir geben?
War doch dein Schoß unser Anfang,
Ist doch dein Herz unser Gut.
Du aber nimmst nichts zurück . . .
Wer erschöpft dich in Worten?
Wir wollen schweigen:
In tiefer Stille nur
kommen dem Wunder wir nah:
Mutter!

Digitized by Google

Gottfried Neeße:

Liebe zum Gedicht

Was ist ein Gedicht! Ein Sprachkunstwerk von besonderer Form, lautet die erste Antwort. Diese Form muß sich in der Sprache selbst ausprägen im Gleichklange von Ruf und Echo zeilenschließender Silben oder im Gleichmaße der über die Sätze und in ihnen schwebenden Schwingungen von Hebung und Senkung des Tones, kurz: in Reim oder Rhythmus. Es genügt nicht allein, in einer besonderen Druckanordnung wie man sie beispielsweise in Arbeiten Cäsar Flaischlens und ganz besonders bei Arno Holz finden kann, dartun zu wollen, daß der Leser ein Gedicht vor sich habe. Wer Prose im Drucke auseinanderquält, hackt sie oftmals auch in Ton und Sinn entzwei; aus Umstellung und Verstellung der Sprache wächst kein Sprachkunstwerk, entstellte Prose ist kein Gedicht. — Gedicht, das wird an diesem Beispiele deutlich, verlangt den Hörer und hat daher auf ihn, nicht auf den Leser zuerst Rücksicht zu nehmen; es ist ein Kunstwerk der Sprache, nicht eines der Schrift oder des Druckes.

Es wäre klein und überdies falsch, wenn man nur die in Reim oder Rhythmus fest gebundene Sprache als Gedicht bezeichnen wollte. Alles Sprachwerk ist Gedicht, das Musik in sich hat, alle Sprache ist Gedicht, die so verdichtet ist, daß sie aus bloßem Tone zu Klange wird. Die Sprache ist die jüngere Schwester der Musik, ein Eigenes jedoch auch ihr gegenüber, nicht nur Abkömmling; eine Schwester, nicht eine Tochter.

Die erste Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Gedichtes erfordert somit eine Vertiefung: das Gedicht ist ein Sprachkunstwerk von besonderer äußerer und innerer Gestalt; und die innere Gestalt offenbart sich in einer der Sprache selbst eigenen Musikalität. Auch in Prose tiefer Empfindung, in großer Prose findet sich viel Musik der Sprache und damit: viel Gedicht. Im „Zarathustra" Nietzsches ist mehr Musik als in vielen langen „Dichtungen", die sich bei genauer Anschau nur als schlecht gereimte, schlechte Prose zeigen. Rilkes Briefe sind fast ohne Ausnahme zum größten Teile Gedicht, wie überhaupt die Sprache dieses Dichters in einer bisher wohl unbekannten Weise Musik geworden ist, so stark, daß sich nur wenige an die Vertonung seiner Lieder herangetraut haben, weil für die Musik an Sprachwerken von so tiefer Musikalität nicht mehr viel zu tun übrig bleibt. Und das größte Beispiel für Gedicht in der Prose ist Hölderlins „Hyperion".

Eine andere Frage, die hier nur erwähnt, jedoch nicht beantwortet werden soll: Muß eine in sich geschlossene Einheit — vielleicht mitten aus

Digitized by Google

einem Stück Prose heraus — vorhanden sein, damit von einem „Gedicht" die Rede sein kann? —

Was wird zu Musik in der Sprache? Die Welt! Aber wir müssen genauer sein. Gefühl oder Stimmung (und Stimmung ist nichts anderes als der Zusammenstrom mehrerer verschiedener Gefühle zu einer Einheit, ist nichts anderes als eine Gefühlslage), Gedanke, der nicht reine Verstandesgeburt ist, sondern aus einem bewegten ergriffenen Herzen dringt (und nur ein solcher Gedanke ist groß und erfaßt die anderen Menschen); Ereignis, das nicht nur festgestellt, sagen wir mit einem fremden Worte „registriert", sondern nacherlebt, mitgefühlt wird: all das kann Sprachmusik werden. Überall, wo ein Gedicht entsteht, auch bei dem Gedanken und dem Ereignis, handelt es sich demnach in irgendeiner Weise um Gefühl, um persönliche Empfindung, um unmittelbares Erlebnis der Welt oder des Lebens. Ergriffenheit des Gefühls wird zur Ergreifung des Wortes, und die Musik des Herzens wird im Gedichte zur Musik der Sprache.

Dieser Vorgang der Entstehung des Gedichtes wird dort auf die geringsten Schwierigkeiten stoßen, wo ein Gefühl, eine Stimmung unmittelbar in Wort-Musik umgesetzt werden soll: der Gedanke und das Ereignis müssen jedoch erst den Weg über das Gefühl nehmen, um Gedicht zu werden, den Weg, der für sie zumeist als ein Umweg erscheint; sie müssen erst im Herzen des Gestaltenden geklungen haben.

Der Weg eines Gedankens zur Gedicht-Werdung ist in der Regel der längste, weil er dem Gefühle und damit dem, was wir Musik des Herzens nannten, von sich aus am fernsten steht; kürzer ist in der Regel der Gang, den das Ereignis zurückzulegen hat, bis es Gedicht wird, da es sehr oft, viel häufiger als alle Erkenntnis, Erlebnis ist. Diese Auffassung findet ihre Bestätigung. Das Reim-Werk, in dem eine Vielheit von Gedanken, eine Lehre, ausgesprochen wird, ist kaum je Gedicht im eigentlich hier aufgezeigten Sinne; anders ist es mit jenem, in dem eine einheitliche, den Sprecher tiefberührende Erkenntnis Laut, in Reim oder Takt geformt, zu Sprachmusik gestaltet wird —, es gibt wunderbare, zumeist spruchartig kurze Gedichte, aus denen uns ein Gedanke aus tiefem Lebensgefühle des anderen entgegenschwingt.

Beispiele dafür sind:

„Geduld, du ungeheures Wort!
Wer dich erlebt, wer dich begreift,
Erlebt hinfort, begreift hinfort,
Wie Gottheit schafft und Gottheit reift!"

(Morgenstern)

Und:

„Wenn dir's in Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst du Bessres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben."

(Goethe)

Digitized by Google

Und schließlich:

„Die Ros ist ohn Warum,
Sie blühet weil sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst,
Fragt nicht, ob man sie siehet.
(Angelus Silesius)

Noch häufiger wird uns in der Ereignis-Dichtung, der Ballade, ein echtes Gedicht begegnen; und am häufigsten wird dies bei der Gestaltung eines Gefühls, einer Stimmung der Fall sein. Daraus ergibt sich — vielleicht ist es überflüssig, das noch besonders zu sagen — nur eine allgemeine Richtung, kein starrer Boden, und erst recht nicht ein Wertmaßstab. Eine stark empfundene, stark gestaltete Ballade, ein meisterliches Lehrgedicht von tiefem Herzensklange ist mehr wert, ist in höherem Maße „Gedicht", als alle Stimmungsgedichte mittleren Ranges.

Dabei ist ein Gedicht nicht nur dann als Stimmungsgedicht, als Lied, zu bezeichnen, wenn es rein und ausschließlich eine Stimmung in Seele oder Landschaft wiedergibt; oftmals geht eine Stimmung zusammen mit einer Erkenntnis oder einem Ereignis. Damit aber ein Gedicht zum Liede, genauer gesagt, zum „Sprachlied" wird, muß in ihm das Gefühl vorherrschen, muß das Gefühl dem Gedichte seine Eigenart geben, muß vom Gefühle Erkenntnis oder Ereignis im Gedichte ganz durchdrungen, ganz durchklungen sein.

Daß ein Gedicht Sprachmusikwerk ist — um es einmal kurz und schlecht in einem Worte zu fassen — hat manchen, der es fühlte, dazu verleitet, sich allein dem Klange der einzelnen Wörter zu überlassen, ohne mehr nach dem Sinne zu fragen, allein dem Auf und Ab, dem Hin und Her von Selbst- und Mitlaut zuzuhören und nur noch auf eine äußere Ordnung im Satzbau zu achten, nicht mehr auf den inneren Gehalt. Auch ein Meister wie Rilke ist dieser großen Gefahr nicht entgangen. In seinem „Stundenbuch" sind manche Verse wunderbaren Klanges, die den silbernen Schein edlen Tiefsinns tragen, in Wahrheit aber ohne Sinn sind; in diesen Versen ist die Musik davongerannt und der Dichter hat den Sinn nicht mehr nachzutragen vermocht. In noch weitaus stärkerem Ausmaße gilt das für Verse Stefan Georges. Es genügt nicht, daß das Gedicht seinem Verfasser sinnvoll erscheint oder daß man dem Werke mit viel Scharfsinn einen Sinn einzugeheimnissen vermag. Die Sprache ist vom Sinne nie zu trennen, sie ist ja Ton gewordener Sinn, die Einheit beider. Steigert man den Ton zur Musik und läßt zugleich den Sinn zum Nicht-Sinn, zum Unsinn, zum Widersinn vielleicht werden, dann ist dies Neugewordene keine Sprache mehr. Der Sprachklang ist entartet zum Wörtergeklingel. Und wenn die Sprachmusik ohne Sinn genügte, dann müßte eine schön lautende Folge von Selbstlauten und Mitlauten, wie sie beim Absingen bestimmter Tonfolgen verwandt wird, für sich allein — es ist darauf schon einmal hingewiesen worden — das schönste Gedicht sein: doremifasola . . .

Der Sinn, der einem Sprachwerke innewohnt, muß ein Sinn der Sprache sein. Es genügt nicht, einzelne Wörter aneinanderzureihen, die in sich sinn-

Digitized by Google

voll sind, aber zusammen keinen geschlossenen Sinn ergeben. Das schließt nicht aus, daß solche Werke, die den Sprachsinn vermissen lassen, in der Zusammenstellung an sich unzusammenhängender Wörter Sprachmusik gestalten und darüber hinaus im Hörer Gefühl, Mitgefühl wecken, ihn bewegen, ja, vielleicht sogar erschüttern. Einer der ersten, der es unternahm, das Wort unverbunden aus sich allein heraus wirken zu lassen, aus seinem Einzelklange und seinem Einzelsinne und der einzige vielleicht, dem auf diese Art Sprachwerke von eigener Art gelungen sind, war August Stramm. Eine seiner Schöpfungen, die den Namen „Patrouille" trägt, mag dafür Zeugnis geben:

„Die Steine feinden
Fenster grinst Verrat
Äste würgen
Berge Sträucher blättern raschlig
Gellen
Tod!"

Niemand wird zu Recht diesem Werke Sinngewalt und Wortklang abstreiten können, aber sein Sinn ist Sinn des Wortes, sein Klang ist Klang des Wortes allein; die deutsche Sprache hat mit all dem nichts zu tun. Unser Gefühl wird berührt, wir erspüren, daß ein ehrlicher Mensch zum Worte greift aus einer ungeheuren Vereinzelung heraus, aus einer Vereinsamung, die so furchtbar ist, daß sie sich noch beim Laut-Werden nicht verschweigen, nicht gestalten, nicht aus dem zögernden Flusse einzelner Wörter zum Guße der Sprache formen läßt. Viele Expressionisten sind diesem einen im Schrifttum gefolgt, Stümper mit echtem, tiefem Gefühle, Heuchler von kraftvollem hohem Können — ein Gedicht ist keinem von ihnen gelungen.

Das Leben klingt in jedem auf andere Weise. Man würde in reine Ich-Betrachtung („Subjektivismus") abirren, wollte man ein Sprachwerk dann schon als Gedicht werten, wenn es in seinem Gestalter geklungen hat. Auch in Tom dem Reimer werden die eigenen Verse klingen, schöner, als die meisten anderer. Goethe sagte dazu:

„Keinen Reimer wird man finden,
Der sich nicht den Besten hielte,
Keinen Fiedler, der nicht lieber
Eigne Melodien spielte."

Entscheidend ist, daß das Gefühl im Gedichte in so gültiger und zwingender Form zu Klang wird, daß es in anderen wiederum Gefühl werden kann. Hall muß am Werke gewesen, Hall muß im Werke sein, Hall des Gefühls und Hall der Sprache, so stark, daß es im anderen empfänglichen Herzen Widerhall weckt.

Nicht in jedem hallt ein schönes Gedicht wider. Viele sind zu stumpf um etwas zu vernehmen, zu taub um zu hören, zu träge um dorthin zu wandern, wo es etwas zu erlauschen gibt. Wer keine Ohren für das Gedicht hat, dem kann man auch keine ansetzen. Aber manchen gibt es, der seine Ohren

Digitized by Google

nur noch nicht genug geübt hat, manchen, der noch nicht den rechten Platz zum Zuhören fand.

Es gibt vielerlei Arten, um den Widerhall eines Gedichtes in sich zu hören. Es gibt manchen Weg zum Gedichte. Jeder führt nicht nur zum Einen, sondern auch zum Ganzen, nicht nur zum Gedichte, sondern zur Sprache. Und mit dem Verständnis für die Sprache, die deutsche Sprache, wird das Vertrauen zu ihr wachsen und mit dem Vertrauen die Liebe. Es gibt Dinge, die so in der Tiefe aller Menschenneigung würdig sind, daß man sie nicht genug lieben kann. Zu ihnen gehört die deutsche Sprache, und als ihr Inbild: das Gedicht.

Digitized by Google

KAMPF und *Innerlichkeit*

Wandlung und Bewahrung

I.

Die Zeit bricht um die Äcker frommer Väter
und löscht mit Blut die hohen Bilder aus.
Das ewig Werdende ist ohne Haus —
aus schwerem Dunkel ringt sich auf ein später

und bleicher Morgen ungestalter Frühe,
die Nebel brauen — wer das Licht erkennt,
mag leichter leben, doch kein Name nennt
noch Maß und Sinn der atemlosen Mühe,

geschient in Eisen lange hinzugehen
durch der Dämonen graue Wiederkehr;
die Himmel schweigen und die Brust ist leer
von allen Göttern — nur wir selbst bestehen.

II.

Die alten Lehren, Sprüche und Gesänge
hab ich durchforscht — sie sind von Weisheit schwer,
doch vor dem Kommenden weiß keines mehr,
wie uns der Gottheit Bildnis noch gelänge.

Denn anders hebt der Söhne Weltenstunde
mit Stöhnen an aus Menschen Blut und Gram —
wer aus dem Chaos taumelnd wiederkam,
der redet dunkel von dem letzten Grunde,

wo Geist und Erde sich noch nicht entzweien
und gnadenlos der nackte Sinn der Welt
dem Menschen Feuer, Tier und Tod gesellt,
die Einheit Gottes riesig zu erneuen.

Digitized by Google

III.

Des Handelns Kräfte, die wir nicht begrenzen,
wehn uns mit heißem Hauch des Werdens an —
wir schlagen Blume, Tier und Quell in Bann,
doch unaufhörlich ziehn mit weißem Glänzen

des Stromes Wasser zwischen Wehr und Dämmen
der Ebne her; der Grund der Erde bebt,
und was aus Tiefen auf zum Lichte strebt,
wird kein Beschwur der toten Götter hemmen.

So kehren wir zurück ins kalte, klare
Gesetz des Werdens, wo sich die Natur
in Stürmen fortsetzt auf der Völker Spur,
und ringen schwer, daß uns der Geist bewahre.

IV.

Wenn die Gewalten tödlich uns bedrängen
und Schatten wuchern um der Seele Licht —
wo bändigt noch der Früheren Gesicht?
Wir leben fraglich über Untergängen

und abgetrennt von aller Götter Bildnis,
und wo wir ordnen, reichen wir nicht hin,
der Tage Maß zu fassen in den Sinn
des ewig Gleichen — drohend wächst die Wildnis

aus allen Wesen, die wir liebend nennen,
und sprachlos falle ich der Erde heim,
aus dumpfer Triebe ungeschiednem Keim
des Lebens starke Wurzel zu erkennen.

Digitized by Google

V.

Aufstemme ich im Rasen der Vernichtung
das angstverwühlte, nachtgebeugte Haupt.
Ist auch das Ohr der Himmlischen ertaubt —
ich schreie, schreie nach des Geistes Schlichtung,

wo sich der Mensch geborgen wiederfindet
in eines dauernden Gesetzes Kreis,
auch wenn kein Herz die dunklen Bahnen weiß,
in denen sich der Welten Ordnung gründet.

Der Nächte Andrang heil zu überwinden,
werf ich das Maß des Menschen hinter mich —
des Mannes Wege enden außer sich,
wo alle Mächte sich in Gott verbinden.

VI.

Wer übersteht der Gottheit reines Wesen
und sammelt ihre Strahlen zur Gestalt —
lang war der Götter freier Aufenthalt
des Menschen Herz, doch andern Ort erlesen

die Ewigen im Ringen der Gewalten
und stürzen ihre Throne tief in Nacht;
vergänglich ist des Menschen Maß gemacht,
die hohen Zeichen dieser Welt veralten

und fremde Reiche glänzen auf im Dunkeln
und fordern uns aus der Vernichtung Wahn —
im Größern endet sich des Opfers Bahn,
die Wälder rauschen und die Sterne funkeln.

Digitized by Google

VII.

So will ich Erde, Flut und Feuer loben,
des Himmels Stürme — Sterne, Meer, Gebirg,
und ordnen in den göttlichen Bezirk
Gesetz der Völker, lange schon verwoben

geheimem Walten aller Elemente,
aus deren Mitte keine Kraft entfällt.
Denn ausgewogen ist das Spiel der Welt —
wer sich in jeglicher Gewalt erkennte

als Teil der vielen namenlosen Kreise,
in deren Räumen stumm die Gottheit west,
erfände auch, gebunden und erlöst,
in eigner Brust des Ewigen Beweise.

VIII.

Uns, ausgezogen zu des Heils Bewahrung,
riß uferlos der Nacht Verwandlung fort —
nun schmieden wir aus grauem Stahl das Wort
der neuen Ordnung mit des Leids Erfahrung,

daß keiner mehr gilt als des Volkes Leben
und Völker blind der Elemente Bahn
im Geist vollenden, Tod — Geburt dem Plan
der Welt verschlungen. Aus dem Chaos heben

sich riesig auf der Schöpfung alte Maße,
wo keiner mehr die Gottheit überschaut —
aus hartem Willen zum Verhängten graut
mit fernem Sinn des Menschen schmale Straße.

Digitized by Google

IX.

Gedenke aber jener Spur und Zeichen
der frühen Ahnen, die aus Trümmern noch
gelassen aufstehn und der Götter Joch
versteint bewahren in der Söhne Reichen,

und miß die Herkunft, über blinde Ferne
den Erben rührend mit geheimem Hauch —
lang sanken Name und Gesetz und Brauch,
doch gleiches Feuer loht aus gleichem Kerne.

Und wo der Väter Schriften nicht mehr raten
mit frommen Sängen und der Hoffnung Wort,
da zeugen noch die grauen Male fort
vom Sinn der Erde und des Geistes Taten.

X.

Im Raum der Schlachten, Opfer und Gesänge
erneuert sich der Völker Angesicht —
des Blutes Ströme wandern ohne Licht
im Schoß der Mächte durch die Untergänge

der alten Götter und der Brüder Sterben
und ordnen sich dem großen Werden ein;
das Künftige drängt aus geborstnem Stein
zu fernem Tag — und wenig bleibt den Erben

gesichert aus den Stürmen der Zerstörung,
doch unter Trümmern und des Schwertes Ruhm
bewehrt sich stumm des Volkes Seelentum
und harrt des Sohnes Zeugnis und Beschwörung.

Digitized by Google

XI.

Der Söhne ist, aus dem Gewühl der Schlachten
und aus der Städte Trümmer, Tod und Gram
zu tragen wieder Stein um Stein zusamm,
das Ungefähre herrisch zu entmachten

im Kreis der Völker, schöner aufzurichten
das Haus des Menschen mit der Liebe Bund —
wenn wir auch mühsam in der Wildnis Rund
auf schmalem Raume nur die Straße lichten,

die Gott dem Menschen als sein Feld gegeben,
so macht der Brüder Nähe noch getrost,
im Unbekannten, welchem Ziel erlost,
mit den Gewalten stark und fromm zu leben.

Bodo Schütt

◆

Das Dasein eines Wesens kann, wie mich dünkt, nur durch Wesen und durch die Anschauung derselben, nicht durch willkürliche Begriffe und leere Worte erkannt werden, so wenig als es durch diese auch weggeräumt werden mag. Man hat ein Sprichwort, daß man durch Träume weder reich noch satt werde; durch Worte wird man's ebensowenig. Wir sind Menschen, und als solche, dünkt mich, müssen wir Gott kennenlernen, wie er sich uns wirklich gegeben und geoffenbart hat. Durch Begriffe empfangen wir ihn nur als einen Begriff, durch Worte nur als ein Wort; durch Anschauungen der Natur aber, durch den Gebrauch unserer Kräfte, durch den Genuß unsres Lebens genießen wir ihn als wirkliches Dasein voll Kraft und Leben.

Herder.

Digitized by Google

Fast zur gleichen Zeit starb der Hochmeister des Deutschen Ordens. König Friedrich nahm die Nachricht scheinbar überaus kühl, wie nebenher auf, es war ihm nicht anzumerken, wie sehr sie ihn erregte. Er ließ sich Herrn von Winterstetten kommen, erkundigte sich sachlich und in gleichmütigem Tone nach den Regeln der Neuwahl. Herr von Winterstetten antwortete ausführlich, versicherte auf des Königs wiederholte Frage, schließlich leicht befremdet, nur das Kapitel des Ordens entscheide, Einflußnahme von welcher Seite auch immer sei unmöglich.

Plötzlich stand König Friedrich auf, trat auf den Ritter zu, seine Stimme war nicht laut, doch unbeirrbarer Befehl:

„Ich wünsche, daß Herr von Salza zum Hochmeister gewählt wird. Sie haben des Unwahrscheinlichen genug getan, als Sie den Knaben aus Pulle nach Deutschland brachten. Ich bin auch in diesem Ihrer sicher!"

Alles, nur dies nicht hatte Herr von Winterstetten erwartet, er wollte Einwände erheben, zu bedenken geben, doch König Friedrich sah die Aussprache als beendet an, entließ den Ritter mit viel Freundlichkeit.

Kurz darauf erfuhr er mehr. Auch die Kurie zu Rom hatte plötzlich dem Orden, den sie bis dahin mehr als vernachlässigt, gefährliche Aufmerksamkeit zugewandt, bemühte sich um einen Hochmeister ihrer Gesinnung. Der Widerstand gegen Herrn von Salza war zäh und erheblich.

König Friedrich warf das Spiel um, zog sich nach außen hin von Herrn von Salza zurück. Es gab viele Zungen, die es dem Herrn Kardinalsekretär von Ostia hinterbrachten, man sprach von einem heftigen Zerwürfnis zwischen dem König und dem Komtur. Unversehens schlug die Haltung der Kurie um. Plötzlich betrieb man von Rom aus mit befremdlichem Eifer die Wahl des Herrn von Salza, die denn auch fast einstimmig erfolgte. Als man zu Rom begriff, daß man dem König in eine arge Falle gegangen, war es zu spät. Es blieb nichts übrig, als einen abgründigen Zorn für gelegenere Tage zu verwahren.

Sofort nach seiner Wahl wurde der neue Hochmeister zum König gerufen. König Friedrich kam ihm federnden Schrittes entgegen, hell, von Sieg erfüllt schwang seine Stimme:

„Deutschland wünscht Ihnen Glück, Herr von Salza!"

Plötzlich glaubte der Hochmeister alles zu begreifen, fragte, indem er letzten Argwohn niederzwang:

„Hat Eure Hoheit — — dies getan?"

Schnell, ganz offenen Gesichts, erwiderte der König:

„Ja! Der Komtur von Salza blieb mir einstmals eine Antwort schuldig. Weiß der Hochmeister nun ein Ziel seinem Orden?"

Herr von Salza schwieg lange, dann war er überwunden. König Friedrich hörte deutlich aus seiner Stimme die tiefe Erregung:

„Ist dem Komtur wie dem Hochmeister nur ein Ziel gesetzt von Gott, es heißt Deutschland — — und ist in Eurer Hoheit Hand gegeben — —."

König Friedrich lächelte fein, stolz, sprach sofort von dem, was geschehen müsse. Der Orden solle aus seinem Halbleben gelöst, eine harte und große Aufgabe erfüllen: die besten Kräfte der Nation an sich ziehen, eine von

Digitized by Google

Fürsten und anderem Einfluß unabhängige Schwertgemeinschaft werden, die nur dem König unterstand, königliche Macht auf blanken Waffen wieder durch Deutschland trug.

Gebannt folgte der Hochmeister der bezwingenden Stimme, umschloß beim Abschied die schmale Hand des Königs in sichtlicher Erregung.

„Eure Hoheit wolle meiner gewiß sein! Nur im Geistlichen steht der Orden unter der Kirche, hier auch liegt eine Pflicht, davon Eure Hoheit nicht gesprochen. Wer beiden Gewalten in Treue verpflichtet ist, kann als einziger vielleicht noch beide Gewalten versöhnen. Ich will mein Leben daran geben, so wahr mir Gott helfe!"

Plötzlich geschah etwas Seltsames, Verwirrendes, Erschreckendes.

Mit rascher, wenn auch beherrschender Gebärde zog König Friedrich seine Hand zurück. Das Licht in seinen Augen spielte in lähmender Fremdheit. So mochte der Cherub ausgesehen haben, ehe er von Gott abfiel — — und nun sprach dieser Cherub etwas Ungeheuerliches aus:

„Geloben Sie es nicht, Herr von Salza! Sie können es nicht halten! Einmal werden Sie wählen müssen zwischen der Kirche und Deutschland, zwischen dem Sohn der Maria — — und mir!"

Grau in maßlosem Erschrecken sah der Hochmeister in des Königs brennend helles Gesicht.

„Eure Hoheit versuche nicht Gott, Eure Hoheit zerreiße nicht die Welt!"

Einen Augenblick lang hielt das fremdartige Licht in den Augen des Königs den Hochmeister fest, dann schien es erloschen. Der schöne, überlegene Mund sprach beherrscht und ruhig wie meist:

„Herr von Salza, kennen Sie den Mann, der sich Hugo von Ostia nennt?"

Der König schien wieder sachlich. Rasch, sich von dem Eindruck des eben Erlebten zu befreien, gab der Hochmeister zurück:

„Den Kardinalsekretär Seiner Heiligkeit?"

König Friedrich warf die Locken zurück, seine Augen schienen plötzlich hart, scharf, kalt:

„Noch verbirgt ihn der Schein — — einmal werden Sie wissen, was er ist und darüber wird die Welt vielleicht zerreißen!"

H. F. Anders aus „Der Verwalter der Welt".

◆

Dem König folg ich, wohin er will.
Mein Herze nur muß hier bleiben.
Das liegt bei meiner Liebsten still,
kann niemand da vertreiben.

Wenn nun mein Herz nicht mit mir geht,
soll doch der König nicht schelten.
Sie gibt mir ihres, das zu mir steht.
Das muß für meines gelten.

Markgraf von Hohenburg (um 1200).

Digitized by Google

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal sein. Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag produktiv zu sein erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal sein, denn der hat einen ganz anderen Auftrag.

Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen und diese sind das lebendige Gemüt.

Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht.

Weiter schreiben wir nicht; an diesem Maßstab halte man, was man tagtäglich hört.

Goethe, „Maximen und Reflexionen".

◆

Gebet

Wir kämpfen, Gott, um dich in dieser Stunde
und doch begehren wir nicht Gnad noch Licht.
Nimm oder schließe uns aus deinem Bunde —
doch handeln laß uns! Hier verwirf uns nicht.

Sieh, voll von Liebe pulsen unsre Leiber
im stolzen Takt sehnender Einsamkeit.
Doch betteln wir nicht Frieden oder Weiber,
wir fordern unsre Stunde von der Zeit!

Laß, wie du willst, uns fahren oder bleiben,
doch laß uns nicht im Wesenlosen treiben.
Umgib mit Sterben uns, es mag so sein.

Doch laß uns einmal einsam (sieh, wir beten!)
als Träger unsres Schicksals vor dich treten,
verflucht, gesegnet, doch — von dir allein!

Otto Bittner.

Digitized by Google

Der gefangene Admiral

Sind heute einunddreißig Jahr,
Seit ich kein Segel sah,
Es steht der Turm unwandelbar,
Die Kett ist ewig da.
Sie haben gemauert den Delphin
In lichtlos Felsgestein
Und unerreichbar über ihn
Ein winzig Fensterlein.
Nicht, daß ich fern von Licht und Tag,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich dich nicht zu schaun vermag,
Mein heilig blaues Meer!

Ich höre nicht, wie die Brandung rollt
Und keiner Möwe Geschrill.
Und wenn die Kette nicht rasseln wollt,
So wär es totenstill.
Sie bauten wohl fern vom Meer den Turm,
Wo keine Woge prallt,
Kein Bootsmann pfeift, und pfeift kein Sturm,
Kein Schuß den Sturm durchschallt.
Nicht, daß man in schweigende Nacht mich warf,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich dich nicht hören darf,
mein tief aufdonnerndes Meer!

Mein greises Gebein ist schwer und leer,
Mein Leib wird nimmer heil,
Die Faust schwingt nimmer die Lunte mehr
Und nimmer das Enterbeil! —
Die große Flagge auf dem Mast,
Die Breitseit lasset sehn,
Und, Jungens, wen aufs Korn ihr faßt,
Der Teufel hole den! —
Nicht, daß ich verwelk in Haft und Bann,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich auf dir nicht fechten kann,
Mein kampferschüttertes Meer!

Digitized by Google

Nun drauf und dran, geentert keck,
Und feuert noch einmal!
Ha, Schiff an Schiff und Deck an Deck
Und ich der Admiral!
Oh, fiel ich doch im Kugelgezisch!
Hier lieg ich siech und wund,
Hinschmachtend wie im Sand ein Fisch
Und sterbend wie ein Hund!
Nicht daß ich sterbe Zoll um Zoll,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich auf dir nicht sterben soll,
Mein oft bezwungenes Meer!

Die Segel hängt das Schiff im Leid,
Ein schwarzes, verwitwetes Weib,
Die Flagge deckt als Sterbekleid
Den toten Heldenleib. —
Er sinkt ins Meer von der Spiegelwand,
Das bebt in heiliger Scheu. —
Mich aber scharren sie in den Sand
Und schießen nicht einmal dabei!
Nicht, daß mein Leben hier verran,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich in dir nicht schlafen kann,
Du Heldengrab, mein Meer!

Moritz Graf Strachwitz.

◆

Gebt dem deutschen Volke den Glauben, der ihm gemäß, gebt ihm sein eigen Recht, gebt ihm die Formen und Einrichtungen seines gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und staatlichen Lebens, in denen es sich selbst sieht und wiederfindet, gebt ihm Raum und Luft zu atmen und Erde unter die Füße, gebt ihm den Willen zur Selbstbehauptung und zur Macht, gebt ihm den Führer — und Ihr werdet staunen ob der Jugend, der Kraft, der Möglichkeiten dieses Volkes, das, durch Jahrhunderte sich selbst entfremdet, kaum je das Glück gehabt hat, zu leben in der Kraft, Freiheit und Fülle seines Seins.

Karl Bösch.

Digitized by Google

Von Kind und Ehe

Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder: wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele, daß ich wisse, wie tief sie sei.

Du bist jung und wünschest dir Kind und Ehe. Aber ich frage dich: bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?

Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden? Also frage ich dich.

Oder redet aus deinem Wunsche das Tier und die Notdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?

Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kind sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

Über dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad, — einen Schaffenden sollst du schaffen.

Ehe: so heiße ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens.

Dies sei der Sinn und die Wahrheit deiner Ehe. Aber das, was die Viel-zu-vielen Ehe nennen, diese Überflüssigen, — ach, wie nenne ich das?

Ach, diese Armut der Seele zu zweien! Ach, dieser Schmutz der Seele zu zweien! Ach, dies erbärmliche Behagen zu zweien!

Ehe nennen sie dies alles; und sie sagen, ihre Ehen seien im Himmel geschlossen.

Nun, ich mag ihn nicht, diesen Himmel der Überflüssigen! Nein, ich mag sie nicht, diese im himmlischen Netz verschlungenen Tiere!

Ferne bleibe mir auch der Gott, der heranhinkt, zu segnen, was er nicht zusammenfügte!

Lacht mir nicht über solche Ehen! Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?

Würdig schien mir dieser Mann und reif für den Sinn der Erde: aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde ein Haus für Unsinnige.

Ja, ich wollte, daß die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans miteinander paaren.

Der ging wie ein Held auf Wahrheiten aus und endlich erbeutete er sich eine kleine geputzte Lüge. Seine Ehe nennt er's.

Jener war spröde im Verkehre und wählte wählerisch. Aber mit einem Male verdarb er für alle Male seine Gesellschaft: seine Ehe nennt er's.

Jener suchte eine Magd mit den Tugenden eines Engels. Aber mit einem Male wurde er die Magd eines Weibes, und nun täte es not, daß er darüber noch zum Engel werde.

Digitized by Google

Sorgsam fand ich jetzt alle Käufer, und alle haben listige Augen. Aber seine Frau kauft auch der Listigste noch im Sack.

Viele kurze Torheiten — das heißt bei euch Liebe. Und eure Ehe macht vielen kurzen Torheiten ein Ende, als eine lange Dummheit.

Eure Liebe zum Weibe und des Weibes Liebe zum Manne: ach, möchte sie doch Mitleiden sein mit leidenden und verhüllten Göttern! Aber zumeist erraten zwei Tiere einander.

Aber auch noch eure beste Liebe ist nur ein verzücktes Gleichnis und eine schmerzhafte Glut. Eine Fackel ist sie, die euch zu höheren Wegen leuchten soll.

Über euch hinaus sollt ihr einst lieben! So lernt erst lieben! Und darum mußtet ihr den bittern Kelch eurer Liebe trinken.

Bitternis ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Übermenschen, so macht sie Durst dir, dem Schaffenden.

Durst dem Schaffenden, Pfeil und Sehnsucht zum Übermenschen: sprich, mein Bruder, ist dies dein Wille zur Ehe?

Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe. —

Also sprach Zarathustra.

Friedrich Nietzsche.

◆

Wenn der Mensch die Tiefe über der Erde ansieht, so sieht er nichts als Sterne und Wasserwolken. Dann denkt er, es müsse ein andrer Ort sein, da sich die Gottheit erzeige; er denkt: was wäre das für ein Gott, dessen Leib, Wesen und Kraft in Feuer, Licht, Wasser und Erde stünde?

Siehe, du unbegreiflicher Mensch, ich will dir den rechten Grund der Gottheit zeigen:

Du mußt deinen Sinn im Geist erheben und betrachten, wie die ganze Natur mit allen Kräften, die in der Natur sind, dazu die Weite, Tiefe, Höhe, Himmel, Erde und alles, was darinnen ist und über dem Himmel — sei der Leib Gottes, und die Kräfte der Sterne sind die Quelladern in dem natürlichen Leibe Gottes in dieser Welt.

So wir nun wollen unser Gemüt erheben und forschen nach dem Himmel, darin Gott wohnt, so können wir nicht sagen, daß Gott allein über den Sternen wohnt. Der rechte Himmel, darin Gott wohnt, ist überall, an allen Orten, auch mitten in der Erde. Er begreift selbst die Hölle, darin die Teufel wohnen, und nichts ist außer Gott! Denn wo er gewesen ist vor der Welt Schöpfung, da ist er noch, nämlich in sich selber, und ist selber das Wesen aller Wesen. Alles ist von ihm erboren und urkundet von ihm und heißt darum Gott, daß er allein das Gute ist, das Herz oder das Beste, verstehe: das Licht und die Kraft, davon die Natur urkundet.

Jakob Böhme.

Digitized by Google

Kulturberichte

Brückenschlag von Flandern zum Reich

Geschichte, Werk und Aufgabe eines flämischen Verlages

Nicht nur der einzelne Mensch entwickelt sich als Persönlichkeit immer unter dem Gesetz, nach dem er angetreten. Dasselbe gilt auch für jene seltsamen „Kollektiv-Persönlichkeiten", die als Repräsentanten geistiger, völkischer und sozialer Neugeburt an der Spitze einer Epoche stehen und ihr den Weg bahnen helfen. Das können Zeitschriften sein wie Schillers „Musen-Almanach", wie das „Athenäum" der Romantiker oder Heinrich von Kleists „Germania" — oder auch, und diese „Totalisierung" ist vielleicht kennzeichnend für unsere Gegenwart, ganze Verlagsunternehmungen großen Stils, die dem gesamten Schrifttum in jeder Ausdrucksform allmählich den Stempel des Neuen aufprägen. Hier pflegt es dann wiederum die einzelne, so schöpferische wie revolutionäre Persönlichkeit zu sein, die in raschem, kühnem und weitblickendem Entwurf der Arbeit von Jahren das Gesetz vorschreibt. Fehlt diese einmalige Persönlichkeit, die aus dem Zusammenströmen von vielerlei Kräften hervorgeht und von ihm getragen wird, dann wird auch aller organisatorischen Bemühung nicht jener große Wurf gelingen, der dem einzelnen scheinbar in den Schoß fiel: das Werk aus einem Guß.

Die geistigen und literarischen Beziehungen zwischen Flandern und dem Reich wurden bis zum Jahre 1940 fast allein von einigen reichsdeutschen Verlagsunternehmungen getragen, die in Auswahl und Übersetzungen ihr Bestes taten, um beide stammverwandte Völker einander „näherzubringen". Wie die Auswahl, so blieb auch die Sicht und das dem deutschen Leser daraus sich erschließende Gesicht Flanderns notwendig beschränkt, weil einseitig. Es fehlte die Gesamtschau aller Lebensbedingungen und Lebensäußerungen als Hintergrund der literarischen Aussagen, es fehlte völlig die Antwortstimme von drüben, wo niemand sich um Übersetzung und Deutung unseres aus neuem und doch so uraltem Quell schöpfenden Schrifttums mühte, es fehlte an großen „Lesebüchern", wo Flamen und Deutsche in vergangenen Jahrhunderten einander wiederbegegnen, es fehlte auch an guten Bilder- und Photobänden, aus denen es unsere Zeit ihr eigenes, dem Wandel so stark unterworfenes Antlitz zu erkennen verlangt.

Und als dann die militärisch-politischen Ereignisse vom Mai 1940 eine auch für das kulturelle und geistige Leben ganz neue Lage geschaffen hatten, da mußten notwendig gerade auf diesem Gebiet alle Bemühungen versagen, die nicht innerlich und organisch vorbereitet, sondern nur aus altem Machtstreben unter neuer „Konjunktur" gemacht und organisiert wurden.

Dem jungen Flamen Jan Acke aber, der durch sein Studium der Geschichte und Philosophie sowie die immer innigere Berührung mit dem Streben deutscher Studenten aus dem Reiche Adolf Hitlers, mit denen er und seine flämischen Freunde eine „Deutsch-vlämische Arbeitsgemeinschaft" bereits im Jahre 1935 auf der Grundlage gemeinsamer germanischer Verbundenheit gebildet hatten, ihm brachte die historische Entwicklung der Dinge Flanderns erst die Möglichkeit, lange schon gehegte und genährte Gedanken und Pläne in die Tat umzusetzen. Er übernahm die Leitung des kleinen flämischen Verlages „Steenlandt" in Kortrijk, seiner Heimatstadt, vor deren Toren im Juli 1302 die Goldensporenschlacht der stolzen und freiheitliebenden Flamen gegen die Ritterschaft des hochmütigen und eroberungssüchtigen Franzosenkönigs Philipp des Schönen geschlagen und gewonnen wurde, dessen

Digitized by Google

Königin ihren Truppen die ermunternden Worte mit auf den Weg gab: „Ihr sollt die flämischen Schweine ermorden, den flämischen Säuen die Brüste abschneiden und deren Ferkel aufspießen." So berichtet getreulich der Chronist. Von den Kriegerfrauen des flämischen Volksheeres aber wird erzählt, daß sie ihren Männern beim Abschied erklärten: „Sie wüßten, wenn sie zurückkommen würden, da wäre das Land frei, wenn nicht, dann wüßten sie, was ihnen zu tun bliebe." — Aus solchem altem flämischem Kriegergeschlecht und aus jener immer wieder kampfdurchtobten Landschaft kam Jan Acke und wuchs auch der Plan und die Arbeit seines jungen Verlagsunternehmens.

Der von tiefer Liebe zu seinem Volke wie zu einem großgermanischen Reich und seinem Führer Adolf Hitler erfüllte geistige Kämpfer und flämische SS-Mann, der immer wieder voll Ungestüm die Feder mit dem Schwert zu vertauschen und an der Ostfront seine heilige Überzeugung durch die Tat besiegeln wollte, ist dann mitten aus Kampf und Arbeit in der Heimat von feiger Mörderhand gefallen; der Feind, der sie gedungen, wußte nur zu gut, daß er diesen Gegner zu fürchten hatte, der sein Volk über alles liebte und es darum von jahrhundertealten seelischen und geistigen Fesseln zu befreien begehrte, der aber auch den weltanschaulichen Gegner in jeder Form und Tarnung genauestens kannte und inbrünstig haßte.

Im raschen Anlauf der ersten Jahre wurden so alte Pläne verwirklicht und immer neue geboren, deren Ausführung noch Jahre füllen wird. Mit den ausgeführten haben wir es hier zu tun. Wir wollen uns dabei heute nur an die Bücher halten und die inzwischen schon zu den führenden und meistgelesenen Zeitschriften in Flandern zählenden Gründungen der „Devlag"-Monatsschrift und des Wochenblattes „Balming" in einem späteren Zusammenhang behandeln.

Indem er bewährte und sachkundige deutsche Freunde neben seinen flämischen zu Rate zog und zu Wort und Tat gelangen ließ, baute Jan Acke seinen Verlag, welcher von der nunmehr in enger Gemeinschaft mit führenden Reichsdienststellen wirkenden „Deutsch-vlämischen Arbeitsgemeinschaft" tatkräftig unterstützt wurde, zu einem geistig-weltanschaulichen Brückenkopf des heraufkommenden großgermanischen Reiches nach Westen aus; er blieb sich bei aller kämpferischer Leidenschaft aber immer der Tatsache bewußt, daß Kultur und Schrifttum, wie edle Gewächse dem Gärtner, ihrem Heger und Verleger viel Geduld und weitblickende Planung abverlangen. Das beste Zeugnis solcher echten flämisch-deutschen Zusammenarbeit im Geiste germanisch-europäischer Verantwortung geben einmal die so weitgeplanten wie zeitnahen Reihenunternehmungen und die illustrierten Bände, zum anderen die großartigen „Lesebücher".

In der aktuellen Schriftenreihe, die unter dem Titel „Der Krieg und seine Probleme" dem Zerstreuen des Nebels aus dem Süden und Westen und der entsprechenden Klärung des politischen Horizontes dienen, legte der Verlag der flämischen Öffentlichkeit in guten und preiswerten Übersetzungen aus dem Deutschen Bände vor wie Wilhelm von Kries „Strategie und Taktik der englischen Kriegspropaganda", Dr. Eduard Halm „Die Alliance Française — Der Weltbund des französischen Kulturimperialismus" und „Deutschland bricht die Blockade". Dazu kam dann das reichbebilderte Buch über „Generalfeldmarschall Rommel und der Feldzug in Nord-Afrika", das zumeist — außer einigen persönlichen und knappen Eindrucksschilderungen von Männern aus Rommels engster Umgebung — Rundfunk- und Presseberichte aus dem anglo-amerikanischen Feindlager auf das wirkungsvollste für sich selbst sprechen läßt.

Einen ganz neuen Typ des soldatischen Erlebnisbuches, das aus der Gemeinschaft einer Kampfeinheit geboren und in erster Linie als Erinnerungsgabe für deren Angehörige gedacht ist, aber später einmal zu den wertvollsten, weil unmittelbar echten Dokumenten dieses Krieges zählen wird, schuf der Verlag in der Buchreihe, die mit den Bänden „Sommer 1943 — Erinnerungsgabe für die SS-Panzer-Grenadier-Division ‚Das Reich'" und „Sommer 1943 — Erinnerungsgabe für die SS-Panzer-Grenadier-Division ‚Totenkopf'" vielversprechend eröffnet wurde. Die großformatigen Bildbände von rund hundert Seiten Umfang bilden die Gemeinschaftsarbeit der SS-Kriegsberichter jener Divisionen, deren Kommandeure ihnen den Geleitspruch

Digitized by Google

gaben. Jenem Sommer ohne Sondermeldungen und Fanfaren von 1943 wird einmal erst nach dem Endsieg sein heute noch stummer Ruhm zugesprochen werden. Dann werden auch diese soldatischen Dokumentenbände ihr Wort mitzureden haben.

Wenn im Anfang des Jahres 1944 endlich, nachdem eineinhalb Jahre früher bereits die Waffen-SS Flandern als selbständige Formation von der Reichsführung SS übernommen worden war, auch eine Hitlerjugend Flandern lebendige Wirklichkeit wurde, so ist das nur im Kampfe mit Schwierigkeiten möglich gewesen, zu deren innerer Überwindung ebenso die geistige Vorarbeit des Steenlandtverlages und seiner zahllosen Bücher, Broschüren, Flugzettel und Plakate neben der praktischen, kämpferischen wie volkspflegerischen Arbeit der Devlag (man denke nur an die großzügige Kinderlandverschickung, die Errichtung der Reichsschulen in Flandern usw.) das ihre beigetragen haben. Um auch zu der innerlich noch gesunden Jugend aus dem der volksfremden „Verfranschung" verfallenen Bürgertum durchzudringen, gab der Verlag einen hervorragend schönen Bilderband vom Leben und Treiben, von Sport und Spiel, aber auch vom tätigen Einsatz der deutschen Jugend des Führers heraus mit Zwischentexten in französischer Sprache unter dem Titel „Jeunesse Allemande", den Hildegard Tapken besorgte.

Es ist eine auf den ersten Blick erstaunliche Tatsache, die einem aber bei näherem Zusehen ihren tieferen Sinn offenbart: daß in Flandern, dem niedern Lande an der See und Bollwerk germanischer Kultur nach Westen, eine starke innere Anteilnahme am Leben und Schicksal des ostwärts gerichteten Finnland zu beobachten ist. So nennt der Flame Josef Theys sein mit 65 guten, meist ganzseitigen Photos bereichertes Buch „Das Land der Kalewala-Finnland-Vorposten der westlichen Kultur"; er hat das Land und seine Menschen auf einigen gründlichen Reisen in den Jahren 1919 und 1939 kennen und vor allem aus dem reichen Schatze seiner volkseigenen Kunst lieben und verstehen gelernt. Indem er sich die Kalewala, das heroische Nationalepos des finnischen Volkes, zum geistigen Führer wählte, hat der flämische Reisende den Weg zum Herzen und zum Verständnis gerade des nun seit fünf Jahren bewährten kämpferischen Finnland gefunden.

Ein ganzes Volk in seiner Geschichte und aus seiner Kunst als dem gestaltenden Prinzip seines Wesens in Wort und Bild zu erfassen, dieses hochgesteckte Ziel verfolgt auch Ferdinand Vercnocke in seiner Reihe flämischer Photobücher, die unter den drei Überschriften „Unsere Adelsbriefe", „Flandern in Not" und „Ein Volk tritt an" geplant sind und von denen die zwei ersten vor uns liegen. Wir begnügen uns heute nur mit dem Hinweis auf die großartig gelungene Bildgestaltung dieser beiden völkischen Themen, durch die der Dichter Ferdinand Vercnocke, den wir als den niederdeutschesten der flämischen Lyriker noch kennenlernen werden, am deutlichsten zu uns spricht.

Im Sommer 1918 während des vorigen Weltkrieges sandte der „Deutsche Studentendienst" als Kunstgabe für die Kameraden im Feld und in den Lazaretten die „Bilder und Bekenntnisse" von Philipp Otto Runge hinaus. Im vierten Jahre dieses zweiten Weltkrieges 1943 brachte nun der Steenlandtverlag eine bislang verborgene Kostbarkeit jenes germanisch-niederdeutschen Künstlers ans Licht der Öffentlichkeit, indem er — wie ein zukunftsträchtiges Sinnbild romantischen Suchens nach der natürlichen Einheit in der Vielheit der Erscheinungen — die einzigartig klaren und harmonischen Scherenschnitte von Pflanzen erstmalig in vorzüglicher Schwarzweiß-Wiedergabe abdruckte. Für Runge selbst bedeuteten sie eine Vorstufe für die aus tiefster religiöser Mystik entspringende Landschaftskunst. Wenn es dem Maler Runge hier vor allem darauf ankam, „die architektonische Festigkeit und Form der Pflanze aufzuspüren", so erkennen wir darin eben jene „architektonische Phantasie" am Werke, die — im Gegensatz zur bloß „mathematischen" — auch für Goethe als germanischen Dichter und Naturforscher kennzeichnend ist und die für eine neue fruchtbare Schau der Welt der Romantik wie vor allem Goethes (der übrigens an jenen Scherenschnitten seine helle Freude hatte und äußerte) heute den Ausgangspunkt bildet; einen Weg dorthin weist uns das gedankentiefe Goethe-Buch H. St. Chamberlains. — Wir sind dem Verlag, dem Herausgeber Paul Brockhaus/Lübeck und Dr. Erwin Wäsche, der das verständnisvolle und verständnisbereitende Nach-

Digitized by Google

wort schrieb, für ihre Schatzgräbermühen zu großem Danke verpflichtet. Die den ausgezeichneten ganzseitigen Wiedergaben der Scherenschnitte beigegebenen innigen Naturgesänge und Blumenlieder aus dem Füllhorn der romantischen Lyrik stimmen Gedanke und Gemüt des Betrachters auf den rechten Ton. —

Wenn wir das Gesicht dieses jungen und ebenso großzügig planenden wie unbeirrt und mutig schaffenden flämischen Verlages ein im tiefen Sinne „germanisches" nennen, so wird diese Erkenntnis durch nichts besser bezeugt als durch seinen, politische Tat und Wirklichkeit wie träumendes Erfassen und Gestalten des Weltganzen gleichermaßen umspannenden polaren Charakter, welcher in unserem Falle wiederum nichts anderes ist als der Ausdruck des leidenschaftlichen Willens seines Begründers, der Soldat und schauender Denker zugleich war.

So finden wir neben Broschüren, die brennende politische, soziale und kulturelle Tagesfragen behandeln, sorgsam gewählte und aus dem Traditionsbewußtsein der alten flämisch-niederländischen Druckergilden heraus mit handwerklicher Liebe und technischer Vollendung ausgestattete Gedichtbändchen, die seit 1943 als regelmäßige Veröffentlichungen etwa zehnmal in jedem Jahr erscheinen. Unter der Redaktion von René Verbeeck entstanden so keineswegs ästhetische Anthologien, sondern verantwortungsbewußt ausgewählte Gedicht-Zyklen je eines bestimmten Autors. Daß wir unter diesen „Blättern für die Dichtkunst" (flämisch) auch Gedichte von Gerhard Schumann in flämischer Übertragung treffen, zeigt die Richtung und den hohen Maßstab dieses verheißungsvollen Beginnens.

Einer anderen, dem geistigen und künstlerischen Brückenschlag gewidmeten Aufgabe dient die Sammlung „Ähren und Mohnblumen" (flämisch), wo der als feinfühliger Nachdichter aus dem Deutschen schon oft bewährte Jef Decroos dem flämischen Leser einen Querschnitt durch die neuere — und keineswegs nur gegenwärtige — deutsche Lyrik vorlegt von Max Dauthendey an über Binding, Paul Ernst, Hermann Claudius, Will Vesper und Dr. Owlglass bis zu Kolbenheyer, Leifhelm, Linke, Albert Mähl, Wilhelm Pleyer, Weinheber, Schirach und Schumann, um nur einige Namen von den etwa neunzig der hier vertretenen zu nennen. Uns scheint das Unterfangen, dessen Schwierigkeiten sich der Übersetzer bewußt war, in den Grenzen des Möglichen geglückt zu sein, so daß wir ihm als Wunsch „Ein Gleichnis" Goethes mit auf den Weg geben, das als Richtschnur und idealer Maßstab für alle echte Übersetzungskunst gelten möge:

„Jüngst pflückt ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor:
Und alle zusammen so gesund,
Als stünden sie noch auf Muttergrund.
So war mirs, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm."

Als auf den vorläufigen Abschluß der lyrischen Veröffentlichungen des Steenlandtverlages soll — vor allem der niederdeutsche Leser — noch auf den Band „Seeland-Bilder und Gesänge" (flämisch) von Ferdinand Vercnocke aufmerksam gemacht werden, der in Empfindung, Rhythmus und Sprache der besten niederdeutschen Lyrik unserer Tage — mag sie nun in platt- oder hochdeutsches Gewand gekleidet sein — am nächsten steht, so nahe, daß hier eine künstlerische Übertragung oder Nachdichtung im Deutschen dringend erwünscht wäre. Albert Mähl etwa hat früher schon Proben einer solchen Kunst gegeben und würde uns hier einen neuen Beitrag zur geistig-seelischen Landgewinnung der beiden stammverwandten Völker liefern können.

Digitized by Google

Wie die deutsche Lyrik, so hat der Steenlandtverlag auch die deutsche Erzähl- und Novellenkunst der Gegenwart in preiswerten Bändchen, die ebenso vorzüglich in Auswahl wie Ausstattung von Jan Truyts besorgt wurden, dem flämischen Leser in der „Steenlandt-Bücherei" zugänglich gemacht, diesmal in originalem deutschem Gewande. Jedem der schmucken Bändchen ist ein etwa zehn Seiten umfassendes deutsch-flämisches Wörterverzeichnis lose beigefügt. Kleine Meisterwerke aber an Konzentration, Sachkenntnis, Kunstverstand und Darstellungsgabe stellen die je zwei Druckseiten füllenden „Einleitungen" des Herausgebers Jan Truyts dar. Aus den bisher vorliegenden zehn Bändchen seien Adalbert Stifters „Bergkristall", Grillparzers „Armer Spielmann" und Mörikes „Mozarts Reise nach Prag" genannt neben dem „Bamberger Reiter" von Helmut Paulus, der „Kleinen Welt am Strom" von Georg Britting, der „Letzten Kugel" von Herbert von Hörner und der „Reinerbachmühle" Heinrich Zillichs. — Hier breitet sich noch ein weites Feld aus für Entdeckungen und Eroberungen aus dem neueren deutschen Schrifttum.

In einer anderen Buchreihe, die größere Erzählungen so flämischer wie deutscher Dichter aus alter und neuer Zeit in flämischer Sprache zu neuem Leben erweckt, wird nicht nur der flämische, sondern auch der deutsche Leser, der sich des so anheimelnden und im Wortschatz dem Mittelhochdeutschen noch so verwandten und reichen Flämisch-Niederländischen mächtig fühlt, die unerwartetsten und schönsten Überraschungen erleben. So etwa in der „Denkwürdigen Beschreibung der ostindischen Reise" des Kapitäns Bontekoe aus den Jahren 1618 bis 1624, die in ihrer Abenteuerlichkeit und frommen Einfalt aus dem Munde des Grimmelshausenschen Simplex kommen könnte. Erstaunlich bleibt daran nur, daß ein solches im schönsten Sinne volkstümliches Buch bisher so unbekannt und — unübersetzt bleiben konnte. Ähnliches gilt von Reimond Stijns Roman „Rauhe Liebe", neben dem wir auch noch sein aus echtem flämischem Volksgeist geschriebenes und von fremder Art und klerikalen Einflüssen noch so unverstelltes „Armes Flandern" in baldiger Zukunft begrüßen möchten. Wir nennen aus dieser wahrhaften „Volksreihe" (flämisch) noch kurz einige Namen: „Der Schutzwald" von Josef Oberkofler, „Die Herberge zur ewigen Liebe" von Walter Vollmer, von Sylva De Jonghe, dem bedeutendsten flämischen Kolonialschriftsteller, „Wahnsinn in den Tropen" sowie von Damien Sleeck die kraftvolle Seefahrergeschichte „Im Schifferquartier".

Eine dritte Buchreihe, die mit gründlicher Sorgfalt und großer Liebe dem „Deutschen Drama in Flandern" dient und die außer umfangreichen sachlichen Einführungen, genauen Literaturangaben sowie Regiebemerkungen des bekannten flämischen Dramaturgen Joris Diels einen zweisprachigen — deutsch und flämisch einander gegenüberstellenden — Abdruck der gewichtigsten Werke des deutschen Bühnenschrifttums herausgibt, eignet sich gleichermaßen zum gründlichen Studium des Lesers wie für die Hand aller am und für das Theater Schaffenden. Die Reihe brachte bisher u. a. Goethes „Urfaust", Schillers „Kabale und Liebe", Kleists „Zerbrochenen Krug" und Hebbels „Genoveva". Wir hoffen, hier noch manchem unserer großen Dramatiker zu begegnen und so die Aufmerksamkeit der flämischen Bühne auch auf die Werke eines Paul Ernst, eines Wilhelm von Scholz usw. hingelenkt zu sehen, wobei man eine zweisprachige Ausgabe von Cyriel Verschaeves „Jakob van Artevelde" nicht vergessen sollte.

Indem wir die verdienstliche Erschließung des deutschen und europäischen Märchenschatzes im bebilderten und verlockend ausgestatteten Bändchen sowie die Einzelbände der jungen flämischen Erzähler, vor allem aber die einzigartige Monographie der Stadt Brüssel „Stadt ohne Antlitz?" von Peter Mennicken (in deutscher und in flämischer Sprache) und noch so manches andere Werk, das in deutscher Fassung erschien, bei einer späteren Gelegenheit zu würdigen versprechen, muß zu guter Letzt noch auf die schon angekündigten großen „Lesebücher" ein Blick geworfen werden.

Daß es mit zu den bisherigen deutschen Unterlassungssünden gehört: den übrigen Völkern Europas noch kein „Lesebuch des deutschen Volkes" vorgelegt zu haben, aus dem sein geistiges Antlitz so unverstellt und großartig dem Leser ent-

Digitized by Google

gegenblickt, wie etwa aus den Denkmälern in Stein und Farbe und vor allem der Baukunst — ist auch eine Erkenntnis, die man gewinnt, wenn man in dem 368 Druckseiten starken Foliobande zu blättern beginnt, den J. Truyts und J. Verdonck unter dem Titel „Der Born — Lesebuch deutscher Dichtung" zusammenstellten und das uns der Steenlandtverlag jetzt auf den Tisch legt. Wir besitzen zwar eine Menge guter literaturgeschichtlicher Lesebücher und vorzügliche „Anthologien" vor allem aus dem Reichtum deutscher Lyrik, aber immer noch kein schlichtes Lesebuch deutscher Dichtung, das auch wirklich lesbare Stücke in Prosa und Vers einfach nach dem Leitworte „Was ist deutsch" zusammenfügte. Der einzige Josef Hofmiller, der diese schmerzliche Lücke in unserem Schrifttum seit langem in ihrer ganzen kulturpolitischen Tragweite erkannte und dessen Pläne und Entwürfe dazu bei keinem deutschen Verlage ihre Verwirklichung finden konnten, forderte in einem Freundesbriefe „ein Deutschlandbuch, das als Schulausgabe auf der ganzen Welt gelesen wird, ein Deutschlandbuch, in dem Martin Luther vorkommt und Meister Eckhart, Bismarck und Hans Thoma, Johann Sebastian Bach und Beethoven, Schiller, Mörike, Math. Claudius, aber auch Krupp und Lilienthal; das ganze Deutschland soll es sein"!

Und nun haben zwei flämische Lehrer am Athenäum in Deurne und ein flämischer Verlag in Brüssel diese Aufgabe angepackt, und wir stehen, staunend und beglückt, vor dieser geistigen Welt in ihrer Fülle, Kraft, Innigkeit und unaussprechlichen Vielfalt. Man weiß wahrhaftig nicht, wo man beginnen und wo aufhören soll mit Blättern und Lesen, angefangen beim Heliand und Hildebrandslied, dem Heinrich van Veldeke (der noch beiden: dem flämischen und deutschen Schrifttum gemeinsam gehörte!), dem Meier Helmbrecht, der Mechtild von Magdeburg, jener gottestrunkenen Schwester der flämischen Hadewijch.

Bei den zahlreichen mittelhochdeutschen Texten, die meist in der Originalfassung mit kurzen Fußnoten und in einer unserem heutigen Lautempfinden angepaßten Schreibart (die noch weitergehen müßte etwa durch Großschreibung aller Hauptwörter usw.) abgedruckt wurden, erleben wir es in dankbarer Überraschung, daß jenes Mittelhochdeutsch, das wir auf der Schulbank mühsam aus Grammatik und Wörterbuch uns zu entziffern mühten, für den deutschen Leser ebensowenig eine „Fremdsprache" bedeutet wie etwa das Flämisch-Niederländische.

Aber der Band umfaßt ja auf dem verhältnismäßig engen Raum von 368 Seiten wirklich das ganze deutsche Schrifttum bis in die unmittelbare Gegenwart, nicht zahlenmäßig wie ein Lexikon, indem er jeden bedeutenden deutschen Dichter zu Worte kommen ließe — eine Unmöglichkeit auch bei vielfachem Umfange! —, sondern einfach in der Erfassung des Wesentlichen. Daß ein solches Wagnis zwei flämischen Herausgebern gelingen konnte, muß dem immer ein Rätsel bleiben, der nicht um die unterirdische Macht jenes uralten und in unserer Zeit wieder sieghaft aufrauschenden Kräftestromes weiß, den wir in seiner politischen Erscheinungsform als „Reichsidee" bezeichnen.

Wenn wir als Abschluß des kurzen Hinweises noch einige Wünsche vorbringen, die in der ersten Auflage unerfüllt blieben, so möchte das weniger Kritik als unsere Dankbarkeit bezeugen: wir wollen das Wort „Dichtung" im Buchtitel festhalten und nur seine Bedeutung ausgeweitet oder vielmehr auf ihren Ursprung zurückgeführt wissen (wir verweisen etwa auf die diesbezüglichen Ausführungen und den umfassenden Wortgebrauch bei H. St. Chamberlain!); dann gehörten in die nächste Auflage neben die Stimme eines Joh. Seb. Bach und Beethoven, Bismarck, Hans Thoma und Krupp, die Hofmiller schon einbeziehen wollte, auch die eines Moltke, Clausewitz, Richard Wagner (als Prosaschriftsteller etwa mit seinem „Beethoven"), Philipp Otto Runge, Werner von Siemens — um andeutend nur einige zu nennen — und nicht zuletzt die Stimme eines Adolf Hitler.

Der gleiche Verlag, der uns das „Lesebuch deutscher Dichtung" schenkte, ließ daneben von Bert Ranke und René Verbeeck ein flämisches Gegenstück besorgen: „Erbgut — Lesebuch zur Geschichte unseres Schrifttums zum Gebrauche in Mittel- und Normalschulen", das für die Schüler der höheren Klassen bestimmt war und eine bisher vorhandene Lücke ausfüllen sollte. Der 640 Seiten starke Band

Digitized by Google

ist jedoch viel mehr, als sein Titel verspricht; von seiner Bedeutung für das flämische Volk wie auch besonders für den deutschen Leser und Schrifttumskundigen soll in anderem Zusammenhange ausführlicher gesprochen werden. Hier sei nur kurz noch von dem Schicksal der beiden großartigen und wirklich epochemachenden Lesebücher die Rede, das kein gewöhnliches genannt werden kann, da es aufs klarste und — wie das so tiefe und reine Gewässer zu tun pflegen — auch in schonungsloser Ehrlichkeit die kulturpolitischen Zustände in Flandern wiederspiegelt. In diesem Lande muß nämlich der flämische Mittelschüler, dessen Vater vielleicht als SS-Mann an der Ostfront kämpft, während sein Bruder im Reich für den deutschen Endsieg und die Rettung Europas als Arbeiter seine ganze Kraft einsetzt, im Unterricht aus den heute noch wie im Jahre 1939 und vorher schon vom belgischen Unterrichtsministerium empfohlenen und beibehaltenen Lesebüchern erfahren, daß — nicht ein Paul Ernst, Hans Grimm, Gerhard Schumann, Josef Weinheber usw., sondern ein Thomas Mann, Lion Feuchtwanger und wie die übrigen literarischen Juden und Judengenossen alle heißen, die geistigen Repräsentanten des Deutschen Reiches der Gegenwart darstellen. Jene einzigartigen Lesebücher aber liegen derweilen in Tausenden von Exemplaren in den Kellern der Druckerei schon seit langem bereit, endlich ihren Weg in die Hände und die Herzen der flämischen Jugend anzutreten. Habent sua fata libelli ...

Fritz Peuckert.

Digitized by Google

25 Jahre Städtische Bühne Bochum

Für die Haltung der westdeutschen Bevölkerung und für ihre Einstellung zum deutschen Theater im Kriege war es bezeichnend, daß beide Festvorstellungen aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Bochumer Bühne durch Fliegeralarm unterbrochen wurden und daß dessen ungeachtet, einmal sogar nach 2½ Stunden Unterbrechung, die Vorstellung zu Ende geführt wurde, ohne daß sich die Zahl der Zuschauer wesentlich verringert hätte. Das ist auf der einen Seite ein Beweis für die Haltung der deutschen Rhein- und Ruhr-Bevölkerung an sich, zum anderen aber zeigt es, wie sehr gerade die Bochumer Bevölkerung ihrem Theater verbunden ist. Der Name Bochum ist seit Jahren ein Begriff im deutschen Theaterleben. Dies ist nicht zuletzt das Verdienst des Leiters der Städtischen Bühnen Bochums, Intendant Prof. Dr. Saladin Schmitt, der seit 25 Jahren an der Spitze des Hauses steht. Da Prof. Dr. Schmitt in diesen Tagen gerade seinen 60. Geburtstag feiern konnte, war der Festakt für ihn ein doppelter.

Zu einer feierlichen Stunde versammelten sich am Sonntagmorgen mit Gauleiter Hoffmann die theaterliebende Bochumer Bevölkerung, um Prof. Schmitt und seine Schöpfung zu ehren. Der Oberbürgermeister von Bochum, Hesseldieck, gab eine Reihe von Ehrungen bekannt, vor allem wurde Prof. Dr. Schmitt durch Verleihung des Ehrenbürgerbriefes der Stadt Bochum geehrt. Außerdem hat sich die Stadt Bochum zu einer Saladin-Schmitt-Stiftung in Höhe von RM. 500 000 entschlossen, die den Zweck hat, notleidende Künstler zu unterstützen und den künstlerischen Nachwuchs zu fördern.

Die Festrede hielt der Reichsdramaturg Ministerialdirigent Dr. Rainer Schlösser, der am gleichen Tage zum Ehrenmitglied der Bochumer Bühne ernannt wurde, weil er die großen Planungen der Städtischen Bühnen, vor allem die zyklischen Veranstaltungen immer mit Rat und Tat unterstützt hat. In einer mit viel Humor gewürzten formvollendeten Rede zeichnete Dr. Schlösser ein Bild des Menschen und Künstlers Saladin Schmitt. Er hob hervor, daß seine Tätigkeit als langjähriger künstlerischer Leiter vor allem mit dem Vorurteil aufgeräumt, daß ein Doktor nicht gleichzeitig Künstler sein könne. Wenn das Theater oft unter den mehr oder weniger zutage tretenden Zwiespalt zwischen Geist und Mimos zu leiden habe, so habe Saladan Schmitt den Beweis für die glückliche Synthese beider Pole des Theaters geliefert. Ein besonderes Wort widmete Rainer Schlösser noch dem idealen Zusammengehen zwischen Saladin Schmitt und seiner Stadtverwaltung, vor allem wurde hierbei des Mannes gedacht, der Saladin Schmitt berufen hatte und ihm jahrelang ein verdienstvoller Förderer war, des Stadtrates Wilhelm Stumpf, der jetzt im Ruhestand lebt. Dr. Schlösser zeigte, daß hier ein Fall vorgelegen habe, wie er sich für die deutschen Theater überhaupt als beispielhaft auswirken müßte. Denn nur das positive Zusammengehen zwischen den verantwortlichen Stellen bei Anerkennung aller wesentlichen persönlichen Werte könne dem deutschen Theater auch in der Zukunft die notwendige Kraft verleihen.

Prof. Dr. Schmitt brachte in einer längeren Rede, in der er vor allem den Dank an seine Mitarbeiter, in erster Linie an seine langjährigen künstlerischen Mithelfer Willi Busch und Gerhard Meinecke weiter gab, seinen Dank für die zahlreichen Ehrungen zum Ausdruck und versprach, mit ganzer Kraft dafür Sorge zu tragen, daß in dem Begriff Bochum keine Stagnation eintrete. Prof. Schmitt hielt es für seine Pflicht, auch die Theater der Nachbarstädte zu würdigen, die ja zu allen Zeiten auch eine große künstlerische Kraft ausgestrahlt haben. In vielen, oft von anekdotenartigem Reiz gewürzten kleinen Szenen schilderte Prof. Schmitt Menschen und Episoden des Bochumer Theaters und gab die Ernennung von vier langjährigen verdienten Mitarbeitern zu Ehrenmitgliedern der Bühne bekannt. Dies sind: Viktor Ahlers, der jetzt als Oberspielleiter in Dresden wirkt; Walter Thomas, jetzt stellv. Direktor des Deutschen Theaters in Berlin; Liselotte Schreiner, jetzt Volksbühne, Berlin; Horst Caspar, jetzt Schillertheater, Berlin, und Burgtheater, Wien.

Die Feier wurde von der Weihe des Hauses" van Beethovens und dem „Meistersinger-Vorspiel" von Wagner unter der Leitung von Klaus Nettstraeter

Digitized by Google

umrahmt. Außerdem sprach Heidi Kuhlmann einen Prolog, den der Dichter Wilhelm von Scholz zu Ehren dieses Hauses geschrieben hatte.

Die Festaufführungen brachten im Sinne der großen Verpflichtung, die sich die Bochumer Bühnen immer dem klassischen Werk gegenüber gestellt hatten, Goethes „Iphigenie" und Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn". Beide Aufführungen waren von Prof. Saladin Schmitt inszeniert worden, sie brachten in konzentrierter Form das zum Ausdruck, was in 2½ Jahrzehnten in Bochum erstrebt und erreicht worden ist: eine Gestaltungsform des klassischen Werkes in einer künstlerischen Inszenierungsweise, die dem Werk in jeder Weise gerecht zu werden versteht. Johannes Schröder als Bühnenbildner war auch hier, wie so oft, der getreue Helfer des Intendanten.

So seltsam es erscheinen mag, heute Feste zu feiern, so richtig war es hier gerade im Hinblick auf die schwere Zeit, die in besonderem Maße der Westen Deutschlands heute durchzumachen hat, in kurzen Tagen der Besinnung der Männer zu gedenken, die hier Entscheidendes geleistet haben und die gerade in einer Stadt der Arbeit, wie es Bochum ist, den Beweis geliefert haben, wie sehr der deutsche Mensch der deutschen Kultur und Kunst zugetan ist in dem sicheren Bewußtsein, daß diese Kraftquelle unseres Volkes nie und nimmer versiegen darf.

Karl Künkler.

Göttinger Woche „Vom klassischen Geist der Deutschen"

Es gibt immer wieder Stimmen, die eine Anlehnung an das klassische Kunstideal als undeutsch verdächtigen. Und es wäre tatsächlich eine ernste Gefahr, wenn wir in einer Zeit der Selbstbesinnung wie der augenblicklichen, unser eigenstes germanisches gotisch-romantisches Stilprinzip über einem klassizistischen Formalismus vergessen würden. Wenn das Stadttheater Göttingen in diesem Jahre zum zweiten Male eine Woche „Vom klassischen Geist der Deutschen" beging, so kann hier also wohl kaum eine Nachahmung der Antike gemeint sein.

Bei der immer in Kreisen unseres Volkes vorhanden gewesenen ehrwürdigen Bewunderung des uns durch eine Vielheit von Renaissancen überkommenen und nahe gebrachten antiken Erbes ist mehr herausgekommen als eine bloße Kopie. Vielleicht lag das daran, daß, wie wir heute wissen, wir in der griechischen Kunst ja nicht ein uns artfremdes und -fernes Ideal aufstellten, sondern, daß sich darin derselbe nordische Geist in einer anderen Variante offenbarte, der auch in unseren germanischen Schöpfungen seinen Niederschlag fand, so daß nur eine mißleitete Deutschtümelei sich gegen ein solches Vorbild empören konnte. Freilich eben unter der Bedingung, daß man nicht sklavischer Nachahmung verfiel. In den besten Schöpfungen dieses klassischen Geistes der Deutschen hat sich, wie Professor Moser es in Göttingen in einem Vortrag über „Die Antike und die deutsche Musik" nachwies, eine Synthese aus der germanischen Betonung des Gehalts und dem romanischen Willen zur Form ergeben: dort, wo wir fühlten, waren wir Romantiker, dort, wo wir formten und gestalteten, haben wir uns der klassischen Formstrenge bedient.

Der Rektor der Göttinger Universität, Prof. Drexler, wies in seinem Eröffnungsvortrag über „Die Antike als ewige deutsche Aufgabe" darauf hin, daß die Griechen uns nicht in den Inhalten und Formen ihrer Kunst und Philosophie, also als bloßes Bildungsgut, Vorbild sein können, sondern in einer grundlegenden weltanschaulichen Entdeckung: darin, daß die Griechen den Menschen und sein Geschick aus der Dämonologie entbunden und ihn allein an die Physis gebunden haben, an das Eingeborene, natürliche Gesetz. Die Physis ist das Natürliche schlechthin, aber nicht das Kreatürliche, sondern in den Logos erhobene, ans Transzendentale gebundene Natur. Die Helden der griechischen Tragödie sind zwar Menschen, aber heroisierte Menschen. Die klassische griechische Weltanschauung ist, wie die unsere, nicht dämonologisch, auch nicht orthodox, aber auch nicht liberalistisch oder nihilistisch. So ist das klassische Kunstprinzip ebenso fern von starrer Klassizität wie von Naturalismus.

Diesem Prinzip ist die klassische deutsche Kunst treu geblieben: man

Digitized by Google

übernahm Stoffe, man übernahm Formen, — was daraus in der Verschmelzung mit deutschem Geist und deutschem Gefühl wurde, war immer modern und eigenständig. Schiller nannte Goethes „Iphigenie" „merkwürdig ungriechisch und modern", und das könnte man von allen in der Göttinger Woche zur Aufführung gekommenen Werken behaupten. Schon allein die tiefgreifenden Unterschiede, die diese Werke voneinander trennten, beweisen, daß deutsche Klassik nie Klassizismus war, denn in diesem Falle würde die Ähnlichkeit der einzelnen Werke untereinander viel größer sein, ihr Charakter schablonenhafter.

So viele Dramen, so viele Zeitspiele und dichterische Individualitäten versuchten sich am klassischen Form- und Stofferbe. Gleich der erste Abend zeigte das Licht der Antike in einer doppelten Brechung: in Strauß's „Ariadne auf Naxos" ist der antike Mythos einmal durch das Medium des klassischen französischen Theaters (Moliere: Le Bourgeois Gentilhomme), später durch die spielerische Anempfindung Hugo von Hoffmannsthals, gegangen.

In „Gyges und sein Ring" trifft sich dann die Gradlinigkeit des antiken Tragödienaufbaues mit der kristallischen Struktur Hebbelscher Gedanken, während die fast akrobatische seelische Ausbalancierung als typische Erscheinung des 19. Jahrhunderts diese Klassizität von Innen her fast zu sprengen droht.

Mit einer Bearbeitung (Charlotte Birnbaum) des „Schiedsgericht" von Menander flicht sich wirklich antike Dramatik in den Reigen, wobei allerdings das überlegene Lächeln der feinsinnigen Bearbeiterin aus dem Spiel manchmal ein Spiel mit dem Spiele macht.

In Robert Hohlbaums „Patroklos" tritt dann eine dramatische Schöpfung allerjüngster Prägung auf den Plan, die in ihrer Thematik, der Frage nach der Selbstherrlichkeit einer Führerpersönlichkeit oder seiner Gebundenheit an die Gemeinschaft unverkennbar den Stempel unserer Tage trägt.

Christian W. von Gluck scheint sich deshalb mit am stärksten unserer Vorstellung vom Antiken zu nähern, weil seiner Musik alle Farbe, alles Charakterisierende fehlt, weil er alles Theatralische, Wirkenwollende ablehnt, weil diese Musik Ethik sein will und ist. Sie baut sich auf gradlinigen, schlichten Klangsäulen auf wie griechische Tempel.

Mit Sophokles „Antigone" war man dann wirklich im antik-klassischen Bereich, der in der Übersetzung Hölderlins bestimmt seinen besten Mittler gefunden hat.

Aus G. F. Händels heroisch-komischer Oper (schon die Gattungsbezeichnung ist so wenig in der Antike wie in unserer Zeit denkbar) „Agrippina" weht uns wieder der Geist des Zeitalters des Sonnenkönigs an, nur Namen und Konfliktstellung sind der antiken Geschichte entliehen, das Ganze erscheint mehr wie eine heitere barocke Paraphrase eines antiken Stoffes.

Die „Sappho" gilt als Grillparzers „klassischste" Tragödie, — Robert Hohlbaum hatte die Problemstellung in einem Vortrag über „Grillparzer und die Antike" gerade für diesen Dichter besonders beleuchtet. Aufnahme und Erfolg dieses in Handlung, Konflikt und Charakterisierung so schlichten und bei aller Strenge anmutsvoll schönen Werkes bestätigte seinen einstmaligen Uraufführungserfolg. Doch auch hier kündet das Thema von der Frau, die ihren ureigensten weiblichen Aufgabenkreis verlassen hat und sich zur geistigen, zur Männerwelt bekennt, von modernen Gedankengängen, rückt die Heldin in die Nähe von Hebbels Rhodope und Mariamne und läßt die Probleme der Frauenemanzipations-Dramatik vorausahnen.

Das Theater einer Stadt wie Göttingen, in der das „Akademische" das schlechthin beherrschende Element ist, darf es wagen, Stücke, die solche Anforderungen und Voraussetzungen an den Zuschauer stellen, in seinem Spielplan in den Vordergrund zu stellen und sie mit berechtigtem Stolz in einer Aufführungswoche auch einem weiteren interessierten Publikum vorzuführen. Und die eben kurz skizzierte tiefe Unterschiedlichkeit der Werke, die nur durch den von verschiedenen Richtungen her sich ergebenden Berührungspunkt mit der Antike einen gemeinsamen Nenner haben, zeigte sich auch in der Skala der Inszenierungsstile.

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß das Stadttheater Göttingen das klassisch-statuarische Prinzip gepflegt und es in diesem Stile zu einem beträchtli-

Digitized by Google

chen Niveau gebracht hat. Davon zeugten in erster Linie die „Antigone", die „Iphigenie auf Aulis" und — ein wenig ins Bewegtere gewandelt — „Gyges und sein Ring" und „Patroklos". Am reinsten deckten sich wohl Aufführungs- und Werkstil bei der „Iphigenie auf Aulis" (Insz. Int. Hans K. Friedrich). Hier war das statuarische Prinzip schon durch die Musik bedingt und wirkte auch angenehmer als die vom Schauspielerischen gesehen oft unzulängliche pathetische Gestik der Oper. Um den Opernchor, der ja nach antikem Vorbild eigentlich sprachlicher und mimischer Spiegel des Geschehens sein soll, von dieser Aufgabe, die er oft nur unzureichend erfüllt, zu entlasten, hatte man ein Gefolge der „Iphigenie" geschaffen, drei Mädchen, die mimisch und gestisch mit fast tänzerischen Bewegungen den Rahmen für das Erleben und Erleiden der „Iphigenie" bildeten. Man glaubte, praktische Darstellungen zur Hogarthschen Schönheitslinie zu sehen.

In der Inszenierung der „Antigone" (Insz. Heinrich Buchmann) war das Statuarische so auf die Spitze getrieben, daß aus der gebändigten Leidenschaftlichkeit des sophokleischen Werkes manchmal Leidenschaftslosigkeit zu werden drohte. Die Gesten waren oft so sparsam, daß sie in ihrer Vereinzelung nicht als von innen heraus diktiert, sondern wie auf das Kommando eines unsichtbaren regens ludi zu erfolgen schienen. Nur der Darsteller des Kreon (Wilhelm Meyer-Ottens) brachte mit stärkeren Ausbrüchen die Glut wahrer Leidenschaft in das Spiel.

Das Göttinger Theater verfügt über eine Anzahl ausgezeichneter Sprecher und legt Wert auf die Pflege eines klassischen Sprechspieles, doch darf der Wille zu Deutlichkeit in Klang und Sinn nicht zu allzu langsamem Sprechen und zur Zerdehnung der Sätze führen. Der Darsteller des Hämon (Siegfried Fetscher) schlug dieses langsame Tempo auch manchmal im „Gyges" an, welches Werk sonst ebenso wie Hohlbaums „Patroklos" durch das sehr starke vitale Temperament Heinrich Buchmanns (Kandaules, Achill) getragen und vorwärts gerissen wurde. Den besten Leistungen dieser Reihe stellte sich die ausgezeichnete Aufführung der „Sappho" (Insz. Rudolf Joho) durch das Braunschweigische Staatstheater würdig an die Seite. In Hella Kaisers „Sappho" waren tatsächlich die fast das Maß sprengende Leidenschaft der reifen Frau und die ideale harmonische Gemessenheit von Griechenlands größter Dichterin zu einer Einheit verschmolzen.

Jedoch ist ja das Apollonische nur eine Seite der antiken Klassik. Friedrich Schlegel entdeckte das dyonisische Element in der Antike, entdeckte Aristophanes und auch auf dieser Linie brachte es das Göttinger Theater zu mindestens ebenso guten Leistungen. Hierher gehören die Buffo-Partien der „Ariadne auf Naxos" (Insz. Fritz Dittgens), die in dem Quintett der Zerbinetta und der vier Commedia del' Arte Figuren, einem getanzten burlesken Liebeslied, gipfeln. Hierher gehört das Menandrische Lustspiel mit seinen erstaunlich gelungenen eingelegten bacchantischen Ballettszenen (Inszen. Hans K. Friedrich). Hierher gehört die kultivierte und interessante Inszenierung der „Agrippina" (Inszen. Dr. Max Bührmann) mit all den galanten Kniefällen, Verbeugungen, Knicksen und den wiegenden Tanz-Pas, die die Gesangspartien begleiteten und verknüpften. So wurde man auch der anderen, der heiteren Ausprägung des klassischen Geistes gerecht.

Die Darbietungen der Göttinger Woche „Vom klassischen Geist der Deutschen" zeigen, daß es uns im Laufe der deutschen Theatergeschichte immer wieder gelungen ist, der Gefahr, die jede Anlehnung an die antike Klassik in sich birgt, zu entgehen: der Gefahr nämlich, Klassizismus zu werden. Wie in der Baukunst selbst bei der äußersten Annäherung an die Antike, etwa bei Schinckel, deutsch-preußischer Geist sich offenbart, so bricht sich auch auf dem Theater von Händel bis zu Hohlbaum immer wieder das Wesen germanischer Dramatik Bahn und zeitigt so nur eine Bändigung und Mäßigung, nicht aber eine Überfremdung des nordisch-romantischen Stilprinzips.

Dr. Elisabeth Frenzel.

Digitized by Google

Kunst aus germanischer Zeit

Zu Sutermeisters „Romeo und Julia" in der Berliner Staatsoper.

Als das Judentum in der Musik, das Richard Wagner vor bald hundert Jahren mit völkischer Beherztheit zu entlarven begann, an die Unterhöhlung der deutschen wie der europäischen Kultur ging — eine Untat, zu der erst das Assimilationsjudentum imstande war —, griff es die Urkräfte der Musik an. Die Seele, die Melodie und den Geist, die Harmonie. Das dritte Prinzip, den Rhythmus, verjazzten die Juden in der talmudischen Erkenntnis, daß das Einreißen auch des letzten Gesetzes der Musik selbst den letzten, gutgläubigsten Hörer aus dem Tempel treiben würde.

Es ist eine völkische Erkenntnis, daß die Melodie die Seele der Musik ist. Wir haben ihrer erst bewußt werden, dann zu ihr zurückfinden müssen. Die rassischen Merkmale gerade der Melodie sind durch Eichenauer allmählich erkannt worden; ob sie als Volkslied auftritt, ob sie als Kunstwerk von der Fuge bis zum durchgestalteten Lied (irreführend Kunstlieder genannt) und bis zur Oper erscheint, immer werden wir die Melodie als den eigentlichen rassischen Ausdruck eines Volkes finden, sowohl die italische, die romanische Melodie z. B. als die germanische besitzt eine andere Haltung, andere Lebensfunktionen. Das wahrhaft germanische Kunstwerk kennt die Melodie nicht als Zierat, sondern als schöpferische, zeugende, treibende Kraft. Sie ist weder Beiwerk noch bloßer Klang, sie deutet und bedeutet, aber zugleich birgt sie ein absolutes Maß, einen Wert an sich. Nicht das — gewaltige — Geheimnis der Form bei Wagner, die der Hörer im Erleben ja kaum überblickt, birgt das Geheimnis der Wirkung, sondern die völkische und also auch volkstümliche Unverkennbarkeit und Prägekraft der Wagner-Melodie; nicht die Kunst der Bachschen Fuge begründet ihre Macht über die Menschen, sondern das So-und-nicht-anders ihrer Themen-Melodie.

Als vor über zwei Jahren die Oper des jungen Schweizers Heinrich Sutermeister, „Romeo und Julia", im Reich ihre ersten Aufführungen fand, wurde deutlich, daß das germanische Kunstwerk mit der Melodie als schöpferisch-zeugender Seele in diesem Werk eine neue Bestätigung gefunden hatte.

Eine Ästhetik der Kunst, wenn sie in der gegenwärtigen Umwertung aller Werte als sittlich und kulturell notwendig ihre Geltung behalten oder vielmehr wiedergewinnen soll, wird das Wesen der schöpferischen Melodie im germanischen Kunstwerk zu erkennen haben und gegen ihresgleichen wie gegen die geringeren Geister (den Schlager vor allem) abgrenzen müssen. Sie ist werknotwendig, untersteht dem Gesetz der Schönheit, ist unbanal und oft nicht einmal oder auch nicht sofort ohrenfällig. Die dramatische Notwendigkeit der echten Verdi-Melodie gilt uns als Beweis für das germanische Langobarden-Blut des Meisters von Roncole. Sie hat in Sutermeisters Opernwerk eine ihrer stärksten jungen Ausstrahlungen erhalten.

Melodie ist also mehr als eine gefällige Tonfolge von mehr oder weniger Wohlklang; sie bildet darüber hinaus eine völlige Einheit mit ihrem harmonischen Gewebe, mit dem Text, mit der Handlung, den Charakteren, der dichterisch-dramatischen Umwelt, zu der sie gehört. (Wir erinnern an August Wewelers gültige Begriffsbestimmung der Melodie in seiner Kampfschrift „Ave musica".)

Diese Eigenschaft besitzt die Melodie Sutermeisters. Daß die Notwendigkeit der schöpferischen Melodie bei ihm keine Unterstellung ist, hat er selbst bezeugt, denn er sprach einmal davon, „wie sehr der Kampf um den melodischen Einfall im Vordergrunde steht", und bezeichnet sein Werk als „Melodie- und Belcanto-Oper". (Wobei wir den Ausdruck Belcanto nicht als Ausdruck des italienischen Musikstils und Rasseausdruck nehmen dürfen.)

Sutermeisters „Romeo" ist im wesentlichen Shakespeares „Romeo", allerdings „verdichtet", wie Sutermeister es nennt, verwesentlicht, so daß alles Hell-Dunkel auf die Tragödie der Irrungen fällt, die dann den Liebenden den Tod bringen — nicht die Feindschaft der beiden Väter.

Im allgemeinen gilt als Gesetz, daß die Handlung durch einen mehr oder weniger melodiehaltigen Sprechgesang

Digitized by Google

vorangetrieben wird, das Rezitativ, während die Arie, das Lied, Wagners „unendliche Melodie", dem Seelischen gehört. Sutermeister brauchte mehr Raum für die Seele als Shakespeare ihm gab; also verzichtete er auf Shakespeares Figurenbeiwerk und erfand einen eigentlich zeitlosen Chor von Liebenden, der Sonette Shakespeares oder der Shakespearezeit singt. In dieser Bestätigung der beiden Melodieträger durch acht gültige Stimmen sichert Sutermeister von vornherein die Herrschaft der Melodie. Zu diesen acht Stimmen, in denen wir ohne Gewaltsamkeit die Töne der melodiegeheiligten Oktave erkennen mögen, fügt der Komponist mit ungewöhnlichem Ahnungsvermögen als weitere Melodieträger Stimmen der Nacht und Stimmen aus der Tiefe, die für den Ablauf der rein gegenständlichen „Romeo"-Handlung gar nicht notwendig sind und also ein weiterer schöpferischer Reichtum.

Es handelt sich für Sutermeister nicht darum, die Shakespearesche Dramatik mit Musik, melodiehaltige Musik, zu durchsetzen, sondern aus ihr heraus zu musizieren, das scheinbar Epische durch die lyrische Melodie zu überwinden. Sutermeister hat vor über zwei Jahren die Berliner Aufführung einer Orchester-Suite aus Melodie-Elementen seiner Oper mit einem Vorwort begleitet, das eine Anklage gegen alles darstellt, was in der jüdischen Entartung unter den Vorzeichen von Atonalität und Jazz als Mode auftrat und nichts als Zeitkrankheit, Spekulation, verkannte, getarnte, abgeleugnete Gefahr war. Sutermeister, der sein Werk noch vor dem 30. Jahre schrieb, hat in einem einzigen Satz jener Erklärung in eigener Sache die ganze Frage nach dem Ethos der Melodie zum Thema erhoben und in seiner Musik nach guter Musikerweise durchgeführt.

Wir notierten am liebsten einige von diesen schöpferischen Melodien; da das nicht angeht, müssen wir darauf vertrauen, daß Sutermeisters Oper zum Allgemeingut wird. Seine Musik hat für einige ihrer Erscheinungen den Begriff „absolut" geprägt. Wir könnten hier, bei Erkenntnis des germanischen Kunstwerkes, mit gutem Recht von der absoluten — d. h. höchstwertigsten — Melodie sprechen. Absolut bedeutet zunächst soviel wie: losgelöst. Das Wesen der germanischen Melodie ist aber gerade ihre schöpferische, zeugende Verbundenheit.

Diese Verbundenheit macht bei Sutermeister den künstlerischen Hochwert, die seelische Tragkraft der Melodie und des Werkganzen aus. In jeder Szene, in den vielfältigsten Ausdrucksformen des Chores hinter der Szene, des Zwei- und Dreigesanges, der handlungtreibenden Pantomime, des seligen Ineinanderaufgehens der Liebenden findet die Melodie ihren seelischen Ausdruck, in immer neuen Formen und Deutungen. Wir legen Zeugnis ab für die schöpferische germanische Melodie; wollten wir ein Kunstwerk nachweisen, aus sich selbst heraus beweisen, wir wären um die Schlüssigkeit der Gründe nicht verlegen. So aber kann es uns genügen, daß — letzte Bestätigung des Kunstwerkes — jede Melodie den seelischen Gehalt empfangen hat, den das Drama besitzt. Diese Dichtheit des Gewebes wirkt sich indessen nicht nur in der Singstimme aus, sondern auch in allen übrigen, denn Chor, Orchester, Fanfaren, Bühnenmusik und Gestalten um die Schicksals- und Melodieträger herum sind ja auch melodiebegabte Wesen, die eine wortberedete oder wortlos singende Seele haben.

Von dieser Melodiekraft war auch die bestätigende Aufführung der Staatsoper Berlin erfüllt — das Höchste, was wir von einem Kunstwerk der Bühne sagen können. Richard Kraus gab der schöpferischen Melodie allen Raum, das Bild half den Raum verdichten, jede Stimme, ob gesungen, ob gespielt, war Harmonie und Melodie des Kunstwerkes zugleich. Die Musik vollbrachte sogar die gerechteste Leistung, den germanischen Geist der Romeo-und-Julia-Tragödie bis in das letzte Ornament des Bildes und der Inszenierung hinein zum Austrag zu bringen. Mit verpflichtetem Dank nennen wir die Träger der Melodie: Maria Cebotari und Erich Witte.

Schon einmal haben wir Shakespeares germanisches Kunstwerk neuschöpferisch bestätigt gefunden: in Conrad Ferdinand Meyers Versen, die beginnen: „In der Capuletti Vigna" und mit dem Ahnungswort vor der antiken Statue antikisch groß enden: „Dieser schöne Jüngling ist der Tod." Nun hat Meister Conrad Ferdinand Meyers Stamm- und Haltungsver-

Digitized by Google

wandter, dieser verheißungsschwere Melodiker an sich, Heinrich Sutermeister, unserer Zeit eine Weite und Tiefe des Klanges und des Ethos geschenkt, die wie ein Wahrspruch mit uns umgeht in die Entscheidung.

Dr. Hans Jenkner.

Ehrenrettung für einen verkannten Verdi

„Simone Boccanegra" im Deutschen Opernhaus Berlin.

Seit Lessing kennt die deutsche Kulturöffentlichkeit den Begriff und die Notwendigkeit von Ehrenrettungen. Die Gegenwart hat gerade unter dem Gesetz völkischer Neuerkenntnis so manches begangene Unrecht wieder gut gemacht, so manchem Schöpfer und seinem Werk die Gefolgschaft der Herzen neu erkämpft oder gesichert. Auf dem Gebiete der Oper erinnern wir nur an Händel, an Lortzings „Casanova in Murano", während andere noch ausstehen wie Weweler mit seinem „Dornröschen" und der Operndramatiker Felix Draeseke.

Ein seltsames Schattendasein führte bislang auf der deutschen Bühne rätselhafterweise immer noch Verdis bald 100 Jahre alter „Simone Boccanegra"; die Opernführer nennen ihn, die Spielpläne enthalten ihn immer einmal wieder, aber das Werk lebte ein Schattendasein ähnlich wie „Die Macht des Schicksals", die ja auch ein jahrzehntelanges Aschenputtelleben hinter sich hatte, als sie recht eigentlich entdeckt wurde.

Mit den Gründen der Boccanegra-Verkennung brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Mißerfolge bei der Uraufführung sind nicht maßgebend, denn andere, weltverbreitete Verdi-Opern haben zuerst auch nicht mehr Glück gehabt. An der Handlung kann es nicht liegen; denn ginge es nach der Verständlichkeit des Textes, so wüßte heute noch kein durchschnittlicher Opernbesucher oder Rundfunkhörer auch nur eine Note des „Troubadour". Wären Opernhäuser und Opernbesucher empfindlich gegen den romantischen Begriff der Schicksalstragödie, so wären Manrico und Carlos unbekannte Operngestalten für uns. Nicht einmal die reaktionäre Zensur hat Verdis „Boccanegra" verschandelt wie den „Maskenball".

Die Tragödie des Dogen von Genua, Simone Boccanegra, der seine Tochter erst als glücklich Liebende findet und der zuletzt vom eigenen Schwiegervater vergiftet wird, nachdem ihn ein Badoglio-Schuft dazu anstiftete, ist mehr von echter Tragik erfüllt als die meisten Verdi-Texte, die dem schöpferisch Unerbittlichen so selten genügten.

Und die Musik? Verlassen wir das Gebiet der vollzogenen Ehrenrettungen und lassen wir eine der beglückendsten operngeschichtlichen Leistungen der deutschen Oper im Kriege zu uns sprechen. Das Deutsche Opernhaus, Berlin, durch Terror in seinem Bestande vermeintlich erschüttert, brachte Verdis „Simone Boccanegra" in einer Gestaltung zur Wiedergabe, die die theatralische Sendung der deutschen Opernschau- und Musikbühne durch die nun wohl endgültige Ehrenrettung des Werkes ins hellste Licht gestellt hat.

Es ergab sich, daß die Gestalt Boccanegras, des Mannes aus dem Volke, der Adelspartei des Quattrocento verhaßt, gültig ist. Es ergab sich, daß der perverse Haß seines Kanzlers und — einseitig — Vertrauten nicht eine Palastrevolte, sondern eine staatsmännisch-menschliche Tragödie verschuldet und daß die Musik Verdis den dramatischen Pulsschlag und das singende Herz seiner erfolggekrönten Meisterwerke besitzt.

Wir verdanken diese Erkenntnis einer Künstlergemeinschaft, die unter schwersten Verhältnissen um das Werk und seine Gestaltwerdung gerungen hat, einer Gemeinschaft von Künstlern, die auf eine geradezu fanatische Weise eins war im Durchdringen des Werkes. Dies Durchdringen war die Frucht eines Durchdrungenseins, das von der Bühne als echte Inspiration gleichsam zum Kunstwerk zurückwirkt und die Oper als Oper nachträglich bestätigt. Verdi hat selbst nach über 20 Jahren, ehe er den reifen „Othello" schuf, mit Boitos Dramatikerhilfe den „Boccanegra" noch einmal durchgeformt. Soviel wir sehen, hat das Deutsche Opernhaus von dieser Reform nicht einmal Gebrauch gemacht. Nun könnte man zu der Ansicht kommen, daß die vollendete Aufführung des Deutschen Opernhauses ein Pyrrhussieg für Verdis verkanntes Werk gewesen sein

Digitized by Google

müßte; eine weniger vollendete Darstellung würde auch das Werk weniger vollendet zeigen.

Aber das ist ein Trugschluß. Die Aufführung hat uns sehen und hören gelehrt, hat uns den Maßstab für Verdi gegeben, nicht dem „Simone Boccanegra" die Zukunft verschüttet. Die Aufführung erwuchs Zug um Zug aus der Partitur. Der Dirigent, Spielleiter, Sänger, Bühnenbildner, Chorleiter, der Orchester-Klangorganismus, sie taten alle nichts anderes, als kunstgerecht und kunstgetreu zu verfahren. Schrieb Verdi eine ausgesuchte, stimmungtragende, stimmungverinnerlichende Orchesterfarbe vor, so klang sie auch aus dem Orchester wieder, so meißelte sie der Stabführer auch heraus, so übertrug sie der Regisseur in untheatralische, ganz natürlich-gehobene Bewegung, Geste, musikalische Akzentuierung und der Bühnenbild-Dichter wählte die Farb- und Lichtwerte seiner raumschaffenden Bilder nach der Klangfarbe der musikalischen Szene. Gedeckte, ausgesparte Farben in der Musik, in der ausgesparten Instrumentation, in der starken Verlegung des Chores hinter die Szene, gedeckte, ausgesparte Farben in den Bildern und Trachten, in der fackelgespickten Säule im Schlußbild, die wie ein von Schwertern durchstoßener Leib aussieht. Arien, die schon nichts mehr mit der italienischen Nummernoper gemeinsam haben, von der sich Verdi später sogar gelöst hat, die aus dem dramatischen Widerstreit zwischen den Boccanegras und ihren Widersachern kunstnotwendig heraussspringen — einsetzen, weil wir ohne den Einsatz das schwebende Verhängnis nicht ertrügen, und die in ihren Dur- und Mollwerten so eindeutig deutend sind, daß der Beleuchter am Klang die Farben seiner Scheinwerfer muß abgelesen oder abgehört haben.

Wir können das ganze Werk durchgehen — nicht eine Szene, ob von Verdi, ob von der Gemeinschaft des Deutschen Opernhauses gestaltet, die ohne diese letzte kristallene Klarheit der Beziehungen, der Zusammenhänge und Zusammenklänge wäre. Dabei ist der Verdi des „Boccanegra" noch keineswegs der Verdi, der sich in rätselvoller Wahlverwandtschaft dem Gesamtkunstwerk Richard Wagners genähert hat, nicht Musikdramatiker, sondern dramatischer Musiker, dem die Aufführung fast wichtiger ist als die Musik, der wegen einer unstrengen Szenenwiedergabe imstande ist, die Partitur vor der Uraufführung zurückzuziehen.

Diese Unwägbarkeit, die sich beim einmaligen Hören und Erblicken doch noch gar nicht ganz abzeichnet, hat Verdis Ehrenrettung ausgelöst. Im Grunde ein erstaunlicher Vorgang: Die Aufführung zwingt die Zuhörer und Zuschauer, Verdi anders zu hören und zu sehen als sie gewohnt sind (denn „Othello" und „Falstaff" sind immer noch Seltenheiten im Spielplandurchschnitt). Sie vernehmen die Musik, gewahren aber schon, daß es hier auf die Musik allein nicht ankommt, sondern ebenso auf den Text, dessen dramatischen Gehalt doch die wenigsten aus der vorherigen Kenntnis des Textes herauslesen können und alles, was Sache der Bühne ist.

Die schuf einen Anteil am Erfolg, der auch nicht sekundenlang von der Außergewöhnlichkeit abwich oder eine mäßige Darstellung zu übersingen drohte und was es sonst an Gefährdungen der Gemeinschaftsleistung geben könnte. In solchen Minuten nach dem Schlußakkord ist es ein Verlust, daß Beifall nur laut und stumm, nicht auch beredt und leise sein kann.

Anteil an dem Gemeinschaftswerk „Simone Boccanegra" und dem Offenbarwerden seiner theatralischen Sendung hatten alle — Namhafte und Ungenannte. Am offenkundigsten Leopold Ludwig als Deuter am Pult, und Fenneker, der Meister der operntragenden Szene, am vernehmlichsten die Sänger: Reinmar als Simone, der Mann von Volksadel, der seinem Bariton die Güte der Baßtiefe und die Lichtheit der Tenorfarben gab, Elfriede Wasserthal als Tochter des Dogen, von einer Sing- und Schauspielkunst beseelt, die reinste Natur war, Schirp, der Haß zum tragischen Irrtum veredelte (wie ist dieser Sänger auch schauspielerisch gewachsen und gereift!), Noort, der heldischen und lyrischen Klang ineinanderschmolz und am Schluß wirklich als künftiger Doge vor dem Volk und der Geliebten stand. Mit Dolchgenauigkeit war Michael Bohnen der Verräter; in ihm wiederholte sich

Digitized by Google

die Einheit aller Künste noch einmal und brach voller Urgewalt (mit nur halblauten Tönen) über Rampe und Orchestertal.

Dank Verdi und seiner Ehrenretter.

Dr. Hans Jenkner.

Schrifttumsschau

Am Tag des Oberschlesischen Schrifttums wurde der „Oberschlesische Schrifttumspreis 1943" an die im Osten gefallenen Dichter Kurt Eggers und Bernhard Schwarz verliehen. Beide Dichter haben durch ihr Leben und ihr Werk zu Oberschlesien in Beziehung gestanden.

Der Deutsche Scheffelbund im Reichswerk „Buch und Volk" hat den Förderungspreis (Scheffelpreis) für die Jahre 1943/44 an die elsässischen Dichter Oskar Wöhrle und Paul Bertholy verliehen. Damit wurden zugleich die Oberrheinischen Tage eröffnet, die vom Badischen Staatstheater und dem Deutschen Scheffelbund in der Zeit vom 7. bis 21. Mai veranstaltet wurden.

Der „Raimund-Preis" für das Jahr 1944, der von der Stadt Wien zur Förderung aufstrebender Dichter gestiftet wurde, gelangte an den Wiener Dichter und Schriftsteller Ernst Scheibelreiter zur Verteilung.

Der „Adalbert-Stifter-Preis 1943" der Zeitschrift „Böhmen und Mähren" wurde in seiner Abteilung für Gedichte in folgender Reihenfolge vergeben: Wilhelm Pleyer, Josef Schneider, Hans Leb, Alfred Görgl. Die Preise des Erzählerwettbewerbes wurden zu vier gleichen Teilen an folgende Autoren verliehen: Franz Jantsch, A. M. Hausse-Brichter, Josef Schneider und Karl Langer-Reuth.

Der Gauleiter und Oberpräsident Hinrich Lohse hat zum 1. Mai 1944 den „Schleswig-Holsteinischen Kunstpreis" für das Jahr 1943 dem Schriftsteller Robert Walther in Ahrensburg in der Abteilung Schrifttum verliehen.

Das Kuratorium des Herder-Preises der „Johann-Wolfgang-Goethe-Stiftung" hat beschlossen, den von der Albertus-Universität Königsberg für die Jahre 1943/44 zu vergebenden Preis diesmal an solche Persönlichkeiten aus dem Memellande zu verleihen, die sich, besonders während der litauischen Zeit, durch ihre Volkstumsarbeit und ihre schriftstellerischen Werke für die deutsche Kultur verdient gemacht haben. Die Preisträger sind: Erich Karschies, der im Osten gefallen ist, Paul Brock für seine Romane „Der Strom fließt" und „Die auf den Morgen warten", und Charlotte Keyser.

Die Stadt Troppau verlieh die neuerrichtete Kulturehrengabe anläßlich der Eröffnung der Musik- und Theaterwochen 1944 zum ersten Male.

Daß mitten in diesem schicksalhaften Ringen aktive Kulturpolitik betrieben wird, beweist die Tatsache, daß gegenwärtig in Deutschland 93 Kulturpreise verliehen werden. Ein kleiner Teil dieser Preise ruht während des Krieges.

Dem flämischen Dichter und Rembrandtpreisträger Cyriel Verschaeve verlieh aus Anlaß seines 70. Geburtstages die Philosophische Fakultät der Universität Köln den Titel eines Ehrendoktors.

Anläßlich des 100. Geburtstages von Edouard Drumont, des Begründers der französischen antijüdischen Bewegung, haben seine Schüler und Anhänger einen „Drumont-Preis" gestiftet, der einem Werk über das Judentum zugesprochen werden soll.

Die sehr rührige Brüder-Grimm-Gesellschaft, die im Jahre 1942 gegründet wurde, bereitet eine von berufenen Gelehrten betreute Neuherausgabe der Werke von Jacob und Wilhelm Grimm vor.

Nach der Zerstörung ihres Archivs durch Bombenterror in Hannover fand die „Gerrit-Engelke-Gesellschaft" in Oberschlesien eine neue Heimat. Die Gesellschaft, die 1928 gegründet wurde, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Werk des jungen, im ersten Weltkrieg gefallenen Dichters allen Deutschen nahezubringen.

In Kiel fand eine Feier zu Liliencrons 100. Geburtstage statt. Anläßlich dieser Feierlichkeit wurde die Gründung einer „Storm-Liliencron-Gesellschaft" bekanntgegeben. Die Gesellschaft will das Gedankengut Storms und Liliencrons ein-

Digitized by Google

dringlichst pflegen. So hat es sich die Gesellschaft zur Aufgabe gestellt, ein Storm-Liliencron-Archiv einzurichten und eine Ausgabe eines Volks-Liliencrons und eines Volks-Storms vorzubereiten. Außerdem wird der Oberbürgermeister der Stadt Kiel eine Liliencron-Plakette stiften, die jeweils am Geburtstage des Dichters schaffenden und nachschaffenden Kieler Künstlern und Kieler Wissenschaftlern verliehen werden soll.

Prof. Dr. Eugen Fischer wurde aus Anlaß seines 70. Geburtstages der Adlerschild des Deutschen Reiches mit der Widmung „Dem Begründer der menschlichen Erbforschung" verliehen.

Der Dichterin Lulu von Strauß und Torney ist von der Friedrich-Schiller-Universität Jena das Ehrenbürgerrecht verliehen worden.

Am 9. Mai d. J. konnte die Dichterin Helene Voigt-Diederichs ihren 70. Geburtstag feiern. Neben der zahlenmäßig umfangreichen erzählenden Arbeit stehen ihre Gedichte.

Zum 150. Geburtstag des Balladendichters Gottfried August Bürger veranstaltete die Göttinger Universitätsbibliothek eine kleine Schau, in der u. a. erstmalig eine Reihe bisher unveröffentlichter Familienbriefe Gottfried August Bürgers zu sehen sind. Die Schau wurde durch neue interessante Einzelstücke aus dem Leben und Schaffen des Dichters erweitert.

Im Alter von 58 Jahren starb in Nürnberg der Dichter Karl Bröger. Brögers Stärke lag auf dem Gebiet der Lyrik. Erstmalig bekannt wurde er im ersten Weltkrieg neben Heinrich Lersch und Gerrit Engelke durch sein Gedicht „... Herrlich zeigte deine größte Gefahr, daß dein ärmster Sohn auch dein Getreuester war."

Walter Kruppa erlag als Soldat einer tückischen Erkrankung. Kruppa hatte sich als Lyriker schon einen Namen gemacht.

In Köflach, der steirischen Bergwerkstadt, starb im Alter von 77 Jahren der große Mundartdichter Hans Klöpfer. In seinen Gedichten und seinen Erzählungen gibt uns der Dichter ein Bild des deutschen Grenzlandes in den Zeiten der Not und des Glückes. Die Vereinigung aller Deutschen in einem Reich war sein sehnlichster Wunsch. Die Erfüllung dieses Wunsches konnte der Dichter noch erleben.

Abgeschlossen am 30. Juni 1944.

Hildebert Reinhardt.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Zehn Jahre Führerinnenausbildung im Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend

Wenn die erste Schule im weiblichen Arbeitsdienst Boock bei Stettin nun schon zehn Jahre alle vier Monate 50 junge Lagerführerinnen ausbildet, so kann man nicht bei dem heutigen Besuch darauf schließen, daß es dort immer und in jedem Lehrgang so ausgesehen hat. Als 1934 die ersten Lagerführerinnen zu einem Lehrgang nach Boock geholt wurden, sah die Schule fast wie ein Lager aus. 90 Morgen Land waren zu bebauen, aus einem Stück Unland wurde Gartenland gemacht, es waren Schweine zu füttern, Kühe zu melken und ein verwahrlostes Haus mit einfachsten Mitteln schön zu machen. Die Schule gehörte von Anfang an zum Dorf, die Kinder wurden während der Ernte betreut, der Kasperle holte sie zum Kinderfest und die großen nationalen Feiern wurden ausgestaltet und mit der Bevölkerung gefeiert.

Die Ausbildung der Lagerführerinnen bestand in der praktischen Auseinandersetzung mit dem Leben des Dorfes und dem Vorleben einer nationalsozialistischen Gemeinschaft. Ein einfacher Unterricht über die Aufgabe des Lagers im Dorf und die Erziehung und Ausbildung der Arbeitsmaiden vertiefte die Arbeit der Schule. Dazu kam eine weltanschauliche Auseinandersetzung an Hand des politischen Geschehens. Gerade diese neue Form, eine weibliche Gemeinschaft zu bilden, zog in dieser Zeit des Neuanfangs eine ganze Reihe von Frauen an. Sie haben diesen Anfang bis heute weitergetragen und ausgebaut.

Beim Zurückdenken an diese Zeit, die gerade den Frauen das Bewußtsein eines Aufbruchs revolutionärster Art für einen neuen weiblichen Beruf, eben den der Führerin gab, ist es an der Zeit, sich Rechenschaft zu geben, was aus diesen ersten Anfängen geworden ist.

Heute bildet der Reichsarbeitsdienst in 32 Schulen seine Führerinnen für ihre Aufgaben in zirka 2000 Lagern des Reiches selbst aus. Die Grundlagen in der Ausbildung, die sich in den ersten Lehrgängen schon zeigten, sind dieselben geblieben. Es sind dies die Förderung der Persönlichkeit für die politische Führungsaufgabe, die Anleitung für die Erziehung und Ausbildung der Arbeitsmaiden zur nationalsozialistischen Gesinnung, die Auslese des richtigen Nachwuchses und die Zusammenarbeit des Lagers mit dem Dorf.

Wer heute eine 24jährige Lagerführerin im Reichsarbeitsdienst innerhalb ihres Wirkungskreises erlebt, entweder im Lager im Kreise ihrer Arbeitsmaiden, bei einer Verhandlung bei ihrem Orts- oder Kreisbauernführer, bei einem Besuch ihrer Arbeitsmaiden auf den Bauernhöfen, der ist erstaunt über die ruhige Sicherheit, mit der sie ihre vielseitige und verantwortungsvolle Aufgabe meistert. Es geht bei allem Ernst Fröhlichkeit und Zuversicht von ihr aus. Sie hat einen guten Instinkt, schnell das Richtige zu entscheiden, ist einfach und ungeschraubt.

Wie bildet sich nun dieser Typ der Reichsarbeitsdienstführerin, wie wird er von der Aufgabe geformt und wie verläuft heute die Ausbildung in den Schulen des Reichsarbeitsdienstes?

Das Ziel dieser Ausbildung läßt sich am besten herausstellen, wenn wir uns die Lagerführerin selbst im Lager einmal ansehen. Der Lagerführerin ist heute die Erziehung von 40—60 Mädchen anvertraut. Sie kommen aus allen sozialen und Berufs-Schichten. Die einfachen, lichten Räume, die gleiche gut kleidende Tracht,

Digitized by Google

die gemeinsame notwendige Arbeit und die Gesetzmäßigkeit, die für alle gültig ist, sind die Grundlage für die Gemeinschaftsbildung. Die Arbeit bei der Bauersfrau, die für die meisten Mädchen etwas neues ist, ist der Mittelpunkt in der Erziehung. Sie erfolgt in solchen Familien, in denen viele Kinder sind und die Verhältnisse des Hofes die Hilfe einer Arbeitsmaid, besonders für die Frau, notwendig erscheinen lassen. Die Lagerführerin kennt alle Familien und Höfe in ihrem Dorf gut. Sie gehört dazu und kann so dafür sorgen, daß das richtige Mädchen zur richtigen Bauersfrau kommt. Einige Arbeitsmaiden bleiben im Lager und lernen hier die hausfraulichen Dinge, die für jede Frau entscheidende Bedeutung haben. So ist die Lagerführerin auch Leiterin des Lagerhaushaltes und keiner kann ihr die letzte Sorge dafür abnehmen, ob z. B. die Kartoffeln reichen, ob nicht zu viel Kohlen verbraucht werden und anderes mehr. Im politischen Unterricht bringt sie den Arbeitsmaiden das große Leben des Volkes zum Bewußtsein. Hier werden die Erkenntnisse gesammelt, die am Tage schon während der Arbeit im Lager und beim Bauern berührt werden. Die Mädchen lernen die Maßnahmen des Führers verstehen. In diesem Zusammenhang werden auch die Dinge besprochen, die die Frau und ihre sittliche Haltung besonders angehen. Die Lagerführerin steht gläubig hinter ihren Worten und hat hier die Möglichkeit, an die Herzen der Arbeitsmaiden heranzukommen. Der Abend als Ausklang des Tages lehrt sie, wie man in den Stunden, an denen die Tagesarbeit fertig ist, seine Zeit sinnvoll anwendet. Hier werden auch schöne Dinge der deutschen Kultur gepflegt, Musik, Spiel und Tanz und auch die handwerkliche Erziehung kommt hier zu ihrem Recht. Wie sich diese Kulturarbeit des Lagers durch die gemeinsame Arbeit und durch die gemeinsamen Feiern auf das Dorf ausbreitet, wird von der Lagerführerin vorsichtig und zielsicher gelenkt. So erleben die Arbeitsmaiden die Feste und Feiern im lebendigen Dorfleben und gerade dies hat einen entscheidenden Wert für ihr späteres Leben in der Familie. In der Leibeserziehung werden die Arbeitsmaiden zu einer guten Haltung gebracht und die Lagerführerin muß in der Lage sein, die Fehler jeder einzelnen zu sehen, um sie von hier aus zu fördern. Die Gesundheit der Arbeitsmaiden ist ihrer Fürsorge anvertraut. Die gesunde Lebensweise soll die Arbeitsmaid ins Leben hinaus begleiten.

Aus vorstehendem kurzen Bild aus dem Lager geht hervor, wie vielseitig und zielbewußt die Lagerführerin arbeiten muß, um zum Ziel zu kommen.

Wie kommt nun die Lagerführerin zu diesem Können? Das geschieht in einem ständigen Wechsel von praktischer Bewährung und Erfahrung im Lager und der Ausbildung in den Schulen. Sie selbst muß einmal das Erlebnis des Geführtwerdens gehabt haben, muß selbst Arbeitsmaid gewesen sein, um einmal selbst Führende zu sein. An die Dienstzeit als Arbeitsmaid schließt sich die Aufgabe der Kameradschaftsältesten. Hier hat sie für eine Gruppe von elf Mädchen (eine Kameradschaft) zu sorgen. Ihre eigene Ausbildung liegt in einem systematischen Gang durch alle hauswirtschaftlichen Arbeiten des Lagers.

Was das Lager praktisch begonnen hat, setzt die Lagerschule in einem geschlossenen sechsmonatigen Lehrgang fort. Es bleibt da genau wie es in den ersten Schulen der Fall war, die Ausrichtung auf die Aufgabe des Lagers bestehen. Die Lagerschule bildet als erste Stufe der Ausbildung der Führerin Gehilfinnen aus, und zwar die Wirtschaftsgehilfin, Verwalterin und Gehilfin der Lagerführerin. Die Wirtschaftsgehilfin hat den Haushalt unter sich, die Küche, die Waschküche, das Haus und leitet auch hier die Arbeitsmaiden an. Die Gehilfin der Lagerführerin nimmt dieser schon einigen Unterricht ab, geht mit in den Außendienst, um die Arbeitsmaiden bei den Bauern zu beaufsichtigen, und wird überall da von der Lagerführerin eingesetzt, wo sie Entlastung benötigt. Die Verwalterin ist der Kassenwart des Lagers. Sie kauft mit der Wirtschaftsgehilfin des Lagers zusammen ein, verwaltet die Kammer und die Geräte des Lagers.

Der Lehrplan der Lagerschule ist durch diese Aufgaben bestimmt. Der Unterrichtsplan umfaßt den politischen Unterricht und den Dienstunterricht, die Erziehungslehre, die hauswirtschaftliche Ausbildung und Verwaltungsunterricht, die Leibeserziehung und den Gesundheitsdienstunterricht, den Unterricht in der handwerklichen Erziehung, im Singen und der Feierabendgestaltung.

Digitized by Google

Im politischen Unterricht wird das Hauptgewicht auf das Verständnis der Gegenwart gelegt. Die Kenntnisse, die sich die Führeranwärterin hier aneignet, sollen sie zur späteren eigenen Weiterarbeit befähigen. Durch Zeitungsberichte und Erklären der Nachrichten wird das Interesse für das politische Geschehen geweckt. Die Fragen der Frau und deren sittliche Haltung werden eingehend besprochen. Es ist notwendig, daß sich hier die spätere Führerin für eine ganz bestimmte, der deutschen Frau gemäße Haltung entscheidet.

Im Mittelpunkt der Ausbildung an diesen Schulen steht die hauswirtschaftliche Erziehung. Die Führeranwärterinnen lernen Kochen und Backen, Waschen und Bügeln, Stopfen und Flicken. Sie lernen einen einfachen Hausgarten bebauen, sie lernen das Haus blitzsauber halten und werden dabei selbst zur Ordnung und Sauberkeit angehalten. Bei all diesen Fertigkeiten kommt dazu, daß sie lernen, dies ihren Arbeitsmaiden beizubringen und sie richtig anstellen zu können. Da ist es notwendig, daß täglich drei bis vier Stunden für die hauswirtschaftliche Erziehung verwendet werden.

Dazu kommt die Verwaltung, die wie alle anderen Fächer in Gruppen erarbeitet wird. Hier lernt die Führeranwärterin Genauigkeit und Pünktlichkeit. Genau so wie ihre Kasse stimmen muß, hat in der Bekleidungskammer jede Kleinigkeit ordentlich vorhanden zu sein.

Die äußere Haltung der Führerin ist das Vorbild für die Arbeitsmaid. Darum ist der Leibeserziehung in der Lagerschule täglich eine Stunde eingeräumt. Die Führerin soll sich frei und ungezwungen bewegen lernen und dabei eine beherrschte, aufrechte Haltung haben. Einen recht großen Raum in der Anzahl der Unterrichtsstunden nimmt der Dienstunterricht ein. Dieser läßt sich vielleicht vergleichen mit dem Offiziersreglements des jungen Fähnrichs. Alle dienstlichen Zusammenhänge und Vorschriften, die die junge Führerin zur Durchführung ihrer Dienstaufgabe benötigt, werden hier gelernt. Wenn sie bisher als Arbeitsmaid die Dinge erlebte, so findet sie hier ihre Einordnung und die durchdachte Gesetzmäßigkeit. Im Zusammenhang hiermit werden die Sitten und Gebräuche und die Umgangsformen besprochen und verwirklicht, deren die Führerin sich zu bedienen hat. Das sind Formen, die über die Lager hinaus in der Familie und anderen Gesellschaftsformen gebräuchlich und richtig sind.

An der Schule hat nicht nur der Unterricht seine erziehende Bedeutung, sondern genau so auch der gesamte Tageslauf, der in einem steten Wechsel von Spannung und Entspannung, die Mädchen frisch und aufnahmebereit macht. Das Gemeinschaftsleben der Schule ist Selbstzweck und zugleich richtunggebend für die spätere Lagerarbeit. Wanderungen und Lehrfahrten werden zur Erweiterung des Gesichtskreises in die Erziehung mit einbezogen. Der fröhliche und dabei doch ernste Ton, der in diesen Schulen herrscht, gibt der Schulleiterin und den Lehrkräften immer wieder Kraft für ihre nicht einfache Aufgabe.

Am Schluß des Lehrgangs steht eine Prüfung. Sie ist vom Reichsminister für Unterricht, Erziehung und Ausbildung insofern anerkannt, als sie dem Abschluß der Landfrauenschule gleichgestellt ist.

Nach erfolgreichem Abschluß des Lehrgangs, der auch die Eignung als Führerin in sich schließt, erfolgt die Anstellung als Reichsarbeitsdienstführerin im Range einer Maidenunterführerin.

Bei solchen Führerinnen, die gute Fähigkeiten zeigen, geht der Weg sehr schnell weiter. Sie arbeiten ein bis zwei Jahre als Gehilfin im Lager und werden bei dieser Aufgabe sicherer und wachsen daran. Im Gesichtsausdruck dieser Führerinnen zeigt sich ganz besonders das innere Weiterkommen, zerflatterte Gesichter werden geschlossen, ein etwas ruhender Ausdruck wird lebendig und aufgeschlossen. Eine gute Lehre für die junge Gehilfin ist heute im Kriege der Einsatz im Kriegshilfsdienst, wo sie durch das unmittelbare Zusammenarbeiten mit den Arbeiterinnen sehr tief in die sozialen Verhältnisse hineinsieht. Durch die notwendigen Verhandlungen mit den Arbeitgebern und Betriebsleitern weitet sich ihr Erfahrungskreis.

Bevor eine Gehilfin selbst das Lager als Lagerführerin übernimmt, kommt sie noch einmal auf eine Reichsarbeitsdienstschule, und zwar vier Monate auf die Bezirksschule. Im Mittelpunkt dieser Ausbildung steht die Vorbereitung auf die Auf-

Digitized by Google

gaben der Menschenführung im Lager. Die eigenen Erfahrungen der jungen Führerinnen werden geklärt und auf die richtige Bahn gebracht. Es muß den Führerinnen klar werden, daß die Grundgesetze der nationalsozialistischen Erziehung im Reichsarbeitsdienst verwirklicht werden. Diese Verwirklichung und ihre richtige Handhabe müssen ihnen von der Verantwortung der Lagerführerin her in Fleisch und Blut übergehen.

In der Erziehungslehre wird die praktische Erfahrung der Führerinnen so geklärt, daß sie ihre Arbeitsmaiden nach Charakter, Anlage, Begabung und Temperament erkennen und auch schwierige Menschen der Gemeinschaft zuführen lernen.

Im politischen Unterricht wird ein tieferes Eindringen in die Geschichte der Gegenwart durch die Besprechung des Buches „Mein Kampf" und durch die Bearbeitung einiger länderkundlichen Fragen ermöglicht. Dieser Unterricht hat immer das Ziel, die Gläubigkeit unserer Führerinnen an die Zukunft unseres Volkes zu stärken, so zu stärken, daß sie ihre gesamte Erziehungsarbeit durchdringt. Es kommt hier immer darauf an, die Führerinnen zum selbständigen Arbeiten und Auseinandersetzen anzuleiten.

Die Leibeserziehung in der Bezirksschule ist wichtig als Fortschritt dessen, was in der Lagerschule gelernt wurde. Vor allem dient dieser Unterricht als Vorbereitung zum späteren Unterrichten.

Die hauswirtschaftliche Erziehung wird nur soweit in der Bezirksschule bearbeitet, als die Lagerführerin als Hausfrau noch gefördert und einen größeren Überblick haben muß, um ihre eigenen Gehilfinnen anzustellen und zu fördern.

Die Unterrichtslehre wird in allen Fächern durchgeführt. Sie soll die Führerinnen befähigen, ihr Wissen zu ordnen und es klar an die Arbeitsmaiden weiterzugeben. Praktische Lehrübungen, der eine gemeinsame Nachbesprechung folgt, dienen der Gewöhnung der Führerinnen an das Unterrichten.

Die Vorbereitung der späteren Lagerführerin auf ihre besondere Aufgabe auf kulturellem Gebiet gehören zu einer der schönsten Aufgaben dieser Schule. Die Feierabende der Schule mit ihrem Spiel, mit ihrem Herstellen von Spielzeug, mit Musik- und Dichterabenden zeigen den Führerinnen, was man auf diesem Gebiet im Lager und im Dorf tun kann. Im Zusammenhang damit wird über den Weg gesprochen, wie solche Feierabende durchzuführen sind.

Entsprechend dem Gewicht, das die Musikpflege im Lager hat, bilden die Führerinnen in den Bezirksschulen nicht nur einen gutgepflegten eigenen Chor, sondern sie werden auch methodisch auf die Chorführung im Lager und die Pflege des Bekenntnis- und Volksliedes im Lager und Dorf vorbereitet. Die Freude an einfacher Instrumentalmusik in Verbindung mit dem Lied wird weitgehend gefördert.

Diese neuartige Ausbildung zur Lagerführerin trägt in sich als entscheidenden Faktor den politischen Auftrag an der jungen Generation.

Die dritte Stufe in der Ausbildung der Führerin bildet die Reichsschule. Sie bereitet auf der Grundlage der beiden anderen Schulformen nach der längeren Bewährung als Lagerführerin einzelne Führerinnen für die höheren Dienstaufgaben vor.

Vergleicht man rückblickend die Anfänge der Schulentwicklung mit den jetzigen Ausbildungsformen, so wird deutlich, daß schon von Beginn an die Aufgabe gesehen wurde, daß sie sich nur in der Arbeit selbst auseinandergefaltet und vertieft hat, und jetzt junge Menschen befähigt, sich für eine große und notwendige Arbeit im Volksganzen einzusetzen.

Stabshauptführerin Asta von Larisch.

Digitized by Google

Jugend und Film

Seit Jahren bietet das Problem des deutschen Jugendfilms in Laien- und Fachkreisen Anlaß zu lebhaften Erörterungen. Einen wesentlichen Beitrag im Rahmen des einschlägigen Schrifttums lieferte kürzlich A. U. Sander mit einer als Sonderveröffentlichung der Zeitschrift „Das Junge Deutschland" erschienenen Arbeit „Jugend und Film". *

Eindeutig bringt bereits der Titel zum Ausdruck, worum es der Verfasserin geht: von der Jugend, von ihren auf dem Totalitätsanspruch ihres Erziehungsideals basierenden Forderungen und Ansprüchen her soll der Weg zum Film gesucht werden, um dann den Film seinerseits als „Führungsmittel" diesen Forderungen dienstbar zu machen. Zu diesem Zweck hat die Verfasserin eine Fülle sachlichen Beweismaterials zusammengetragen. Mit der Unbestechlichkeit statistischer Berechnungen wird eine kritische Übersicht über die gegenwärtig einsatzfähigen Jugendfilme, und zwar sowohl Berichtfilme als auch Kinder- und Jugendspielfilme, geboten, wird die von den Produktionsfirmen immer wieder skeptisch aufgeworfene Frage nach der wirtschaftlichen Rentabilität des Jugendfilms untersucht, die sich in Anbetracht der Tatsache, daß die Häufigkeit des Filmbesuchs der Jugendlichen die günstigsten Schätzungen weit übertrifft, durchaus positiv beantworten läßt.

Weniger erfreulich mutet dagegen die Bilanz des Filmschaffens der letzten Jahre an, nach der lediglich etwa ein Viertel der Produktion an programmfüllenden Spielfilmen „jugendfrei" befunden wurde, wobei, wie die Verfasserin an zahlreichen Beispielen nachweist, „jugendfrei" durchaus nicht mit „jugendgeeignet", ganz abgesehen von „jugendwert", gleichzusetzen ist.

1939 konnten z. B. nur 1,8% der Gesamtproduktion mit dem Prädikat „jugendwert" bedacht werden. In den „jugendfilmfreundlichen" Jahren 1940/41 stieg die Zahl bis zu 16,4% an, um anschließend wieder einen steilen Abstieg (bis zu 8,8% im Jahre 1942) zu verzeichnen, der um so mehr zu bedauern ist, als in derselben Zeit die Anzahl der künstlerisch hochwertigen Erwachsenenfilme stetig anwuchs. Begreiflicherweise sind diese Filme jedoch — A. U. Sander nennt „Heimkehr", „Ohm Krüger", „Jud Süß" u. a. — in ihrer Problemstellung der jugendlichen Psyche selten so gemäß, daß man von einer uneingeschränkt positiven Wirkung sprechen könnte. In den meisten Fällen wird die Folge der Notwendigkeit, die Jugendlichen in Ermangelung wirklicher Jugendfilme an derartige Erwachsenen-Spitzenfilme heranzuführen, die gleiche wie die einer verfrüht gebotenen Klassikeraufführung sein: Die Jungen und Mädel sind noch nicht in der Lage, die Bedeutung des Kunstwerkes in vollem Umfange zu ermessen, entnehmen dem Ganzen die Teile, die ihnen, da sie sie bereits verstehen, Eindruck machen, und lehnen eine spätere Beschäftigung mit dem gleichen Werk als „schon bekannt" ab. In Anbetracht dieser Vorbehalte, die man, wenn man den Dingen ehrlich auf den Grund geht, stellen muß, kommt A. U. Sander zu der Schlußfolgerung, daß unsere filmfreudigen Jungen und Mädel, da die eigentliche Jugendfilmherstellung nicht ausreicht, weitgehend auf die sogenannten jugendfreien Durchschnittsfilme angewiesen sind.

Hier beginnt ohne Zweifel der für die praktische Auswertung wesentlichste Teil der Arbeit: rund 2000, von der Verfasserin auf Grund einer Umfrage zusammengestellte und sorgfältig ausgewertete Urteile vermitteln dem Leser einen Einblick in die Stellungnahme der Jugendlichen, wie sie präziser, umfassender und schlagkräftiger kaum gedacht werden kann. Äußerungen von drastischer Kürze — wir erinnern an das 768mal gezählte vernichtende „Quatsch" — stehen hervorragend begründeten und sehr treffsicher formulierten Aussagen gegenüber. So schreibt z. B. eine BDM.-Führerin:

„Wir haben eine Reihe sehr guter Soldatenfilme, die von hohem Mut, Ehrlichkeit und freier Seele sprechen. Wir haben große Vorbilder, die eine Jungenseele höherschlagen lassen. Aber was haben die Mädel? Aus Büchern kennen wir so viele große deutsche Frauen, die es wohl wert sind, in die Mädchenherzen hineingesenkt zu werden. Es müssen nicht immer die Filmmädchen sein in ihren unmöglichen Prachtwohnungen in der Stadt, in ihren phantastischen Be-

* Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.

Digitized by Google

rufswegen, in vornehmen Rittergütern oder in ihrer Liebe zum Tanz, Zirkus, Varieté oder zur Operette."

Eine andere fragt:

„Wer von uns berufstätigen Mädchen sehnte sich nicht nach Sonne, Wiese, Wald und Feld? Welcher Film bringt unsere große Liebe zur Natur zum Ausdruck? Und wie wenige Filme handeln von einer tiefen Freundschaft zwischen Mann und Mädchen? Welcher Film bringt die Liebe zwischen Mann und Frau so zart, daß man sie noch als Gefühl ansprechen kann?

Neben vielen wirklich guten Filmen haben wir eine ungeheuere Menge von Unterhaltungsfilmen, die, einmal mit ernstem Auge betrachtet, die funkelnden Sterne verschwinden lassen, die da und dort aufblitzen, und uns die Menschen in ihrer ganzen Erbärmlichkeit ohne sicheren Grund vor die Seele stellen. Diese Art von Filmen zeigt uns in plumper Weise Dinge, die man schon ahnen konnte, aber nein, sie bringen es in Wort und Bild und Ton, als sei es noch nicht deutlich genug gewesen. Muß uns Deutschen denn so etwas Dummes, Dreimalgesagtes gezeigt werden? Aber nicht nur die Lässigkeit des Mannes im Film, auch die der Mädchen, ihre Tändelei, das dauernde Wechseln von Kleidern, das öftere Schminken, das Flatterhafte sind schlechte Vorbilder und werden (dennoch, leider) allzu gern nachgeahmt. — Wer sagt der Mehrzahl der Mädchen (in bezug auf wertvolle Filme), d i e s mußt du sehen, wenn die Mutter selbst anderes bevorzugt?"

Das Ergebnis all dieser Urteile läßt sich dahin zusammenfassen, daß sich die deutsche Jugend einmütig zu Spitzenwerken wie „Der Große König" (der die meisten positiv urteilenden Stimmen erhielt), „Bismarck", „Schiller", „Reitet für Deutschland", „Stukas" usw. bekennt, während — für viele Leser sicherlich überraschend — „Quax der Bruchpilot" an der Spitze der abgelehnten jugendfreien Filme steht. Es folgen „Ein Windstoß", „Sieben Jahre Pech", „Sieben Jahre Glück", „Die große Liebe", „Kleine Residenz" usw. Die Höhe der Ansprüche, die unsere Jugend an den Film stellt, wird durch die Tatsache bewiesen, daß die meisten ablehnenden Urteile auf „Inhaltslosigkeit" lauten.

Aus den angeführten, durch statistisches Beweismaterial unterbauten Beispielen leitet A. U. Sander die Forderung ab, in Zukunft „75% Filme zu produzieren, die j e d e r m a n n gezeigt werden könnten", und „die präventive Drehbuchkontrolle" weit stärker als bisher unter dem Gesichtspunkt durchzuführen, „ob der geplante Film in seiner Themenstellung und in seiner Ausführungsplanung geeignet ist, jungen deutschen Menschen ... positive Werte ... zu vermitteln."

Dr. Lore Reinmöller.

Die Flakwaffenhelferin

Seit einiger Zeit begegnen wir hin und wieder in den Straßen der Erscheinung der Flakwaffenhelferin. Von den Nachrichtenhelferinnen der verschiedenen Heeresteile unterscheidet sie sich für den oberflächlichen Betrachter einmal durch die graue Feldmütze mit dem Schirm und sodann durch das Wappenschild mit Schwert und Hoheitszeichen auf dem rechten Ärmel. Ihr Aufgabenbereich weist sie der Bedienung von Scheinwerfern, Sperrballons und Hilfsgeräten der Flak, also Horch- und Meßgeräten, zu. Die Flakwaffenhelferinnnen sind jedoch keine weiblichen Soldaten. Keine Waffe, kein Geschütz wird von ihnen gehandhabt.

Es ist sehr aufschlußreich, wenn man diese Frauen und Mädel im Dienst beobachten darf. Es wird ihnen keine schwere körperliche Arbeit zugemutet. Sie lösen Männer an den Geräten ab, die nun für anderweitige Einsätze frei werden. Aufmerksamkeit, Geschicklichkeit und Verantwortungsgefühl setzt ihre Tätigkeit voraus und jenes selbstverständliche Maß an Einsatzfreudigkeit, das heute so vieles frauliche Tun über sich selbst hinaushebt. Denn frauliches Tun im Sinne einer Leistung, die im Dienst für Deutschland vollbracht werden muß, wird auch die Tätigkeit, die die Flakwaffenhelferin heute ausübt. Daran wird nichts geändert durch die Tatsache, daß vorher Männer diesen Dienst getan haben. Daran ändern auch die praktischen Überfallhosen nichts, die im Dienst von den Frauen getragen werden. Bei der Handhabung der schon erwähnten Geräte sind rein menschliche Qualitäten die Voraussetzung, die keine grundsätzliche

Digitized by Google

Frage nach dem Geschlecht stellen, wie es in einem so ausgeprägten Sinne die Waffe tut.

Bei der Heranziehung von Frauen und Mädeln zum Dienst als Flakwaffenhelferin hat man gerade dieses Moment der Bewahrung ihrer Fraulichkeit einer sehr genauen Prüfung unterzogen. Man lehnt es ab, sie zu militarisieren. Sie werden ja mit ihrem Einsatz auch nicht etwa Flaksoldaten, sondern gehören zum Wehrmachtsgefolge. Sie werden von Frauen geführt, die ihnen nicht allein Vorgesetzte, sondern im gleichen Maße Erzieherinnen, Kameradinnen, ja Freundinnen sind. Diese Führerinnen der Flakwaffenhelferinnen kommen zu einem überwiegenden Teil aus den Reihen der NS.-Frauenschaft. Sie haben auch in der NS.-Frauenschaft bereits Führungsaufgaben zu lösen gehabt und bringen für den neuen Einsatz, in dem sie nun schon seit einer Reihe von Monaten stehen, die besten Voraussetzungen mit. An der Aufstellung der Dienstordnung mit ihrer durchaus neuen Auffassung einer weiblichen Führung war die Reichsfrauenführung weitgehend beteiligt.

Freilich ist es ein neuartiges, wenn auch keineswegs unerfreuliches Bild, wenn man die Flakwaffenhelferin am Gerät exerzieren sieht. Militärische Formen, die hierbei aus Gründen der Zweckmäßigkeit und der Disziplin gewahrt werden, vermögen der Eigenart der jungen Mädel und Frauen nichts anzuhaben. Sie gehören zum Dienst und seiner Ordnung. Dieser Dienst aber steht unter dem Gedanken: Leistung für Deutschland. Und er wird darum mit der vollen Hingabe, deren eine Frau fähig ist, erfüllt. Wendigkeit, Schnelligkeit des Begreifens, angeborene Geschicklichkeit und Feingefühl kommen den Frauen dabei zur Hilfe. Und die Ergebnisse dieses Fraueneinsatzes sind voll befriedigend. Eine ganze Reihe von Abschüssen konnte unter Mitwirkung der Flakwaffenhelferinnen erzielt werden.

Der Dienst ist nicht leicht und setzt gesunde, elastische Menschen voraus. Andererseits ist er so geartet, daß er den Frauen diese einmal vorhandene Gesundheit bewahrt. Die Flakwaffenhelferinnen machen durchweg einen frischen, fröhlichen, nervlich keineswegs belasteten Eindruck. Viele von ihnen bezeugen, daß auch in Angriffsnächten der Aufenthalt in den gut getarnten Stellungen am Wald, in den Feldern, auf jeden Fall unter freiem Himmel ihnen ein wesentlich stärkeres Gefühl der Sicherheit gebe, als es oft zuvor ein tatenloses Hocken im Luftschutzkeller getan habe. Denn tatenlos zuzusehen oder zuzuhören, wie das Verderben über eine Stadt hinwegbraust, brauchen sie ja nun nicht mehr. Denn ihre Verantwortung, ihr tausendfach geübtes, jetzt mit kühler Überlegung vollbrachtes Tun hilft ja, das Unheil zu wenden, die Heimat zu schützen. Auf ihre Konzentration, ihre Fähigkeit, ihr technisches Verständnis und ihre Begeisterung kommt es mit an. Ihr Scheinwerfer, ihr Horchgerät können Entscheidungen mit herbeiführen. Und sie sind stolz darauf.

Außerhalb des Dienstes schwingt das Leben vollends ins Frauliche zurück. Ob man sich die freundliche Ausgestaltung der Unterkünfte ansehen will, in denen Blumen und Bilder, kleine, schöne Dinge aller Art eine Rolle spielen, ob man dem gemeinsamen Gesang lauscht oder Spiele, gymnastische Übungen und dergleichen betrachtet, man kommt gar nicht auf den Gedanken, „militarisierten" Frauen gegenüber zu stehen. Es bleibt ihnen auch Raum für das persönliche Leben, für gemeinsam verbrachte Urlaubstage mit dem Mann, der von der Front kommt oder für einen Ausgang mit dem Freund oder Verlobten. Man vergißt auch nicht, daß es einen Friseur gibt. Körperpflege, Baden, Hygiene in jeglicher Form werden in schöner Selbstverständlichkeit nach wie vor groß geschrieben.

Die Flakwaffenhelferin muß mindestens 20 Jahre alt sein, ehe sie eingestellt wird. Ein Höchstalter ist nicht festgesetzt. Hier entscheiden nur noch Gesundheit und Eignung. Eine Verwendung erfolgt lediglich in der Heimat. Die zahlreichen, stets freiwilligen Meldungen zum Dienst der Flakwaffenhelferin erfolgen bei den Luftwaffendienststellen. Der Einsatz dieser Frauen und Mädel bedeutet nicht mehr und nicht weniger als eine Erweiterung des Heimatdienstes der deutschen Frau, der in seiner Gesamtheit Zeugnis ablegt von ihrer Klugheit und Tatkraft, ihrer Treue und ihrem leidenschaftlichen Glauben an den Endsieg, der in Deutschlands Hände fallen wird.

Ruth Köhler-Irrgang.

Digitized by Google

Luxus des Goldes

In der Frühzeit war Gold im Leben der Menschen nichts anderes als Ware; allerdings wegen seiner Seltenheit und wegen seiner besonderen Eigenschaften eine sehr geschätzte. Seiner Schönheit wegen wurde es überall auf der Erde, sobald dieses Edelmetall bekannt wurde, zu Schmuck- und Prunkgeräten verwandt. Mit dem Gold verband sich eine symbolische und mythische Bedeutung. Die hohe Schätzung des Goldes machte es schon in weit zurückliegenden Zeiten zum allgemeinen Tauschmittel. Es wurde als gemünztes Gold zum Umlaufmittel im Geldwesen der Völker und schließlich sogar zum Wertmesser für alle Güter im Dienste des Wirtschaftslebens.

Die Abstellung der Währungssysteme der Kulturvölker allein auf das Gold und damit seine Anerkennung als gesetzliches Zahlungsmittel für alle Tauschvorgänge führte zu einem unabdingbaren Glauben an das Gold als einzig wertbeständiges Gut, zu einer Art von Fetisch an seine einzige und ausschlaggebende Bedeutung für alle wirtschaftlichen Handlungen. Allein das Gold — so glaubte man — mache alle Geschäfte sicher. Eine Zeitlang beherrschte die Meinung die europäische Politik, neben dem Silber bilde das Gold den Hauptbestandteil des Reichtums der Völker.

England führte im Jahre 1816 als erster Staat die Goldwährung an Stelle der früheren Doppel- bzw. Silberwährung ein und rein durch. Deutschland ging 1873 zur Goldwährung über und diesem Beispiel folgten in den folgenden Jahren eine Reihe anderer europäischer Staaten. Mit der Vereinheitlichung der währungspolitischen Entwicklung — eigentlich eine Erscheinung der letzten Jahrzehnte — erreichte die Geldwirtschaft ihre goldmäßige Stütze.

Im engen Zusammenhang mit der Entwicklung der Währungsverhältnisse stand die Edelmetallgewinnung. Nachdem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Edelmetallgewinnung ziemlich gleichmäßig geblieben war und anfänglich sogar merklich nachgelassen hatte, nahm die Produktion beim Gold in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung. Die Golderzeugung stieg von weniger als einer halben Milliarde Goldmark im Jahresdurchschnitt 1896—1900 auf 1,82 Milliarden im Durchschnitt der Jahre 1906—1910. Der Grund der plötzlichen Vermehrung der Goldproduktion lag in der Erschließung reicher Fundstätten in Amerika, Australien, Afrika und in den großen technischen Fortschritten, die bei der Ausbeutung zur Anwendung kamen. Vor dem ersten Weltkrieg wurde der Goldschatz aller Goldwährungsstaaten auf 28 Milliarden Mark geschätzt. Allein die Bank von Frankreich besaß 1913 rund 2,8 Milliarden Mark in Gold, die Deutsche Reichsbank 1,2 Milliarden und die Bank von England 0,7 Milliarden. Besonders England wußte den Vorteil wohl zu schätzen, den ihm, dem Großproduzenten des roten Währungsmetalls, die Weltgoldwährung einbrachte, nämlich jährlich zirka 1,5 Milliarden Mark.

Dieses Land war es auch, das immer wieder der Welt einhämmerte, daß Gold niemals zu entbehren sei, was auch um so leichter gelang, als der sogenannte Automatismus einer unter normalen Bedingungen funktionierenden Goldwährung für die Regulierung des inneren und äußeren Geldwertes sorgte, d. h. die richtige Kaufkraft des Geldes selbst herstellte. Man ging dabei von dem Gedanken aus, daß das Verhältnis von Goldmenge zu Gütermenge die Bewegung der Preise bestimmte, wobei das Gold — so meinte man — der „feste Punkt in der Erscheinungen Flucht" wäre. Das Gold wurde zu einem allgemeinen Wertmesser gestempelt, weil es nicht beliebig verwendet werden könne.

Wenn in den Jahren vor dem ersten Weltkriege die Goldwährung Konjunkturschwingungen nur in geringem Umfange zuließ, dann deshalb, weil die internationale Wettbewerbslage für eine relativ gleichmäßige Verteilung des Goldes auf die verschiedenen Länder sorgte. Die damals bestehenden allgemein-wirtschaftlichen Voraussetzungen und die internationale Arbeitsteilung stützten die Ausgleichskraft der Goldwährungen untereinander, wenn auch die Goldpolitik der Zentralbanken aus politischen und allgemeinen Prestigegründen die freie Auswirkung der Goldbewegung auf Preise und Produktion im Sinne verstärkter Goldhortung schon zu beein-

Digitized by Google

flussen suchte. Der Weltkrieg brachte dann mit dem Zerfall der freien Weltwirtschaft die vollkommene Umwälzung und das Ende der alten Währungsordnung. Politische Kriegsschulden, Entstehung neuer Industrien in den Rohstoffländern in Übersee, neue politische Zollgebilde und allgemeine Abschließung der Länder untereinander hoben die internationale Arbeitsteilung auf und verschoben die Goldverteilung ruckartig und tiefgreifend. Amerika war plötzlich als der eigentliche Kriegsgewinner aus einem Schuldnerstaat zu dem ersten Geldgeber der Welt geworden. Die Folgen der finanziellen Forderungen von Versailles waren die, daß das Gold, entgegen seinem natürlichen Gefälle, den Berg hinauflief. Denn statt dessen das von den „besiegten Völkern" erarbeitete Kapital dem Warenaustausch diente, floß es auf Nimmerwiedersehen in Form von Gold in die Kellergewölbe weniger Staatsbanken und das in einer Welt, die auf einen gewaltigen Warenaustausch der Völker untereinander angewiesen war. Aus dem Kreislauf der Volkswirtschaften gezogen, versackte es in den Kellern von New York, London und Paris. Als im Jahre 1930 die angelsächsischen Länder langsam begriffen, was sie angerichtet hatten, suchten sie mit den verschiedensten währungstechnischen und politischen Maßnahmen der Katastrophe zu entgehen. Als England am 21. September 1931 vom Goldstandard abging, wurde dieser aufsehenerregende Entschluß der Downingstreet zwar als eine vorübergehende Notmaßnahme hingestellt — was sie übrigens nicht sein sollte —, aber in die Goldfront wurde die entscheidende Bresche geschlagen.

Englands Abwertung war das Fanal für den Abfall vom Golde für die verschiedensten unserer Länder. Ein besonderes Ereignis war im April 1933 Amerikas Abgehen vom Goldstandard, desselben Amerikas, das über die größten Goldvorräte verfügte, die zur Verteidigung des Dollars zum Teil hätten eingesetzt werden können. Noch standen verschiedene europäische Länder im Banne des Goldes, Belgien, Frankreich, Italien, Luxemburg, Holland und die Schweiz hatten sich die Bezeichnung „Goldblock-Länder" gegeben und verfolgten die Gedanken der finanziellen und der wirtschaftspolitischen Zusammenarbeit. Aber auch ihr Ende sollte trotz aller guten Vorsätze sich bald erfüllen. Im März 1935 wertete Belgien ab, das ein wichtiger Sprecher im „Goldblock" gewesen war, nachdem im März 1934 bereits Italien mit der Loslösung von der Parität begonnen hatte. Mit der Abwertung des französischen und Schweizer Franken (September 1936) und der Aufgabe des Goldstandards in Holland war das Schicksal des so groß angekündigten „Goldverteidigungsblocks" endgültig besiegelt.

In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß das Gold seinen Charakter als Umlaufmittel in der neueren Entwicklung des Wirtschaftswesens schon längst vorher verloren hat. Von der reinen Metallumlaufwährung war man schon vor dem Weltkriege zu einem gemischten System übergegangen, in dem neben den Goldmünzen auch Banknoten umliefen, die jedoch in Gold jederzeit eingelöst werden konnten. Nach dem Kriege setzte sich die sogenannte Goldkernwährung allgemein durch, als Goldmünzen im Verkehr nicht mehr anzutreffen waren und die Einlösung von kleinen Notenbeträgen in Gold ganz aufgehoben wurde. Es entstand eine Art „Deckungswahn", denn die Währung eines Landes wurde als vollwertig angesehen, wenn sich mindestens der dritte Teil des Papiergeldumlaufs in den Kellern der Zentralbank als Gold befand. Das Papiergeld war also nicht mehr der volle Stellvertreter des Goldes; eine andere Deckung war dazugekommen und das war das Vertrauen. Das Geld der modernen Staaten wurde nur zu $33^1/_3$% oder 40%, wie gerade die Vorschrift lautete, Goldgeld und zum übrigen Teil Vertrauensgeld. Praktisch war die Dekkungsvorschrift bedeutungslos, denn sie konnte zu jeder Zeit außer Kraft gesetzt werden.

Die Jahre nach dem Weltkriege brachten einen einseitigen und unaufhaltsamen Goldzustrom nach bestimmten Ländern, insbesondere nach USA. Immer größer wurde der Besitz dieser großen Gläubigernation an diesem Metall, ohne daß ein produktiver Abfluß hierfür gefunden wurde. Diese Tendenz verstärkte sich mit Ausbruch dieses Krieges, als England, der Großprodu-

Digitized by Google

zent, mit 59% der Weltgoldgewinnung, immer größere Goldbeträge nach USA abführte, so daß die Nordamerikaner heute mit rund 80% fast die alleinigen Besitzer der Weltgoldvorräte geworden sind.

Dieser einseitige Goldabfluß oder diese einseitige Goldanhäufung in einem Land muß den Wert des Goldes zwangsläufig heruntersetzen. Daß man über solche Tatsächlichkeiten in USA wenig erbaut ist und daß für die verantwortlichen Männer im amerikanischen Schatzamt hieraus große Sorgen entstehen, lassen die Berichte aus New York immer wieder erkennen. Wenn ein Teil der amerikanischen Wirtschaftler an der orthodoxen Meinung festhält, daß Gold als Währungsdeckung und eventuell Notreserve notwendig sei, geht die andere Auffassung, die ständig mehr Anhänger findet, dahin, daß ein praktisch die gesamten Goldvorräte besitzendes Amerika eines Tages einer gänzlich ihres Goldes entblößten Außenwelt und damit einem weltwirtschaftlichen Vakuum gegenüberstehen. Damit wäre das Gold zu seinem reinen Metallwert degradiert.

Es ist verständlich, wenn die Engländer, die das Gold zu einem politischen Machtinstrument in den Weltkriegs- und Nachkriegsjahren gestempelt hatten, auch heute noch das Gold blind verteidigen. Sie fürchten eine goldfreie Wirtschaft und versuchen dabei immer noch, der Welt vorzumachen, daß man im Golde nun einmal einen sicheren, unzerstörbaren Besitz habe. Sie vergessen aber, daß seit dem Weltkriege die Goldwährung große Schwächen offenbart hat.

Neben den Vereinigten Staaten als Goldhorter in Höhe von 50 Milliarden RM. ist eben ein Land wie Großbritannien, das seit Jahrhunderten den Goldmarkt beherrscht, mit dem gelben Metall verbunden. Es würde schwere Verluste erleiden, wenn der Goldbergbau so veröden würde, wie der ehemals blühende Silberbergbau. Wie schon erwähnt, vereinigten das Empire mehr als die Hälfte der Golderzeugung auf sich. Im Jahre 1939 hatte Südafrika eine Golderzeugung von 1,12 Milliarden RM., Kanada eine solche von 0,4 Milliarden RM., Australien von 143 Millionen RM., Südrhodesien von 70 und die Goldküste von 69 Millionen RM., das sind insgesamt 1,85 Milliarden RM. Demgegenüber betrug die Produktion der anderen wichtigen Golderzeuger der Welt: Rußland 438 Millionen RM., USA 399 Millionen RM., Philippinen 89, Mexiko 88, Korea 83 und Japan 74 Millionen RM.

Die goldarmen Länder, denen man in den Jahren nach dem Weltkriege mit Hilfe des Goldes den politischen Willen der Gläubigerländer aufzwingen wollte, haben bewiesen, daß sie ohne das Gold auskommen können, wenn eben das Vertrauen und Bestand und richtige Gebarung des Wirtschaftslebens vorhanden ist. Sie haben aufgeräumt mit der alten, materialistischen statischen Wirtschaftsauffassung, die an die — fiktive — Stabilität des Goldes glaubte.

Daß das Gold für den Gesamtwirtschaftsprozeß eine untergeordnete Rolle spielt, ging schon aus seiner mengenmäßigen bzw. wertmäßigen Geringfügigkeit zum Gesamtproduktionsvolumen der einzelnen Staaten hervor.

Was bedeutet es für die Gesamtwirtschaft, wenn z. B. einem Goldbestand von — sagen wir — 2 Milliarden in irgendeiner Währung und einem Papiergeldumlauf von vielleicht 6 Milliarden ein Produktionsvolumen von etwa 80 Milliarden gegenübersteht? Man sieht: das Gold ist ein völlig untergeordneter Bestandteil der Gesamtwirtschaft. Wenn es allein nach dem Goldbestand gegangen wäre, warum mußten die reichen Länder Großbritannien und die USA so schwere Wirtschaftskrisen mit allen ihren Folgeerscheinungen in den vergangenen Jahren durchmachen? Ist es überhaupt der Sinn des Goldes, daß es mit vielen Mühen der Erde abgerungen wird, um so schnell wie möglich in den Währungskellern einiger Zentralnotenbanken zu verschwinden?

Ein vierzigjähriger Glaube an die Goldwährung und an ihren Mechanismus ist zu Grabe getragen worden. Daß darüber die Goldbesitzer und Goldproduzenten in arge Verlegenheit geraten sind, ist wohl verständlich. Aber die Tatsachen sprechen eine harte Sprache. Auf dem europäischen Kontinent hat das Gold bereits seine Rolle endgültig ausgespielt, nachdem auch Frankreich, Belgien und Holland sich ihrer Goldvorräte im Verlaufe des Krieges entweder freiwillig oder unter dem Druck der Ver-

Digitized by Google

hältnisse entblößt haben. Wie weit der Gedanke der Ausschaltung des Goldes als Grundlage des internationalen Geldwesens bereits an Boden gewonnen hat, zeigt das Vorgehen unseres Achsenpartners Japan, der den Yen endgültig vom Golde gelöst hat und der das Gold nur noch als eine Ware ansieht. Wie in Deutschland ist die Stabilität der Währung nicht mehr vom Golde abhängig, sondern wird durch wirtschaftspolitische Maßnahmen, besonders der Lohn- und Preispolitik, aufrechterhalten.

Praktisch ist somit das Gold seiner Währungsfunktion entkleidet. Ein Programm bedeuten die Worte des Führers auf dem Jahrestag der Parteigründung im Februar 1941, der sagte: „Wir betreiben die Wirtschaftspolitik, die dem deutschen Volke nützt. Wenn andere sich auf Goldsäcke setzen wollen, mögen sie es tun. Aber wenn man sagt: Tun sie es auch, so werde ich mich hüten, für die deutsche Arbeitskraft totes Gold zu kaufen. Aus diesem Krieg wird nicht der Goldstandard als Sieger hervorgehen, sondern die Nationalwirtschaften werden sich siegreich durchsetzen! Diese Nationalwirtschaften werden untereinander den für sie notwendigen Handel treiben. Ob das einigen Goldstandardbankiers der Welt paßt oder nicht paßt, das ist gänzlich gleichgültig."

Der Glaube von der Unantastbarkeit der Weltherrschaft des Goldes hat seinen bisher stärksten Schock durch die Verfügung des amerikanischen Kriegsproduktionsamtes erhalten, die Goldproduktion stillzulegen, um Arbeitskräfte für den kriegswichtigen Metallbergbau (Kupfer, Zink und Blei) freizubekommen. Vorher hatte schon Australien den Entschluß gefaßt, die Goldminen zu schließen und die Gefolgschaften in den Blei- und Zinkbergbau zu überführen. Und die Maßnahme des kanadischen Arbeitsministers, rund 10000 Arbeiter aus den Goldgruben in die wehrwirtschaftlich wichtigen Zweige des Bergbaues und in die eigentliche Rüstungsindustrie zu schaffen, dürfte praktisch einer vollständigen Stillegung der kanadischen Goldproduktion gleichkommen. Die Besitzer des gelben Metalls haben erkennen müssen, daß Buntmetalle nicht durch Gold zu ersetzen sind und daß wichtiger die Erzeugung von Produkten ist, die zum Leben oder Kriegführen notwendig sind. Jedenfalls spielt in dem jetzigen Schicksalskampf der Völker das Gold die geringste Rolle.

Dr. Walter Flemmig.

Ecke der Schriftleitung

Den Beitrag von Gottfried Neeße „Liebe zum Gedicht" bringen wir als Vorabdruck aus seinem demnächst in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg, erscheinenden Büchlein gleichen Titels. Der Beitrag von H. F. Anders aus „Der Verwandler der Welt" ist mit freundlicher Genehmigung des Verlages Georg Truckenmüller, Stuttgart, diesem bedeutsamen historischen Roman über den großen Staufenkaiser entnommen. Die Beiträge von Bodo Schütt „Wandlung und Bewahrung" und von Otto Bittner „Gebet" sind Originalbeiträge.

E. A.

Digitized by Google

Das Buch

Adalbert Stifter in neuen Ausgaben

In einem Kampf, in dem es um alles geht, bedarf auch die Seele, die gläubiger denn je um Deutschland ringt, zu Zeiten einer erneuten Schau seiner altgefühlten und zutiefst gewußten Werte. Führt uns die Schau des Verstandes mehr ins Leben der Gegenwart, in Kampf und Not des Tages, so braucht das Herz daneben manchmal auch fern von allem Geschehen unserer Zeit Besinnung auf unser eigenes „Wesen", d.h. also unser wirkliches Sein. Wir wollen Einkehr halten, uns wieder lebendig machen, was es denn ist, was wir mit unserem Kampf verteidigen und welche Werte es denn sind, für die wir auch Furchtbares, Not und Tod und Leid, auf uns nehmen. Sagt uns der Verstand immer wieder, daß wir Haus und Hof, Weib und Kind, Heimat und Boden verteidigen, so sagt uns die Seele, daß wir für unser innerstes Wesen, für das, was unser Leben von innen her erst sinnvoll und lebenswert macht, daß wir für unsere Art streiten.

Solchem Bedürfnis nach stiller Einkehr, nach einem Blick in deutsches Leben und Sinnen fern von Krieg und Kampf entspricht es wohl, wenn in neuester Zeit immer mehr sich die Aufmerksamkeit auf einen schon halb Vergessenen wieder richtet, auf Adalbert Stifter. Wer mit aufgetanen Sinnen herantritt an das Werk dieses großen Stillen, der kehrt reich belohnt von jeder Einkehr zurück. Freilich eines muß jeder erst über sich vermögen, bevor er eintreten kann in diese Welt, in der alles Große sich im Kleinen, scheinbar Unbedeutenden zeigt; er muß alle Unruh und Hast des Tages für ein Kleines abtun von sich und hingegeben mit offenen Sinnen den Worten des Dichters lauschen, wie ein Kind eine alte Mär anhört; dann tun sich vor der schauenden Seele die Köstlichkeiten jener Welt auf, in der alles Große selbstverständlich und einfach, alles Edle bescheiden und still ist; eine Welt, die nach dem innersten Lebensgesetz, nach dem sie erstanden, gut und schön ist. Wir brauchen von Zeit zu Zeit einen Blick in eine solche Welt, wenn unsere Herzen stark und hart bleiben sollen, und darum ist es nicht widerspruchsvoll, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheinen mag, sondern sehr wohlbegründet, wenn wir jetzt mitten im Kriege da und dort neuen Ausgaben von Werken Stifters begegnen.

Solche neue Ausgaben bieten aber manche Probleme; da Stifter an seinen Werken, zum Teil Zeit seines Lebens, immer wieder neu gefeilt und geändert hat, besitzen wir meist mehrere Fassungen ein und desselben Werkes, die sich häufig sehr wesentlich voneinander unterscheiden. Jeder Herausgeber sieht sich also vor die Frage gestellt, welcher er den Vorzug geben soll. Stifter hat sich in den späteren Jahren bemüht, alle Härten und Unebenheiten, die ihm die lebendige Phantasie seiner jüngeren Jahre verschuldet zu haben schien, auszugleichen, den Stil dementsprechend sorgfältig bis ins kleinste Detail durchzuarbeiten und das, was ihm mehr und mehr als das Wesentliche schien, die Widerspiegelung alles Großen gerade im Kleinen, mehr herauszuarbeiten. Herrschen in den Urfassungen lebendige Frische und phantasievolle, zündende Empfindung vor, so schreiten die späteren Fassungen langsam von einem Gegenstand zum andern, sich ins einzelne verbreiternd, Besinnung auf jede Blume, jedes Gerät, jedes kleinste Geschehen weckend; oft werden die späteren Werke wohl etwas beschwerlich in solcher Versenkung und büßen naturgemäß an Schwung und Spannung ein. Es wäre müßig, zu untersuchen, welchen Fassungen jeweils der Vorzug zu geben ist, sie stehen — jede in ihrer Art — gültig nebeneinander und sind vielleicht

Digitized by Google

im Grunde sogar nur miteinander ganz zu verstehen. Da die späteren überarbeiteten Fassungen, gesammelt in den sogenannten „Studien", für die meisten Ausgaben zugrundegelegt werden, so ist es ein sehr dankenswertes Unternehmen von Dr. Max Stefl, einmal die Urfassungen jener unvergänglichen Erzählungen neu herauszugeben, die der Verlag Adam Kraft, Karlsbad-Leipzig, in hübschen, schlichten Bändchen uns bringt. Drei von diesen liegen uns vor, und welche Schätze und Köstlichkeiten bergen sie! Der Leser, der die ruhigen ausgereiften Fassungen der Studien kennt und liebt, wird hier mit hellem Entzücken dem jungen Stifter begegnen: welch mitreißender Schwung, welch feurige Empfindung! Hier gibt der Dichter sein ganzes Herz an das Erzählte offen hin und wir spüren allenthalben den Pulsschlag eigenen Erlebens heraus. Wer aber den Dichter noch nicht kennt, der sollte vielleicht sogar in dieser Gestalt ihn zum erstenmal lesen, denn hier wird er sich mit einmal gleich so stark gefesselt fühlen, daß er sich die Muße verschaffen wird, auch die verborgeneren Schätze der späteren Fassungen zu heben. Er nimmt am besten gleich das stattliche Bändchen zur Hand, das zusammen mit Stifters Erstling, dem „Kondor", die so herrlich jungen, unvergänglichen „Feldblumen" und das fast märchenartig innige „Heidedorf" bringt. Dann mag er vielleicht zu jenem greifen, das „Abdias", das „Alte Siegel" und den „Waldsteig" vereinigt. Wenige Erzählungen Stifters sind so sehr aus einem Guß, so gültig in der ersten Fassung wie gerade der „Abdias", wo ihm Einblicke in die semitisch-jüdische Denkart gelingen, die uns staunen machen; voll Spannung wird der Leser dann sich dem leidenschaftlichen Erleben im „Alten Siegel" hingeben und schließlich mit vergnügtem Lächeln dem verwirrten Tiburius auf dem „Waldsteig" nachfolgen. — Wer die „Bunten Steine" in der späteren Fassung kennt, der wird drei alten Bekannten, „Bergmilch", „Kalkstein" und „Turmalin", in einem Band begegnen. Besonders das erste Stück, hier: „Die Wirkungen eines weißen Mantels" geheißen, wird er in einer nicht nur verjüngten, sondern auch wirklich noch anziehenderen Gestalt wieder finden und die beiden anderen Stücke (hier der „Arme Wohltäter" und der „Pförtner im Herrenhaus") werden ihm auch vieles neu und anders zeigen.

Andere Wege geht der Gräfe und Unzer Verlag, Königsberg i. Pr., der einen schönen Band mit drei großen Erzählungen in den überarbeiteten Fassungen bringt; das Neue und sehr Dankenswerte dabei ist die Zusammenstellung: unter dem gemeinsamen Titel *„Die Scharnast-Erzählungen"* werden hier die „Narrenburg", die „Mappe meines Urgroßvaters" und „Prokopus" vereinigt. Zwölf Zeichnungen von Rudolf Schlichter, die dem Band beigegeben wurden und vor allem auf Stifters Breite der Darstellung und Einfachheit des Tones eingestellt sind, werden vielleicht nicht jedermanns ungeteilten Beifall finden. Der Stifter-Freund wird sich vielleicht erstaunt fragen, wie die Mappe, in der das Geschlecht der Grafen von Scharnast nicht vorkommt, zu den beiden anderen, „wirklichen" Scharnasterzählungen kommt. Darüber könnte freilich nur die Urfassung dieser — übrigens zu den vollendetsten Dichtungen Stifters gehörenden — Erzählung Auskunft geben: dort ist der Obrist ein Graf Scharnast. Man bedauert es fast, hier die überarbeitete Form der „Studien" und nicht diese frühe zu finden, doch mußte dies aus Stilgründen geschehen, wie der Herausgeber — wieder Dr. Max Stefl — in einem Nachwort betont, da die beiden anderen Erzählungen ebenfalls in den späteren Bearbeitungen gebracht wurden. Wie dem auch sei, die Zusammenstellung dieser drei Stücke entspricht gewiß dem Geiste des Dichters, dessen tiefes Gefühl für die Kette der Geschlechter, für das forterbende Wesen in der Sippe vom Ahn zum Enkel uns Heutigen so vertraut anmutet, sehen wir doch, daß dieser Außerordentliche in seinen Werken Menschen nach dichterisch-ahnend erschauten Gesetzen antreten und handeln läßt, die erst wir Heutigen biologisch zu erkennen beginnen. Eine Art und Weise der Weltanschauung, der Lebensbetrachtung, an deren verstandesmäßiger Begründung wir noch allenthalben arbeiten müssen, wird hier von einem fast kindlich gläubigen Herzen fühlend erkannt. Was wir denkend und forschend in Wissenschaft und Weltanschauung erringen, das sehen wir von deutscher Seele in tiefer Einfalt längst erkannt: mag noch solange fremder

Digitized by Google

Geist das Gift des Bösen in die Natur hineinspekuliert haben, der deutschen Seele war es zutiefst bewußt, daß alles nach seinem inneren Lebensgesetz, nach seiner Art, einfach und gerade Gewachsene das Gute ist, daß nichts Schlechtes in der Natur sein kann als die Entartung; sie allein ist das Böse. Solange aber die eigene Art nach den ihr innewohnenden Kräften sich wie eine Blume entfalten darf, da wird sie immer wahrhaft gut sein.

Maria Postel-Schönwetter.

Zehn Reden auf das Lebendige

Gedanken
zu einem Buch von Egon Fenz*.

Dieses Buch ist umstritten.

Wir möchten diese Bemerkung gerechterweise voransetzen, denn wir haben ihr sofort beizufügen, daß wir uns rückhaltlos zu diesem Buch bekennen. Demgemäß erwarte man von uns keine Kritik: denn wir haben keine vorzubringen, haben aber auch keine so exakte gehört, daß wir uns mit ihr beschäftigen könnten.

Viele — die meisten — wenden Gefühlsmäßiges ein: Der Stil scheint auf den ersten Blick nicht kämpferisch, nicht entschieden. Seine Liebenswürdigkeit, die verbindliche Abseitigkeit seiner Anfänge, die scheinbare Versponnenheit seiner Gedankengänge sind arm an Schlagworten. Aber: man kann über nichts hinweglesen. Selbst wo Bekanntes, Einfaches vorgebracht wird, erscheint es uns anders, getragen von einem neuen, überlegenen Ausdruck und einer sicheren Stille des Bekenntnisses, die gefangen nimmt.

Es sind nicht immer die lautesten Parolen die suggestivsten. Sie scheiden und trennen, stoßen oft ab, was noch geworben werden könnte. Das Buch von Fenz zeigt ein oft geradezu medizinisches Verständnis für die wirklichen Gegner, die es kurieren will.

Das Buch ist darum ein ärztliches Buch, geschrieben von einem Menschen, Arzt und — nicht zuletzt — einem Dichter. Darum kommt es auch den Entschiedenen, Klaren nicht sofort nahe. Es ist für die Schwankenden und Vertieften bestimmt, bestimmt dazu, ihre Verstiegenheit in ein sanftes Lächeln vor übersehenen Tatsachen zu verwandeln. Es kann aus Zweiflern der Ferne Gläubige der Nähe machen.

Man kann den Geist nicht mit den Intellektuellen ausrotten. Der Geist aber fragt unablässig. Daß diese Fragen im Unbeantwortbaren enden, daß sie oft genug zu einer Ergebung ins Unlebendige, in Magie und Mathematik führen, ist oft genug erfahren worden. Das Prinzip des Fenz'schen Werkes ist darum eine Begrenzung, ein Versuch, das Geistige über das Seelische dem Irdischen zu binden.

Es scheint uns darum der Schlüssel zur Mitte der Fenz'schen Betrachtungen dort zu liegen, wo er vom „Geist als Vollender der Seele" spricht. In einer Zeit, wo man ihn, den Geist, einerseits als Widersacher der Seele sieht, andererseits aber ihn angeblich im Sinne des deutschen Idealismus aus irgendwelchen Fesseln befreien und wieder absolut machen will, ist diese Darstellung schon erfreulich. Aber wir greifen mit ihr vor.

Die Haltung, mit der Fenz an die Dinge herangeht, ist unbedingt eine dichterische. Man ist versucht, sie als Naivität zu bezeichnen, denn die Haltung, zu der er uns bringen will, nennt er das „Zärtliche Wundern". Mit dieser zärtlichen Verwunderung entdeckt er einfache Ereignisse, Ereignisse, die so einfach sind, daß sie einfach bisher nicht des Bemerkens wert befunden worden sein dürften. Oder sollten sie — uns schien es doch so — überhaupt unentdeckt geblieben sein? Da ist die nachdenkliche Geschichte, die er von den Spiralen erzählt, gleich zu Anfang des Werkes. Wer sie bis zu Ende durchdenkt, hat mehr von Leistungssteigerung und ihren Möglichkeiten gelernt, als der noch so aufmerksame Befolger vieler Lehrbücher mehr oder weniger amerikanischer Tendenz. Es ist da etwa auch der aufregende Versuch, im Sinne der vergriffenen „Lautdeutungslehre" des Autors, den Lautsinn aus anatomischen Gesetzen der Lautbildung abzuleiten und diesen Sinn an einem ungeheueren Archiv von Worten immer wieder herauszustellen. Uns hat seinerzeit schon

* Egon Fenz: Zehn Reden auf das Lebendige. Verlag J. Lukmann, Wien.
Wir entnahmen diesem Buch den Beitrag in „Kampf und Innerlichkeit", der Folge 161. (Die Schriftleitung.

Digitized by Google

diese Lautdeutungslehre gefesselt. Wir haben nur oberflächliche und intelligentseinsollende Geistreicheleien unter ihren Ablehnern gefunden: Eine sachliche und fundierte Entgegnung haben wir nicht entdeckt, dazu schien der Versuch nicht bedeutend genug. Nach dem Echo der bezüglichen „Rede" scheint langsam eine Neuauflage des alten Buches erforderlich zu werden.

Von jeder einzelnen Rede zu sprechen ist schwierig, ja fast unmöglich. Vieler an die „letzten Fragen" verlorene Geist mag zu den allernächsten Tatsachen geführt werden, wenn er mit ihnen lernt, das Unmittelbare zu bewundern und das Mittelbare sein zu lassen.

Wenn Fenz — und hier ein weiterer Grundsatz seines Werkes — feststellt, daß alles Lebendige zwei Gründe hat, und fast spielend versucht, die doppelte Kausalität weiterzudenken, so hat man das Gefühl, als sei durch die doppelte, polare Logik seiner Ausführungen vieles bisher Gefragte uninteressant geworden. Denn so manches, das man in die lineare Betrachtungsweise nicht einbeziehen konnte, das uns in keine Philosophie hineinpaßte, ist durch diese Erweiterung der Grundlagen miteinbezogen worden. Es mag nicht jeder verstehen, daß diese Logik des Lebendigen gegenüber der Logik der toten Gegenstände etwas Befreiendes und Sicherndes hat. Aber irgendwo wird jeder Leser sich durch dieses Buch angesprochen fühlen.

Denn es ist ein menschliches, verständnisvolles Buch, das nicht von hoher Warte und kraft einer umfassenden Schau möglichst vieler Jahrtausende urteilt und verurteilt. Es ist das Buch eines Freundes.

Und gerade darum wird es uns rückschauend verständlich, daß wir auf dieses Buch besonders angesprochen wurden, in den Kreisen Vereinsamter und Fremdgewordener, ja überhaupt Fremder. Wir sprechen jetzt nicht von denen, die meinten, dieses Buch keineswegs nötig gehabt zu haben — wir selbst hatten es nötig! —, sondern von vielen abseitig gewordenen Denkern und Spintisierern, die die Wucht des ganz großen Gedankens nicht hatten, und darum in der schweren Gefahr standen, der Totalität des Lebendigen irgendein lineares, partielles Bekenntnis entgegenzusetzen, ob immer es sich nun um Religion oder Spiritualismus oder Vitalismus irgendeines Schlages handelte. All diese schienen auf einmal interessiert, fühlten sich angesprochen, dachten mit und begannen, sich aus ihrer hochmütigen Abgekehrtheit an uns heranzutasten. So ist das Buch auch im Ausland, wo wir es beobachten konnten, von Hand zu Hand gegangen und dies gerade dort, wo man den Nationalsozialismus bisher nicht verstanden hatte, weil man seine Sprache nicht sprach.

Die Gedanken der Fenz'schen Reden sind einfach und grundlegend. Ihre Form ist vielfältig und oberflächlich, das Buch selbst liest sich irgendwie französisch; nun wollen wir aber gerade die Kraft dieser Denkform in Deutschland nicht unterschätzen. Wenn der Nationalsozialismus eine deutsche Weltanschauung ist und das deutsche Volk bei seinen verschiedenen Rassencharakteren ansprechen muß, um es zum nordischen Leitbild und zur nordischen Haltung zu erziehen — dann ist dieses Buch das beste Mittel zur Einkehr für westische Denker.

Denn, in seinem Beginn, in seiner natürlichen und naturfreundlichen Haltung erinnert das Buch an Rousseau. Nur daß es eben nicht zu abstrakten und allgemein-menschlichen Regeln und Normen führt, sondern, daß es das Herz weit macht für die Unterschiede und Strömungen des Lebendigen, wo immer wir sie fühlen können.

Fenz steht als Deuter des Lebendigen zwischen dem Dichter und dem Denker. Er ist damit beides und doch etwas Neues geworden. Vielen mag daran unerfreulich sein, daß man ihn nicht so recht fassen und festlegen kann, daß er nicht apodiktisch genug ist. Aber denken wir daran, wieviel Abneigung wir selbst oft genug gegen das Apodiktische hatten, die Leitsätze, an denen man nicht rütteln konnte, die wir natürlich in uns hatten, die man aber auch keinem erklären konnte, der den Verstand dafür nicht eben mitbrachte.

Wir wollen den Nationalsozialismus nicht exportieren. Es liegt uns aber an dem primitiven Grundlagenverständnis auch unter Menschen, die von unserem deutschen Bekenntnis nicht persönlich betroffen sein können, die aber aus ihrer Andersgerichtetheit nicht unbedingt eine Gegnerschaft ableiten sollten. Denn, wer unter ihnen etwa von Verstiegenheit und

Digitized by Google

geistiger Ferne sprechen wollte, er würde durch dieses Buch Lügen gestraft und wüßte, nachdem er es gelesen und ihm zugestimmt hatte, nicht, wie nahe er uns schon ist.

Denn: Nationalsozialismus ist ja der Wille, den Gesetzen des Lebens entsprechend zu leben. Volkstum und Gemeinschaft sind uns Lebensgesetz und Lebensforderung. Dieses Leben wird aber vom Gegner immer wieder als unwert hingestellt gegenüber irgendwelchen ethischen Gebäuden regelhafter Art, die nur so vornehm erscheinen, weil sie so unmenschlich hoch und unirdisch fern in die Wolken gestellt sind.

Darum war uns dieses harmlose und unscheinbare Buch erst eine Freude, dann schien es uns so bedeutend zu sein, daß wir in dem verfügbaren Rahmen nicht ein Zehntel dessen sagen konnten, das zu sagen wäre.

Wir können es auch nicht so gut. Dieses Buch muß jeder selbst gelesen haben. Es ist schön, anständig und deutsch. Mehr aber wissen wir von einem Werk unserer Tage nicht zu sagen.

Dr. Otto Bittner.

Vom Kampf im Osten

Dwingers Erlebnisbücher aus dem ersten Weltkrieg gehören zu den stärksten und eindrucksvollsten in dem umfangreichen Schrifttum um diesen Krieg und sind zugleich eine der seltenen Quellen für die Vorgänge jenseits der seit 1917 fast völlig verschlossenen Grenzen des alten russischen Reiches. Unsere Vorstellungen von den Verhältnissen in Rußland während des Krieges — wenn auch aus der besonderen und zum Teil grauenvollen Perspektive der Gefangenschaft — noch mehr aber die von den Kämpfen zwischen der Weißen und der Roten Armee werden weitgehend von der Darstellung Dwingers bestimmt. Man durfte daher mit Recht gespannt sein, welche Bilder sich dem Zeugen jener Zeit bieten würden, der 1941 im Stabe einer erfolgreich vorgehenden Panzerarmee das Land wiedersah, in dem er Jahre zubringen mußte, in denen der Mensch Eindrücken am stärksten zugänglich zu sein pflegt.

„*Tagebuchblätter vom Ostfeldzug*" hat der Verfasser das kleine Buch genannt und in einer Schlußbemerkung noch einmal ausdrücklich festgestellt, daß diese Aufzeichnungen nur einen Auszug des Feldzugsberichtes darstellen, den er einmal zu veröffentlichen gedenkt. Eben geschaute Bilder sind es, die er, noch frisch unter dem Eindruck des Erlebten, niedergeschrieben hat. Und nur so — nicht als sorgsam durchdachte und gefeilte grundsätzliche Darstellung dieses Feldzuges und des Ostproblems — darf man sie auffassen. — Daß Dwinger darstellen kann und wie er es kann, muß nicht besonders festgestellt werden. Die unpathetische Schlichtheit seines Berichtes packt den Leser auch diesmal unmittelbar. Die ersten Seiten schon, die letzten Stunden vor dem Angriff im Osten darstellend, sind in ihren knappen Sätzen zu der Stimmung jener fast unerträglichen Spannung verdichtet, die in den letzten Tagen und Stunden über denen lag, die sie dort an der Grenze miterlebt haben. Als Befreiung vom Druck einer lastenden Ungewißheit kam der 22. Juni, den Dwinger im Rahmen schneller Verbände besonders eindrucksvoll erlebte. Nicht die Schilderung von Kampfhandlungen ist es aber, die uns an diesem Buche packt, sondern die neue Begegnung des einstigen Gefangenen und Soldaten der Weißen Armee mit diesem Lande und seinen Menschen, deren tiefste innere und äußere Umwälzung er damals erlebt hatte. Diese Begegnung ist erschütternd für jeden, aber für Dwinger wohl noch mehr, als für jeden anderen, der sie erlebt hat. Menschen, die so geformt wurden und lebten, mit einem Heer aus unserem Volke zusammentreffen zu sehen, ist selbst für den bloßen Leser des Berichtes davon ein Erlebnis besonderer Art. Dieses Wiedersehen ist der wesentlichste Zug des Buches aus den in ihrer stürmischen Bewegtheit fast fröhlichen ersten Wochen des Feldzuges. Man darf mit gespannter Erwartung der Fortsetzung von Dwingers Erlebnisbericht entgegensehen, die den weiteren und schwereren Verlauf des Krieges im Osten darstellt.

Bernhard Schwarz, der Verfasser des zweiten hier anzuzeigenden Buches, ist schon in der ersten Woche des Feldzuges im Osten gefallen und ruht in der Erde des Landes, das den Rahmen seines äußerlich nicht abgeschlossenen Werkes bildet. Von einem Sammellager von Wolhyniendeutschen im Reich ausgehend,

Digitized by Google

entwickelt Schwarz ein Bild vom Leben und von den Schicksalen jener deutschen Volksgruppen, auf fremdem Boden, die erst in den letzten Jahrzehnten für das Reich wiederentdeckt und im Laufe dieses Krieges dem deutschen Volke durch ihre Rücksiedlung lebendig ins Bewußtsein gerückt wurden. Rückwärts bis zum Zuge deutscher Bauern aus dem Weichselland nach Wolhynien führt die Erzählung, zur Ansiedlung von Deutschen durch polnische Grundbesitzer, die sie brauchten und trotzdem schikanierten und unterdrückten. Und als die nächsten Generationen trotz aller Widerstände und Schwierigkeiten zu tausenden seßhaft geworden und zu Wohlstand gelangt waren, brach im ersten Weltkrieg alles wieder zusammen. 120 000 Wolhyniendeutsche wurden nach Sibirien verbannt; 60 000 nur blieben übrig und kehren in die von drei Generationen erarbeitete Heimat zurück. Und wieder bricht nach kaum 20 Jahren die Verfolgung alles Deutschen über sie herein, aus der sie die deutsche Wehrmacht befreit. Die Heimkehr in die größere Heimat, ins Reich, beendet die Odyssee der Wolhyniendeutschen.

Die Wendung *„Südlich des Ilmensees ..."* ist in den Wehrmachtsberichten besonders im Anfang des Ostfeldzuges verhältnismäßig selten vorgekommen. Diese Landschaft ohne große Akzente ist auch seltener Schauplatz der großen Kampfhandlungen gewesen, die in der Heimat allgemein bekannt und besprochen wurden, bis der entschlossene und erfolgreiche Widerstand kleiner Gruppen gegen eine feindliche Übermacht eine größere Aufmerksamkeit auch dorthin zog, wie die Verteidigung von Cholm und Demjansk. Aus diesem Gebiet endloser Sümpfe und Wälder gibt Gerd Sachs kurze Erlebnisberichte aus der Zeit, als sich die Infanterie mühsam und doch überraschend schnell vorwärtskämpfte, selten von der Luftwaffe und noch seltener von Panzern unterstützt. Es sind schlichte Darstellungen unscheinbar und anspruchslos erscheinender Erlebnisse aus den Kämpfen der in diesem städtearmen Frontabschnitt eingesetzten und mit deshalb geradezu anonym bleibenden Divisionen.

Eine der größten Taten in diesem Frontabschnitt, die erfolgreiche Verteidigung des Lowatstädtchens Cholm durch die Kampfgruppe Scherer, hat in einem Buche von Richard Muck eine würdige Darstellung gefunden. Eine große Zahl ausgezeichneter Bilder gibt besser und eindringlicher noch als der knappe Text einen Eindruck vom Kampf dieser improvisierten Festung gegen eine vielfache Übermacht.

In der gleichen Form berichtet Hugo Bürger in einem lebendig geschriebenen, von zahlreichen guten Bildern begleiteten Buche vom Kampf einer gegen die sowjetische Ostseeflotte eingesetzten Schnellbootflottille und vom Leben auf den Schnellbooten in Einsatz und Ruhe.

Vom Einsatz unserer Panzer im Osten stammen Zeichnungen und Aquarelle von Hermann Schneider und Paul Freiwald. Erich Landgrebe schrieb ein kurzes Geleitwort, in dem er die besonderen Umstände würdigt, unter denen die Arbeiten der PK.-Zeichner meist entstehen: inmitten von Gefechten, allen Unbilden von Wetter und Gelände ausgesetzt. Die in großem Format und zumeist nach Aquarellen farbig wiedergegebenen Bilder sind in ihrer lebhaften und oft kühnen Farbgebung ein schönes Denkmal des Einsatzes der Panzerwaffe während des Winterfeldzuges im Osten.

Eines der schönsten und packendsten Dokumente des Ostfeldzuges ist das kleine Büchlein *„Skizzen aus dem Ostfeldzug"* des im November 1942 vor Stalingrad gefallenen Zeichners Ernst Eigener. Kleine, schnell hingeworfene Bleistiftzeichnungen und größere Farbskizzen geben besser als es selbst die besten Lichtbilder könnten, einen vielfach geradezu beklemmend echten Eindruck von der Ostfront. Atemlos vorwärtshastende, in Stellung gehende Artillerie, Sowjettypen, Gefechtsskizzen, der Kampf mit dem Raume auf grundlos tiefen Wegen, das sind die Themen von Eigeners Arbeiten, die den Eindruck des unmittelbaren Erlebens atmen. Ihre beachtliche künstlerische Höhe läßt uns den Heldentod dieses vielversprechenden Zeichners als schweren Verlust für die deutsche Kunst empfinden.

1. Edwin Erich Dwinger, Wiedersehen mit Sowjetrußland. Tagebuchblätter vom Ostfeldzug. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1943. RM. 3,40.
2. Bernhard Schwarz, Wolhyniendeut-

Digitized by Google

sches Schicksal. Albert Langen/Georg Müller, München 1943. RM. 4,80.

3. Gert Sachs, Südlich des Ilmensees... Ein Kriegsbericht. West-Ost-Verlag, Berlin.
4. Kampfgruppe Scherer — 105 Tage eingeschlossen. Aufzeichnungen und Photos aus dem Tagebuch von Kriegsberichter Richard Muck. Mit einem Geleitwort von Generalmajor Scherer. Verlag Gerhard Stelling, Oldenburg 1943. RM. 6,80.
5. Hugo Bürger, Schnellboote vor. Ein Erlebnisbericht vom Einsatz einer Schnellbootflottille im Osten. Verlag Gerhard Stelling, Oldenburg 1943. RM. 6,80.
6. Mit unseren Panzern im Osten. Zeichnungen und Aquarelle der Kriegsmaler einer Panzerpropagandakompanie. Wilhelm-Limpert-Verlag, Berlin 1943. RM. 22,—.
7. Ernst Eigener, Skizzen aus dem Ostfeldzug — die kleine WI-Reihe. Vorwort von Helmut Jahn. Herausgegeben von der Propagandakompanie einer Armee, 1942.

Dr. Heinz Oeppert.

Bevölkerungsgeschichte Deutschlands

Fragen, die das Leben des Volkes betreffen, können und dürfen auch im Kriege nicht ruhen. Wenn auch heute die Waffen entscheiden und nicht die Forscher, ob z. B. Polen deutsches Land ist, so gibt uns doch jedes Wissen um die Dinge neue Waffen in die Hand. In diesem Sinne begrüßen wir die *„Bevölkerungsgeschichte Deutschlands"* von Erich Keyser, die bei S. Hirzel in Leipzig in 3. Auflage erschienen ist. Manch einer wird den umfangreichen Band fragend in der Hand wägen und meinen, es könnten doch nicht lauter fertige Ergebnisse sein, da an dieser Wissenschaft noch so viel gearbeitet würde. Etwas Fertiges vorzulegen, liegt nicht in der Absicht des Verfassers. Er gibt sogar bescheiden an, daß die Arbeit als Anregung für weitere Arbeiten gedacht sei und jedem Sucher die Möglichkeit gebe, sein Forschen in den Rahmen einzubauen.

Es handelt sich um die Bevölkerungsgeschichte des deutschen Raumes von der Zeit der Entstehung der Menschen an. Zeiten, die uns die Wissenschaft des Spatens erschlossen haben, werden vor uns lebendig. Lebendig im Wortsinne, denn es handelt sich um die Menschen, ihre Zahl, ihre Verteilung im Raum und vor allem ihre Rassenzugehörigkeit, ihre Wanderungen. Fast noch interessanter ist die Völkerwanderung. Denn wenn man die wandernden Völker danach überspringt, in welcher Zahl und rassischen Zusammensetzung sie im deutschen Raum geblieben sind, kommt man für die deutsche Bevölkerungskunde zu interessanten Ergebnissen. Und dann tun wir einen Gang durch die deutsche Geschichte, durch alle Zeiten und alle Stämme und bekommen Antwort auf manche Frage nach Stammesart und Besiedelung, die uns sogar der Alltag mitunter stellt. Binnenwanderungen, Ostsiedlungen und Auswanderung, aber auch die Folgen der Industrialisierung und der Verjudung werden überprüft.

Mag dies oder das noch der Einzelforschung und vielleicht gar der Richtigstellung bedürfen, entscheidend ist einmal, daß ein Rahmen gegeben ist, in dem die Forschung ihre für heute dringendsten Aufgaben fest umrissen erkennen kann und zweitens, daß sich hier die Wissenschaft in den Dienst eines politischen Wissens stellt, das wirklich und nötig gebraucht wird, und daß sie das in einer Sprache tut, die auch für den Laien verständlich und interessant ist.

Dr. Elisabeth Achterberg-v. Pusch.

Langsam steigt die Flut

Die Fülle eines Werkes, das Wesen und Gehalt einer ganzen Epoche ausschöpfen soll, setzt nicht nur gereiftes, formbewußtes dichterisches Können, sondern auch eine schöpferische weltanschauliche Klarheit voraus, die mit dem Blick in die Zukunft die Vergangenheit in ihren Wurzeln erfaßt und deutet. Es gibt nicht allzu viele Gesellschafts- und Zeitromane, die wir, an diesem Maßstab gemessen, vorbehaltslos bejahen können. Zu den wenigen gehört zweifellos Hermann Stahls neues Buch *„Langsam steigt die Flut"* (Verlag Eugen Diederichs, Jena). In wahrhaft epischer Breite angelegt, die

Digitized by Google

jedoch niemals langweilig oder auch nur unliebsam verzögernd wirkt. Mit einem Umfang von nahezu 1000 Seiten, nimmt das Werk selbstverständlich zunächst vom Gesichtspunkt der Handlung gefangen. Die geschickte Stoffwahl, das außerordentlich ergiebige Grundmotiv — drei Geschwister werden nach dem Tod ihrer Eltern in drei zwar miteinander verwandten, aber sich innerlich und äußerlich ziemlich fernstehenden Familien erzogen und wachsen dadurch unter verschiedenen gesellschaftlichen Lebensbedingungen heran — ermöglicht es dem Verfasser, den Kreis des Geschehens sehr weit zu spannen, ohne ihn zu überdehnen, d. h. ohne den durch das Motiv festgelegten Rahmen zu sprengen. Die Fülle der Gestalten und Gesichte verrät eine ungemein lebendige und sichere Beobachtungsgabe. Mit wenigen Strichen grenzt der Dichter die Sphären gegeneinander ab. Ohne im Nur-Stimmungsmäßigen zu verharren, schöpft er in geradezu faszinierender Weise das Fluidum von Familien und Persönlichkeiten aus. Die eigentliche Handlung untermauert er durch eine straffe, sachliche, jeden lehrhaften Ton vermeidende Schilderung des politischen Fundamentes jener Jahrzehnte, die der Gründung des Bismarck-Reiches folgten und in politischer und geistig-kultureller Hinsicht weitgehend durch einen verhängnisvollen Grad von Sättigung gekennzeichnet waren.

So enthüllt Stahl das Bild einer Zeit, der das Kämpferische als letzter und tiefster Antrieb fehlte. Es war, um mit des Dichters Worten zu reden, „die Zeit der Reichsverdrossenheit". Das Bürgertum lebte im engen Kreis des eigenen Wohlbefindens und schloß, mit Bewußtsein und Behagen unpolitisch bis auf wenige Ausnahmen und die unermüdlichen Stammtischstrategen, die Augen vor den Anzeichen der von innen und außen drohenden Gefahr. „Es ging ihnen allen zu gut ... Sozialdemokratie und Reichsverdrossenheit, Gegner vor den Toren und Gegner im Land ...!" Das Feuer, das Bismarck angefacht hatte, schien hoffnungslos zu verlöschen. Die Gegenwart bedeutete alles, da sie das philisterhafte Behagen garantierte. Die Menschen wurden träge und ließen es sich am Erfolg des Tages, der der Erfolg ihres Geschäfts war, genügen: „Wozu sollten sie in die Zukunft blicken? Hauptsache sei, meinten sie, man bliebe gesund und von Katastrophen verschont."

Den vielen, die sich ängstlich vor dem Blick in die Zukunft hüteten, standen jene gegenüber, deren Lebenswerk in der Politik Bismarcks seine Krönung gefunden hatte. Sie erkannten, wie gefährlich der neue Kurs werden müsse, aber sie brachten weder Tatkraft noch Selbstüberwindung genug auf, um sich ihm entgegenzustemmen, und lebten einzig in der Vergangenheit wie jener pensionierte Major, der sich aus Enttäuschung und Verbitterung in die Abfassung seiner Kriegserinnerungen rettete.

In knappen Sätzen spricht der Dichter jenen Jahrzehnten, indem er den unfruchtbaren Kern ihres Wesens enthüllt, das Urteil:

„Manches geschah, das eine seltsame Erregtheit zu verraten schien, so als wäre es keinem vergönnt, mit sich selber zurecht zu kommen — Hader gedieh, Zwietracht und Wirrnis. Die Menschen waren unzufrieden und wußten nicht, warum sie das waren. Sie hätten glücklicher sein können, wenn sie dazu die Kraft besessen hätten, allein sie hatten wohl kein Talent zum Glück. Sie vertrugen nicht, daß es ihnen gut ging, sie wurden hoffärtig, eitel und unmäßig ..."

Selbstverständlich bleibt ein Dichter wie Hermann Stahl nicht bei der Zeichnung des Negativen stehen. Vielmehr schafft er durch die Schilderung der in der Tiefe ihres Wesens gesunden, unverdorbenen, kraftvollen Typen das positive Gegengewicht. Die Jugend, in das Bewußtsein der Sättigung gleichsam hineingeboren, ist — durch das Beispiel der Geschwister Walter und Tilly Delbrandt am schönsten belegt — hellhörig für die unter der ruhigeren Oberfläche brausenden und drängenden Strömungen, in denen diese Zeit wie in einem gewaltigen Meer untergehen mußte, um geläutert und gekräftigt wieder zu erstehen. Das Reich, ein Begriff, eine Erinnerung, ererbt, überkommen und bis zum Überdruß vergangenheitgesättigt, wird in der Stunde des Aufbruchs, da es seinen Bestand zu verteidigen gilt, wieder zur zukunftsträchtigen, verpflichtenden Idee.

Viele Menschen läßt Hermann Stahl an uns vorüberziehen, läßt sie im Leid und Glück der Kindheit und im Überschwang des Wollens jung sein und an sich selbst und dem Schicksal reifen und

Digitized by Google

wachsen. Vielen gehört unsere Sympathie, nur wenigen unsere ungeteilte Abneigung, — ein Beweis dafür, daß der Dichter mit dem Griffel warmer Menschenliebe zeichnet! Unvergeßlich bleibt uns die prachtvolle Gestalt der fast hundertjährigen Henriette Scherff, die die brennenden Fragen des Lebendürfens und Sterbenmüssens mit der resoluten, unverbogenen Weisheit ihrer Jahre unsentimental und aufrecht löst:

„Das Leben war wie ein großer Saal, ... und am Ende befand sich ein Vorhang, der barg das Ziel oder war das Ziel selbst. Die Aufgabe bestand darin, den Saal zu durchmessen und einiges zu tun, zu leisten, Schönes und Schweres, ein Drittes gab es für Aufrechte wie sie nicht.

Danach galt es, den Vorhang zu gewinnen und hinter ihm zu verschwinden. Bedauerlich war, daß viele diese einfachen Verrichtungen höchst schwierig fanden, — gar erst die Art, wie sie dann endlich hinter dem Vorhang verschwanden, ließ viele Wünsche offen. Denn es gab Leute, die wollten nicht, die bockten vor dem Vorhang und meinten wunders, was in ihrem Saal ihnen noch verloren gehen könnte, ... aber sie wurden von den Nachdrängenden vorgeschoben, — auch die Zeit ging in dem Saale mit und war eine unsichtbare, alle überragende Gestalt von mächtigen Kräften ..."

Dr. Lore Reinmöller.

Zur Kaiserpolitik des Hochmittelalters.

In dem nie endenden Meinungsstreit über Segen oder Unsegen der deutschen Kaiserpolitik des Hochmittelalters legt ein sie bisher so bejahender und hervorragender Kenner wie Martin Lintzel nach sorgfältigsten Vorarbeiten und reiflichster Überlegung sein neuestes Buch über *„Die Kaiserpolitik Ottos des Großen"*[1] vor, das eine schwerwiegende Kritik dieser Politik, und d. h. der Italienpolitik (vorzüglich der Rompolitik), Ottos enthält, und das sich so fast in jedem Punkt seiner Darlegungen zur herrschenden Gelehrtenauffassung ausdrücklich in Widerspruch setzt. Es genügt nun nicht, mit parteiischer Zustimmung oder Ablehnung das neue Buch in die Reihe der alten Kritiken der v. Sybel-v. Below-Kern'schen Schule einzuordnen. Und es scheint mir völlig verfehlt, die kritische Stimme Lintzel's unter der Schlagzeile „Der Weg in die Irre" als „eine Wendung im Streit um die deutsche Kaiserpolitik" übereifrig in einer pathetischen Tonart zu begrüßen (s. „Frankfurter Zeitung" vom 30. 6. 1943, Nr. 327 bis 328, S. 4), die sich von der behutsam abgewogenen Beurteilung, der ruhigen, sachlichen Darstellung L.'s auffällig unterscheidet.

Das jeden Kenner der deutschen Kaiserzeit äußerst anregende und bewegende Buch strebt den Nachweis an, daß die Kaiser-(Italien-)politik Ottos des Großen „für die innere und äußere Sicherung des deutschen Staates nicht notwendig war und einzelne Bezirke der innerpolitischen Stellung des Königs vielleicht, die deutsche Politik im Osten und Norden höchstwahrscheinlich beeinträchtigt hat". L. setzt sich gründlich, ja man kann sagen, geradezu unbarmherzig und nicht immer unvoreingenommen mit jedem Argument auseinander, das seinen kritischen Thesen in der bisherigen Forschung entgegensteht, deren Ergebnisse vor kurzem eine so ausgezeichnete, zusammenfassende Darstellung wie R. Holtzmanns: „Geschichte der sächsischen Kaiserzeit" (1941) gefunden haben.

Es ist Lintzel nicht billig darum zu tun, über Otto den Großen ein verdammendes „Schuldig" auszusprechen, weil er nach Rom zog und zur Kaiserkrone griff. Und noch weniger macht er Otto persönlich für all das verantwortlich, was aus der von ihm wieder aufgenommenen Politik karolingischen Erbes nach seinem Tode für Nachteile und Gefahren entstanden, die schließlich dem ersten deutschen Kaiserreich den Untergang brachten. Ein solches von v. Sybel temperamentvoll begonnenes und von Kern fast ins Groteske gesteigertes, sowie von deren modernen Ausschreibern eifernd fortgesetztes Justizverfahren liegt L. völlig fern. Aber treffend genug weiß er zu belegen, daß es weder der Zwang biblischer (Buch Daniel), antiker (Cäsarentum), karolingischer (vor allem Vorbild Karls des Großen) Über-

[1] Martin Lintzel: „Die Kaiserpolitik Otto des Großen." München und Berlin 1943, Verlag v. R. Oldenbourg.

Digitized by Google

lieferung noch realpolitische Notwendigkeiten: Herrschaft über die deutsche Kirche, Missionspolitik im Osten, Hegemonie in Europa, Sicherung der süddeutschen Stämme und außenpolitische Sicherung des Reiches waren, die Otto keine andere Möglichkeit ließen, als zum Ausbau, zur Erhaltung und zum Schutz des deutschen Staates nach Rom zu gehen. Dabei wird von L. keineswegs bestritten, daß all die erwähnten Traditionen und Tendenzen für die Italienpolitik Ottos mitbestimmend und wirksam waren, wenn L. auch die Gefahr des Übergriffs der süddeutschen Herzöge nach Italien zugunsten seiner kritischen Beurteilung der ottonischen Kaiserpolitik doch wohl unterschätzt.

Meines Erachtens ist nun das bei weitem wichtigste und wertvollste — vom Verfasser freilich nicht in den Vordergrund gestellte — Ergebnis des L.'schen Buches, daß es eindrucksvoll Zeugnis ablegt von der weitgehenden Unabhängigkeit und Eigengesetzlichkeit der Entschließung und des Handelns des großen Sachsenkaisers. Also: nicht der psychologische Druck unwiderstehlicher Traditionsmächte hat Otto als willenloses Werkzeug, „gewissermaßen hypnotisiert", auf den Weg nach Italien geführt. Auch sind die Forderungen der reinen „Staatsräson", die Otto zum Erwerb der Kaiserkrone und zur Eroberung Roms veranlaßt haben mögen, nicht von so zwingender Natur gewesen, daß sie ihn auf die von ihm beschrittene Bahn gebieterisch drängten. Immer und überall sind es Ottos eigenster, starker, heldenhafter Wille, sein gläubiges Berufungsbewußtsein gewesen, die ihn den entscheidenden Entschluß zur Kaiser- und Rompolitik fassen ließen und so zu der deutschen und abendländischen Schicksalsgestalt für die kommenden Jahrhunderte gemacht haben. Denn einem König aus sächsischem Stamme stand es nach der Entwicklung, die der ostfränkische deutsche Staat im 9. Jahrhundert genommen hatte, wie L. annimmt, in einem weit stärkerem Umfange als von der Fickerschen Schule zugegeben, „frei", die karolingische Kaiser- und Italienpolitik unter stark veränderten Verhältnissen wieder aufzunehmen. Wenn man nun allerdings Heinrich I. als Kronzeugen für einen absichtlichen Verzicht auf die Italienpolitik anführt, so muß doch die bedeutsame Einschränkung gemacht werden, daß selbst von diesem nüchternen, realpolitischen Liebling aller „kleindeutschen" Historiker berichtet wird, er habe in seinen letzten Lebensjahren einen Italienzug geplant und sei nur durch den Tod an seiner Ausführung verhindert worden. L. ist trotz aller Anerkenntnis mittelalterlich-zeitgebundener, weltanschaulicher Imponderabilien doch sehr geneigt, die politischen Überlegungen und Taten eines deutschen Kaisers des hohen Mittelalters nach dem Maßstab der ganz und gar dem Gesetz und der Idee der Staatsräson dienenden modernen Meister der Politik, wie z. B. Bismarck und Cavour, zu beurteilen.

Abschließend ist nun aber noch hervorzuheben, daß weniger gegen die Italienpolitik Ottos an sich L.'s Kritik sich wendet. Er betont — im Gegensatz zu der v. Sybel'schen Schule — sehr deutlich, daß der Griff nach Oberitalien für einen deutschen König nicht nur psychologisch außerordentlich verführerisch und reizvoll, sondern auch vom gesamtdeutschen Standpunkt aus im 10. Jahrhundert wichtiger, leichter und aussichtsreicher, ja sogar wegen des noch stark germanischen Charakters der Lombardei „völkischer" war als die vom modernen Standpunkt so bevorzugte Ostpolitik.

L.'s Absicht, durch seine geistvolle Untersuchung die Diskussion über das unerschöpfliche Thema der deutschen Kaiserpolitik im Mittelalter überhaupt wieder in Gang zu bringen, die ihm „an der verkehrten Stelle einzuschlafen scheint", wird gewiß erreicht werden.

Von Lintzel's kritischem Buch über die Politik des größten Herrschers aus sächsischem Stamm, die das Reich als deutsche Führungsmacht im Abendlande mit allem Glanz, allem Ansehen, aber auch mit allen Lasten und Gefahren schuf, wenden wir uns zu Erich Maschke's Familienbiographie des schwäbischen *„Geschlechtes der Staufer"*[2], das noch einmal das Reich nach tiefer Demütigung durch die Kirche auf einen schwindelnden Gipfel der Macht und der Geltung hob, um dann mit ihm stolz, adlig und unbeugsam in Vollendung eines großen Schicksals abgrundtief zu stürzen und unterzugehen.

[2] Erich Maschke: „Das Geschlecht der Staufer". F. Bruckmann Verlag, München 1943.

Digitized by Google

„Keines der mittelalterlichen deutschen Königsgeschlechter ist so geschlossen in seiner politischen Haltung und so einheitlich in seiner geschichtlichen Wirkung, wie das Haus der Staufer. Ihr Aufstieg wurzelte in dem Grunde unbestechlicher Treue, die sie den salischen Kaisern in ihrem Kampf gegen die Päpste hielten." Daher haben die hervorragendsten Träger der Tiara während des staufischen Zeitalters auch mit untrüglichem Instinkt die Salier und Staufer als ein Geschlecht angesehen. Für sie wurde das edelste deutsche Königshaus, dessen „geschichtlicher Auftrag" es war, „gegen das römische Papsttum um das Eigenrecht des Deutschen Reiches wie dieser Welt überhaupt zu kämpfen", zu einem „Geschlecht der Verfolger", ja schließlich zu einem „Schlangengezücht", dessen „giftgeschwollene Häupter" gnadenlos zertreten werden mußten.

Nach erschöpfender Berücksichtigung aller schriftlichen Zeugnisse sowie der in der Literatur erreichbaren anthropologischen Befunde hat E. M. in peinlich gründlicher Forschungsarbeit Herkunft, Zusammensetzung, Strömung, Schicksal und Leistung jedes Tropfens staufischen Blutes aufgespürt, verfolgt und aufgezeigt. Ahnenreihe und -erbe, äußeres Erscheinungsbild und innere Wesenszüge sämtlicher Sprossen des Stauferstammes bis in seine entferntesten und unbekanntesten Verästelungen und Nebenzweige hinein sind das Thema des M.'schen Werkes. Mit liebevollem Verständnis hat M. in feiner Abwägung der Bedeutung der uns — oft nur recht lückenhaft! — überlieferten Nachrichten über die biologisch-rassischen Anlagen und Eigenschaften der einzelnen — legitimen und illegitimen — Träger staufischen Blutes deren Charakterbilder knapp und treffend gezeichnet. Er hat Rang, Stellung und Leistung jedes Staufers im gewaltigen Geschehen jenes glanzvollen und schicksalsschweren Zeitalters mit reifem Urteil und weitem historischem Blick in großen, gültigen Zügen umrissen.

Besonders einprägsam und deutlich hat M. die bleibenden äußeren, körperlichen Merkmale wie vor allem die untilgbaren besonderen Charaktereigenschaften staufischer Wesensart herausgearbeitet. Nicht minder deutlich hat er aber auch den tiefen, auf rassisches Erbe zurückzuführenden Wandel der geistigen Anlagen und seelischen Struktur der Nachkommen Barbarossas, dieser kerngesunden, hochgemut-heiteren, waffenfrohen, zuchtvollen Idealgestalt des Rittertums hervorgehoben. „In Heinrich und Philipp hatte sich körperlich nicht die kraftvolle Gesundheit Friedrichs I. und seiner Vorfahren und Seitenverwandten durchgesetzt, sondern die feine und zarte Art der Burgunderin Beatrix. Darüber hinaus waren in Heinrich VI. auch die geistigen Anlagen feiner und reicher, die seelischen vielfältiger und spannungsvoller geworden. In dieser Richtung einer zunehmenden Vergeistigung der Gesamtpersönlichkeit unter treuer Bewahrung wesentlicher Eigenschaften der älteren Staufer sollte sich die weitere Entwicklung des staufischen Hauses von Friedrich II. bis zum Untergang des Geschlechtes vollziehen."

Für Begabung und Geistesrichtung Friedrichs II., der vielseitigsten und glänzendsten Gestalt seines Hauses, die bereits von der Mitwelt mit einem geheimnisvollen Nimbus umgeben, von der Nachwelt in das Land der Sage (Kyffhäuser!) versetzt wurde, war das normannische Familienerbe von wesentlicher Bedeutung. Friedrichs leidenschaftliche, umfassende, naturwissenschaftliche Interessen sowie seine scharfe „Beobachtungsgabe, die die Voraussetzung aller Erfahrungswissenschaft ist", sein unermüdlicher Wissensdrang, die ihn zum „ersten Experimentator des Mittelalters' machten, sind, wie M. eingehend nachweist, „ganz unstaufisch" und vielmehr „ein Erbteil des normannischen Königsgeschlechts". Untrennbar von diesen Anlagen sind in Friedrichs Persönlichkeit auch die Einflüsse der Umwelt, in der er aufwuchs. Ausgezeichnet analysiert M. das unendlich reiche und vielfarbige, dennoch ungebrochene, einheitliche Charakterbild Friedrichs II. dann weiter: „Dagegen war Friedrich nicht nur in seinem Äußern vorwiegend Staufer. Er war es auch in der persönlichen Tapferkeit und gänzlich in der seelischen Grundstimmung, der Heiterkeit des Wesens. Obgleich die naturwissenschaftlich-mathematische Linie in Friedrichs Anlagen als neues Moment besonders auffällig hervortritt, wäre er ohne die vergeistigte Wesenheit seines Vaters, in der auch er tief ruhte, doch überhaupt nicht zu dem umfassenden und geschlos-

Digitized by Google

senen Geiste geworden, der er zu werden vermochte."

Über ein Drittel seines Buches hat M. Friedrichs II. Frauen und seinen zahlreichen legitimen und illegitimen Nachkommen gewidmet. Es hat ja auch „niemals eine Generation des staufischen Hauses eine solche Breite aufgewiesen wie die der Kinder Friedrichs II. Es war wie eine leidenschaftliche Verschwendung aller Lebenskräfte, der die Erschöpfung und der Untergang des Geschlechtes folgen sollten".

Von der erschütternden Tragik des stolzen Hauses, dessen letzte Söhne in Italien durch den erbarmungslosen Haß der obsiegenden päpstlich-französischen Macht ausgerottet wurden, und dessen Blut in fernen und fremden Geschlechtern und Räumen (Deutschland, Böhmen, Italien, Spanien) verströmte oder ausgetilgt wurde, berichten uns die letzten Seiten der Familiengeschichte der Staufer. Ihr Geschlecht hat aber einem von ihrem Adel, ihrem Geiste und ihren Taten erfüllten, weithin strahlenden Jahrhundert für alle Zeiten den Namen gegeben.

Noch vor dem Stauferbuch Erich Maschke's ist eine Rede Hermann Heimpel's über *„Kaiser Friedrich Barbarossa und die Wende der staufischen Zeit"*[3] erschienen, die am 30. 1. 1942 zur Feier des 30. 1. 1933 und zum Gedenken des 18. 1. 1871 bei einem akademischen Festakt der Universität Straßburg, also mitten im alten staufischen Herzlande, gehalten wurde. Wegen ihres besonders reichen Ideengehaltes ist sie hier eingehend zu würdigen. Sie zeigt in überzeugender Gedankenführung und meisterhafter Formulierung, wie sich in Barbarossa „die Wende der staufischen Zeit" vollzieht, wie während der an neuen Ideen, Kräften und Mächten so spannungsreichen zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts dem Reich in Barbarossa ein Herrscher beschert wurde, der sie alle voll und klar zu erfassen, ihnen entschluß- und verantwortungsfreudig zu begegnen und sie zur Ehre und Größe des Reiches auch in den höchsten Gefahren und nach schwersten Rückschlägen durch die einzigartige Widerstandskraft seiner starken, gesunden und harmonischen Seele zu lenken und zu meistern vermochte. Wie federnder Stahl, biegsam und geschmeidig, aber hart und unzerbrechbar, wurde der kluge, wachsame und zähe Staufer der erfolgreichste Staatsmann seiner Zeit. Er entwickelte einen neuen politischen Stil, die „neue staufische Diplomatie", die gegenüber dem alten Gegner, der Kurie, bei aller Nachgiebigkeit in der rechtlichen Form, ja schließlich bei äußerer Demütigung und Niederlage doch in der Sache, im politischen Endergebnis, stets sich zu behaupten, ja obzusiegen verstand.

Durch eine geradezu geniale Vertrags- und Verhandlungskunst weiß Friedrich Barbarossa zu Beginn seiner infolge der Schwäche und des Unvermögens seiner Vorgänger schwer vorbelasteten Regierung die Stellung des Reiches gegenüber der Kurie im Konstanzer Vertrag (1153) grundlegend zu verbessern und „das alte ottonisch-salische Ziel mit den neuen staufischen Mitteln", die feiner, geschickter und wirksamer waren als der harte, starre, ja „plumpe" salische Stil, unverrückbar anzustreben. Als es dann über den Inhalt und die Auslegung des ‚honor imperii' zum offenen Kampf mit der streitbaren Kirche kommt, folgen „die Jahre der wuchtigsten, von Rainald von Dassel befeuerten Kaiserpolitik", „in denen Friedrich und Rainald noch einmal im steilen Ansturm die salische Herrlichkeit aufzurichten versuchten". Die Vernichtung des siegreichen deutschen Heeres vor Rom durch Malaria, die „Königin der Krankheiten", im Sommer 1167 ruft die große Wende in Barbarossas Leben hervor, der als „Meister in der Kunst des Möglichen, doch das Unmögliche angriff, um das Höchstmögliche zu erzwingen".

Abweichend von H.'s Darstellung bin ich aber der Ansicht, daß der Kaiser dann noch einmal — im Stil und Geist Rainalds — einen Griff nach dem Letzten und Äußersten getan hat, und zwar 1174 bei Legnano, wo er eine Waffenentscheidung gegen Lombarden und Papst versuchte, obwohl ihm Heinrich der Löwe seine für das Stärkenverhältnis des Reichs- und Lombardenheeres ausschlaggebende Truppenhilfe in Chiavenna abgeschlagen hatte. Erst nach und durch Legnano wendet sich Friedrich völlig von seiner Gewaltpolitik in Italien ab, und erst jetzt „erstieg der Kaiser den

[3] Hermann Heimpel: „Kaiser Friedrich Barbarossa und die Wende der staufischen Zeit." (Straßburger Universitätsreden Heft 3). 1942. Hunenburg-Verlag Straßburg.

Digitized by Google

Gipfel seiner diplomatischen Kunst". Erst jetzt „scheidet sich ein neuer Stil seines Herrschens von einem alten". „Durch Beharrungskraft der Seele und durch diplomatische Kunst" weiß Friedrich die Katastrophen von 1167 und 1174 „in eine neue schöpferische Politik umzuwenden".

„Der altsalischen, ‚fast glaubensmäßigen' Verteidigung des Königsrechts in der Kirche folgt die Anerkennung des Papstes als Partner auf dem rein politischen Felde. Die Politik wird bis zu einem gewissen Grad verweltlicht", was zu „um so energischeren Versuchen Barbarossas, die territorialen Rechte des Reiches der Römischen Kirche gegenüber vorzuschieben", führte. Mit einem geschlagenen Heere hat Friedrich den Weg von Legnano (1174) über Anagni (1176) nach Venedig (1177) beschritten und ist dort nach einem politischen Ringen von einer zielbewußten Beharrlichkeit, überlegenen Verschlagenheit, harten und wachsamen Kampfbereitschaft ohnegleichen in allen politischen Machtfragen Sieger geblieben.

Aber auch für Friedrichs innere Reichspolitik, für sein Verhältnis zur deutschen Fürstenschaft wurde Legnano zum entscheidenden Wendepunkt. In Vollendung der vom Kaiser schon seit zwei Jahrzehnten zu einer festen Klammer des Reiches ausgebauten Lehnsverfassung gab Friedrich sein bisheriges nahes und lange Zeit erfolgreiches innenpolitisches Bündnis mit Heinrich dem Löwen nach den trüben Erfahrungen von Chiavenna auf und strebte nun die Zertrümmerung der gefährlich gewordenen Welfenmacht an. Gestützt auf den im Rahmen des Reichslehnrechtes fest und zuverlässig zum König haltenden neuen weltlichen und geistlichen Fürstenstand, gelang ihm dieser schwere und harte Eingriff in die inneren deutschen Machtverhältnisse (1180). H. weiß nun einleuchtend der allgemein verbreiteten Ansicht zu begegnen, daß Friedrich gern das Herzogtum Sachsen eingezogen und nur auf Druck der Fürstenschaft seine Zerschlagung und Weiterverleihung an ihre Standesgenossen vorgenommen hätte. Er weist vielmehr darauf hin, daß „die Zertrümmerung der übergroßen welfischen Macht im Norden dasselbe schuf, was Barbarossa unter Beiseiteschieben des Stammesgedankens in Süddeutschland schon geschaffen hatte oder gleichzeitig schuf": das lehensmäßig fest an die Krone gebundene, durch besondere Vorrechte am Reichsdienst interessierte Gebietsherzogtum von mittlerer Größe ... Deutschland sollte nach Barbarossas Willen nicht zur Krondomäne werden, zum königlichen Einheitsstaat, sondern die friderizianische Reichsplanung ließ, auf dem Wege des Lehnrechts, den Aufbau Deutschlands als Personenstaat weithin bestehen. Dem staufischen Reich fehlten die Organe, um im großen Maßstabe, im ganzen großen Raum des deutschen Königreichs eine eigene königliche Verwaltung einzurichten".

Freilich hatte diese großangelegte und auf organisches Wachstum berechnete (genau so wie die Bismarck'sche Bundesverfassung von 1866!) lehnrechtliche Reichsreform die eine Schwäche, daß sie eben Zeit zur Auswirkung und in dieser Zeit Könige von überragenden Herrschergaben benötigte. Der „grausam frühe Tod" des erst 32jährigen Heinrichs VI. (1197) vernichtete ihre günstigen Ansätze. Er traf aber auch die — als Ergänzung der auf dem Gefolgschaftsgedanken beruhenden lehnrechtlichen Herrschaftsformen — von Barbarossa großzügig ausgebaute und umsichtig gesicherte staufische Hausmacht in Schwaben, im Elsaß, Vogtland, Pleißnerland, Egerland, in Mittelitalien und Sizilien schwer. Denn auch sie stand auf gefährlichen, durch starke, aufstrebende gegnerische Mächte ständig bedrohten Grundlagen. H. faßt als „letzte Überlegung" sein Urteil über die Problematik des staufischen Reiches dahingehend zusammen, daß „je schwieriger das Zusammenspiel von Beherrschung der deutschen Fürstenschaft, also Innenpolitik, eigener Hausherrschaft und Italienpolitik wurde, desto genialer die Staufer sein mußten, desto langlebiger Heinrich VI. hätte sein müssen. Mit der Last des Reiches beladen, hielt Barbarossa, hielten die Staufer, die Deutschen, nicht gleichen Schritt im Gang ihres Jahrhunderts".

Zum Schluß seiner fesselnden, über den vielbehandelten Gegenstand wertvolle neue Gesichtspunkte enthaltenden Rede wendet sich H. gegen die alte Gewohnheit, Friedrich Barbarossa als „Reaktionär" hinzustellen und unterstreicht

Digitized by Google

noch einmal, daß der stets für alles Neue aufgeschlossene Staufer „mit seinen jungen, zukunftsfrohen Beratern, Rainald von Dassel voran", überall neue Wege ersonnen und beschritten hat. Aber, und das macht gerade die Reife und Größe des mitten in der Wende der staufischen Zeit stehenden Staatsmannes Barbarossa aus: mit neuen Ideen und Mitteln erweckt, bewahrt und pflegt er den geschichtlichen Sinn für die große Tradition der alten Könige. Seine „reformatio imperii" wendet sich gegen die durch umstürzlerische Kirchenlehren im Zeitalter Gregors VII. und Bernhards von Clairvaux herbeigeführten, dem Reich verderblichen Neuerungen. In Barbarossas Gestalt verkörpert sich „die Einheit des ottonisch-salisch-staufischen Reiches".

Wir können unsere Stellungnahme zu zwei so bedeutenden Veröffentlichungen über die Staufer und ihr Zeitalter nicht besser beschließen als mit den von Heimpel am Ende seiner Festrede angeführten schönen Worten Gustav Freytags:

„Nicht die politischen Erfolge und Niederlagen der Hohenstaufen waren das Größte, was sie den Deutschen bereiteten. Der beste Segen jedes großen Herrscherlebens ist, daß es Glanz und Wärme in Millionen Herzen sendet ... Auch der Gewinn, welchen die Hohenstaufenherrschaft den Deutschen brachte, ist ein immerwährender geworden, und wir alle leben und atmen darin." Dr. Arthur Diederichs.

Wer in der Erforschung der Kaisergeschichte des Mittelalters auf die Quellen zurückgehen will, für den ist der *„Wattenbach"* * immer unentbehrlich gewesen, und er wird mit Freude und Erleichterung zu der von keinem geringeren als Robert Holtzmann besorgten Neuauflage greifen. Wenn auch der Herausgeber den Löwenanteil an der Bearbeitung der einzelnen Abschnitte hat, so ist diese Auflage eine Gemeinschaftsarbeit verschiedener Fachgelehrter und hat entsprechend auch in der Anlage einige Änderungen erlebt. Die Schriftsteller nehmen auch hier unter den Quellen des frühen und hohen Mittelalters den ersten Rang ein, aber hinzu sind Urkunden, Briefe und Akten aller Art getreten, die kirchlichen Bücher, Inschriften, Kunstwerke, körperliche Überreste usw. Ganz besonders tritt die schärfere landschaftliche Gruppierung heraus, da die Raum- und Siedlungsgeschichte heute mehr Beachtung findet. Es liegen, zum Teil bereits schon wieder in 2. Auflage, die ersten vier Teile des I. Bandes vor, d. h. die Zeit von 900 bis 1125. Es wird uns bei der Durchsicht so recht bewußt, wie sehr die Deutsche Geschichte des Mittelalters die des europäischen Kontinents ist, so daß in dieser Deutschen Geschichte mit Recht auch die Länder des Ostens (Böhmen, Polen, Rußland, Ungarn), Frankreich und in dem noch ausstehenden 5. Teil England und Italien behandelt werden. Bewußt werden wir uns auch wieder bei der Durchsicht der Namen der Verfasser der kirchlichen Gebundenheit dieser Quellen, aber auch der Notwendigkeit, jeden dieser Verfasser gesondert auf seine Stellungnahme zu Kaiser und Papst zu überprüfen. Ist es nicht wieder einmal erstaunlich für die Kraft deutschen Kulturschaffens, daß ein solches Handbuch im fünften Jahre des Krieges diese glänzende Bearbeitung findet?

Dr. H. Philipp.

* Wattenbach-Stolzmann: Geschichtsquellen. Deutsche Kaiserzeit Band I, Heft 1, 2, 3, 4 Berlin 1943. E. Ebering, z. T. 2. Auflage S. 1—856.

Herausgeber: Reichsleiter Alfred Rosenberg, Berlin / Hauptschriftleiter: Dr. Eberhard Achterberg, Berlin · Anzeigen: Joh. Bartenschlager, München / Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 35, Margarethenstraße 17: Fernruf 21 95 51 / Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 22, Thierschstr. 11 Bezugspreis: zweimonatlich RM. 2,40 ohne Bestellgeld / Anzeigenpreise laut aufliegendem Tarif Nr. 5 Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei München
Für nicht angeforderte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Digitized by Google

Zahnpflege im Kriege

Vorbeugende Zahnerhaltung durch gewissenhafte Zahnpflege ist auch im totalen Kriege wichtig, denn die Gesunderhaltung unseres Körpers ist Pflicht an der Allgemeinheit. Verlangen Sie die Aufklärungsschrift „Gesundheit ist kein Zufall" kostenlos von der Chlorodont-Fabrik, Dresden.

Das neue FRANZ MÜLLER BUCH

FINNLAND

VON KRIEG ZU KRIEG

HERVORRAGENDE FINNISCHE MÄNNER BERICHTEN AUS EIGENEM FRONTERLEBEN

PREIS RM 4.20

FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN

„KK" WEHRSPORT GEWEHRE

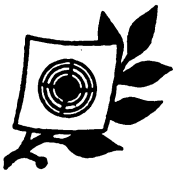
GUSTLOFF-WERKE

Nach dem Kriege wieder durch den Fachhandel zu beziehen

Flugmotoren
Krafträder
Kraftwagen

BMW

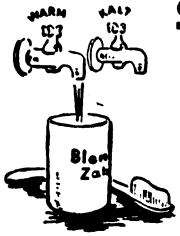
Digitized by Google



Sportwaffen

erhalten Sie in allen Ausführungen erst nach dem Kriege wieder bei Ihrem Fachhändler.

MAUSER



Sachgemäße Körperpflege ist die Voraussetzung jeder Leistung. Darum ist auch die Zahnpflege für den schaffenden Menschen von großer Bedeutung. Kleinen Schäden vorbeugen, heißt die Arbeitskraft erhalten. Die Gesunderhaltung der Zähne ist eine Pflicht, die dem eigenen Wohl ebenso wie dem der Allgemeinheit dient.

Blendax-Zahnpasta

BLENDAX-FABRIK MAINZ/RH.

Wer fordert, muß auch geben!

Sie verlangen mit gutem Recht von Ihrer Lebensversicherung, daß sie ihre Verpflichtungen pünktlich erfüllt. Um das zu gewährleisten, müssen auch Sie durch zeitgerechte, volle Beitragszahlung, sorgfältige Verwahrung aller Versicherungsunterlagen, sofortige Mitteilung u. ä. an Ihr Versicherungsunternehmen das Ihrige tun.

Vertrauen

ist der erste Schritt zur Gesundung!

BAYER

ARZNEIMITTEL

Digitized by Google

PANZER oder *PARFÜMS?*

Unsere guten deutschen Parfüms bringen wichtige Devisen ein. Mit Devisen werden rare Rohstoffe für unsere Rüstung gekauft. Und damit ist die Frage auch schon beantwortet: während des Krieges verzichten wir auf

MOUSON LAVENDEL
Mit der Postkutsche

DR. MADAUS & CO. RADEBEUL/DRESDEN

KRUPP
STAHL
seit 130 Jahren

FRIED. KRUPP

106

Digitized by Google

THEATER AM GÄRTNERPLATZ
MÜNCHEN
(Bayerische Staatsoperette)
Das führende Operettentheater

ADRIAN BRUGGER MÜNCHEN

Theatinerstraße 40
Gabelsbergerstraße 55

Einrichten von Zeichenbüros
und Lichtpausereien.
Eigene Photokopie-
und Lichtpauseanstalt
Modellbau

THESPIS

Wie Sie in Lichtspielhäusern vorteilhaft werben können — ganz gleich, ob in München oder im großdeutschen Wirtschaftsraum — erfahren Sie durch die

THESPIS-REKLAME
G. m. b. H.
Größtes Spezialunternehmen
Süddeutschlands
München 22
Maximilianstr. 5 • Ruf 23038 23039

GALERIE ZINCKGRAF
MÜNCHEN 2 • LENBACHPLATZ 5-6

Erstklassige Gemälde alter und moderner Meister

An- und Verkauf

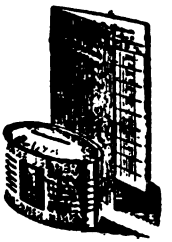
Digitized by Google

Jede Arbeitsstunde hilft der Front!

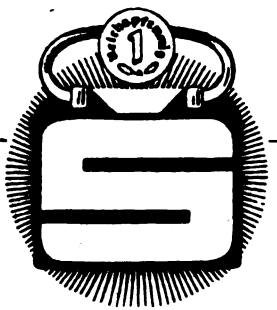
Daher soll man auch heute seinen Körper nach Möglichkeit vor schädigenden Einflüssen schützen, zumal unsere bewährten Vorbeugungs- und Kräftigungsmittel erst nach dem Sieg wieder unbeschränkt zu haben sind.

BAUER & CIE
SANATOGENWERKE
BERLIN

DRESDNER BANK
HAUPTSITZ BERLIN
Vertreten
in allen Teilen Großdeutschlands



Banksparbuch und Heimsparbüchse helfen Vorsorge zu treffen für die Wechselfälle des Lebens



Das sieghafte „S" — Dein Losungswort. Sparkasse heißt es, spare dort.

SPARE BEI DER
SPARKASSE

IN DIE HAUSAPOTHEKE
gehört nur, was zur ersten Hilfe dient. Arzneivorräte gehören in die öffentliche Apotheke, damit sie denen zugute kommen, die sie gerade brauchen.
Wenn jeder
ROCHE ARZNEIMITTEL
nur kauft, sobald er ihrer wirklich bedarf, dann ginge nicht mancher leer aus.

Digitized by Google

COMMERZBANK

Gegründet 1870

Niederlassungen in den größeren Städten des Reiches

Eröffnung von Banksparkonten

Führung Eiserner Sparkonten

Welches Buch wünschen Sie?

Der deutsche Bauer im Osten eine Neuerscheinung von Günther Pacyna	RM 3,80
Die Krim - Klima, Vegetation und landw. Erschließung von Heinrich Walter	RM 3,60
Das Reich als europäische Ordnungsmacht - von Karl Richard Ganzer, 136 Seiten	RM 2,80
Neue Dorflandschaften - Gedanken und Pläne zum ländlichen Aufbau in den neuen Ostgebieten und im Altreich, reichhaltig bebildert	RM 10,-
Bausteine zur ländlichen Volks- u. Bodenordnung - von Dr. Herbert Morgen	RM 3 50
Agrarpolitische Schriften - von Ernst Moritz Arndt, herausgegeben von Terstegen, 460 Seiten	RM 6,50
Moltke und das Bauerntum von Dr. Albrecht Timm, Neuerscheinung!	RM 3,60
Kann sich Europa selbst ernähren? von Dr. Lorz	RM 1,60
Deutscher Sozialismus - in den Sudetenländern und der Ostmark von A. Cilier	RM 4,50

Wir liefern zur Zeit nur unter Nachnahme!

LANDBUCHVERTRIEB GMBH,
(1) BERLIN N 4, Oranienburger Str. 44

Bücher von Rang

finden Sie in unserem Verlag

U. a. erschienen Werke von

Irma Buntjel
Herbert von Hoerner
Suse von Hoerner-Heintze
Hans-Christoph Kaergel
Hans Nowak
Werner Steinberg
Arnold Ulitz

GAUVERLAG-NS-SCHLESIEN
BRESLAU

Erziehung d. deutschen Hausfrau und Mutter

in den allbekannten Heimtrauenschulen der Mathilde - Zimmer - Stiftung

Haushaltungsschulen, Frauenfachschulen, Frauenoberschule (Kl. 6-8, Werkabitur) Halbjahreskurse Abiturientinnen, Sonderlächer. Bisher über 17000 Schülerinnen

Nähere Auskunft durch die Leitung

BERLIN-ZEHLENDORF, KÖNIGSTRASSE 19

„Rietenauer Badbronnen"

KINDERSANATORIUM

Dr. med. K. H. BIELING K.G.

Rietenau/Württ.-Land, Tel.: Backnang Nr. 561.

Nachbehandlung von Infektionskrankheiten, Rheuma und allen Arten von Bewegungsstörungen - eigene Mineralquelle - wald- und wiesenreiche Lage.

Digitized by Google

Zeichen und Name für

Thomas-Porzellan

Thomas
Thomas
Bavaria

Porzellanfabrik F. Thomas
MARKTREDWITZ / GAU BAYREUTH
INHABER: ROSENTHAL-PORZELLAN AG

NEUERSCHEINUNG

Axel-Albrecht
Freiherr von Maltzahn

Der deutsche Soldat

Umfang 420 Seit. / Geb. RM. 6,50

Das Wirken vieler bekannter Heerführer und Marschälle und darüber hinaus der langen Reihe von unbekannten deutschen Soldaten, deren Taten in dankbarer Erinnerung unseres Volkes weiterleben, ist hier von einem Kenner in mitreißender Art gestaltet.

Bezug nur durch den Buchhandel

Wilh. Limpert-Verlag · Berlin SW 68

Zeitungswissenschaft in Feldpostausgabe

Praktische Ratschläge für den Aufbau des Gesamtstudiums und zahlreiche Anschriften von Instituten und Seminaren machen die Schrift von

Geheimrat Prof. Dr. Walther Heide

Wie studiere ich Zeitungswissenschaft?

48 Seiten. Kart. RM. 1,20
(Vorzugspreis für Hörer RM. —,90)
Gewicht etwa 60 g

zu einem unentbehrlichen Berater für Studenten und vor allem für unsere Soldaten, die dieses Studium anstreben

Essener Verlagsanstalt

DBAD

BANK DER DEUTSCHEN ARBEIT A.G.
HAUPTSITZ BERLIN

Niederlassung München
München 2, Brienner Straße 56

Durchführung aller bankmäßigen Geschäfte

Annahme von Spargeldern

Niederlassungen in allen Teilen Großdeutschlands

Digitized by Google

Auch bei jeder Tablette

Silphoscalin

soll man dran denken

daß zur Herstellung von Heilmitteln viel Kohle gebraucht wird. Deshalb nicht mehr Silphoscalin nehmen und nicht öfter als es die Vorschrift verlangt! Vor allem aber, wirklich nur dann, wenn es unbedingt nottut. Wenn alle dies ernstlich befolgen, bekommt jeder Silphoscalin, der es braucht, in den Apotheken, und zugleich wird erfüllt die

Parole: Spart Kohle!

Carl Bühler, Konstanz,
Fabrik pharm. Präparate.

Stoffe sind Werte

ihre Erhaltung ist ein besonders dringendes Gebot der Kriegszeit. Schützen Sie Ihre Kleidungsstücke vor Regen und Nässe durch Imprägnierung mit

Itgn

Wer die Lebensdauer von Textilgütern verlängert, hilft Kohle und Arbeitskraft für Neuanschaffungen sparen.

Orig.-Btl. mit 25 g RM -,37 a. R. in einschlägigen Geschäften

Ausführliche Prospekte durch. Curta & Co. G. m. b. H., Berlin

---

Efasit

PUDER

Efasit-Puder, besonders zur Fußpflege hervorragend geeignet, beseitigt übermäßige Schweißentwicklung, wirkt angenehm kühlend und desinfizierend. Er verhütet Blasen, Brennen u. Wundlaufen. Auch vorzüglich geeignet als Massage- und Körperpuder.

1 Streudose RM -.75, Nachfüllbeutel RM -.50

In Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften

TOGAL-WERK MÜNCHEN

Landschulheim Gumperda bei Jena. Oberschule für Jungen. Gesunde Lage zwischen waldreichen Bergen. Abiturberechtigung. Dr. Gustav Kleemann.

Digitized by Google

Angebrochene Arznei-Packungen

nach Entnahme der jeweils benötigten Arzneimenge s o f o r t wieder gut verschließen! Zutritt von Luft und Feuchtigkeit beeinträchtigt in vielen Fällen die Haltbarkeit und Wirkung der Arznei. Verdorbene Arzneimittel bedeuten aber den Verlust von in mühevoller Arbeit gewonnenen hochwertigen Heilstoffen, die dann anderen Kranken fehlen. —

Dr. Boether-Tabletten

sind wie alle Medopharm-Arzneimittel ausschließlich in Apotheken erhältlich.

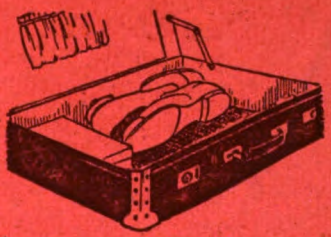
MEDOPHARM

Pharmazeutische Präparate
Gesellschaft m. b. H., München 8

DIE BEKANNTEN

BKS Sicherheits-
SCHLÖSSER
BEGRÜNDEN DEN WELTRUF DER GRÖSSTEN SCHLOSSFABRIK EUROPAS

Jetzt planen - später bauen!



In jeden Luftschutzkoffer gehört unbedingt ein Paar gute Rieker-Schuhe. Denn, sollten Sie einmal Schaden erleiden, dann sind starke Schuhe dringend erforderlich. Mit Hausschuhen ist Ihnen im Schadensfalle nicht gedient.

Rieker

Digitized by Google

MUNCHENER KUNSTVERSTEIGERUNGSHAUS

ADOLF WEINMULLER

KUNSTAUKTIONEN
AUSSTELLUNGEN

Übernahme ganzer Sammlungen und wertvoller Einzelstücke: Gemälde alter und neuer Meister, Antiquitäten, Möbel, Plastik, Tapisserien und Teppiche, Münzen, Medaillen, Graphik, Bücher, Handschriften usw.

MUNCHEN, ODEONSPLATZ 4
LEUCHTENBERG-PALAIS RUF: 22962 UND 51616

Sie schaffen es!

Stärker denn je ist die Gesundheit der Frau im Kriegseinsatz beansprucht, um so größer die Sorge, leistungsfähig und frisch zu bleiben. Darum soll zur Gesunderhaltung der Haut

FISSAN
PUDER
colloidfein

auch besonders der berufstätigen Frau vorbehalten sein.
FISSAN ist sparsam im Gebrauch –
Sei Du auch sparsam mit FISSAN!

3 HERZBLATTER
Die Schutzmarke unserer Präparate
TOGAL-WERK GERH. F. SCHMIDT
fabrik pharmaz. u. kosm. Präparate
MÜNCHEN

Wilhelm Grün
DIETRICH ECKART ALS PUBLIZIST
Mit einer Ahnentafel bis 1285 und einer Dietrich-Eckart-Bibliographie von 1868-1938
Der Verfasser beherrscht das ganze mitunter recht schwierige Stoffgebiet geradezu souverän - 208 Seiten
Kartoniert RM. 4,80
Erhältlich in jeder Buchhandlung
ZENTRALVERLAG DER NSDAP. FRZ. EHER NACHF., MÜNCHEN

Elektroflaschenzüge
„Orig. Schüle"
SWF Süddeutsche Waggon- u. Förderanl.-Fabrik von Bechtolsheim u. Stein K.G.
MÜNCHEN 25

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 106967067